

SCHATTEN AUS STERNENLICHT

Nicole Lieger

Ein Yurvanischer Wandelroman

Impressum

(c) Nicole Lieger, Wien, 2024

Alle sind herzlich eingeladen, weitere Werke im Geiste dieses Romans zu erschaffen!
Hierin enthaltene Themen, Ausrichtungen, Erzählstränge oder Menschenbilder
dürfen gerne als Inspiration verwendet werden.
Außerdem freue ich mich über Rückmeldungen und Interessensbekundungen!
auf: **nicolelieger.eu**

Autorin: Nicole Lieger

Umschlag: Claudie C. Bergeron, claudiecb.com, oder via Reedsy.com

Fonts: Crimson Text, Zilla Slab.

herausgegeben von Nicole Lieger, Wien, 2024

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN: 9798335191241

Titel der englischsprachigen Ausgabe:

The Starlight of Shadows – A Yurvanian Transition Novel

weiterer Titel aus der Reihe der Yurvanischen Wandelromane:

Der Zauber der Freiheit

The Charms of Freedom

Ein **Hintergrund-Glossar-Geplauder**
der yurvanischen Welt
findet sich auf meiner Webseite:
nicolelieger.eu/yurvania



Für David Abram,

Autor des wunderbares Buches 'Becoming Animal'
und ein Magier dieser Welt

1

Letzte Streifen aus Gold und Purpur zogen sich über den Himmel, aber die Kronen mächtiger Baumriesen tauchten Amalai schon in Dunkelheit. Um sie rauschte ein Meer voller Düfte und Spuren.

Amalai ließ eine bleiche Blüte in ihre Hand fallen. Farne wogten um ihren Kopf während sie auf dem Waldboden kniete und den beißend süßen Geruch einatmete. Dies war die Stunde, da die samtigen Kelche sich der Nacht öffneten. Genau der Moment, wo ihr Aroma am wildesten, ihre Kraft am unbändigsten war. Genau der richtige Augenblick, um sie zu sammeln.

Spuren eines zweideutigen Parfüms stiegen in Amalais Nase, ein unverschämter Lockruf zwischen Wollust und Verwesung, verheißungsvoll bis an die Grenze der Übelkeit. Aber Amalai wusste die gespenstischen Blumen zu gewinnen, ihnen ihre verwirrende Essenz zu entlocken. Die zur gegebenen Zeit in ein heißes Bad fließen konnte, um Menschen mit sanftem Wohlgefallen zu umschmeicheln und ihre Schmerzen zu lösen.

Amalai seufzte zufrieden, als sie eine weitere blasse Nachtblüte in ihre Hand fallen ließ. Nur noch ein oder zwei, dachte sie. Den Rest würde sie wachsen lassen.

Doch dann sprangen die Affen auf und jagten aufgeregt durchs Geäst. Vögel schrien Alarm. Ein großes Tier brach laut und ungestüm durch das Unterholz.

Amalai duckte sich tief zwischen die Farne und hielt den Atem an. Angestrengt lauschte sie auf die Quelle des Tumults. Dann schlich sie vorsichtig zwischen den schwarzen Stämmen voran, bis sie etwas sehen konnte.

Es waren drei Kadetten, aus der Klingenburg. Dicht gedrängt stolperten sie auf den Waldrand zu, seltsam unbeholfen, als wären sie aneinander gefesselt. Nein, sie trugen etwas, ein großes, sperriges Ding.

Amalai ging ihnen nach.

Schon bald liefen die Kadetten das letzte Stück offene Wiese bis zur Kaserne hinunter. Aber noch bevor sie das Tor hinten in der Hofmauer erreicht hatten, kam ihnen eine Wache über die kleine Brücke entgegen.

Dann noch eine Kriga aus dem Hof, und noch eine. Schon bald hatte sich eine kleine aufgebrachte Menge aus Kadetten und älteren Krigas versammelt.

Amalai trat unauffällig näher und spähte zwischen den uniformierten Rücken hindurch. Auf einer Bahre lag ein junger Mann, oder eher ein Bursche. Er war kaum älter als sechzehn und auffallend schön, sein Gesicht so ebenmäßig und vollkommen wie das einer Marmorstatue. Und auch so weiß, so kalt. Er war tot.

Sein Körper war mit einem Tuch bedeckt. Amalai wusste nicht, ob es nur eine albtraumhafte Einbildung war, oder ob sie wirklich die Konturen zerschmetterter Glieder darunter erkennen konnte.

Sie wandte sich ab. Und wandte sich dann doch wieder zu.

Die Krigas rund um die Bahre murmelten. Einige waren stumm vor Schock, andere fluchten leise und wütend vor sich hin. Die Kadetten aus dem Wald gaben Erklärungen ab, wieder und wieder.

Bis einem von ihnen die Galle überging. »Ich schwör's! Ich hab's gesehen, mit eigenen Augen!« Er war ein stämmiger Bursche, voller Kraft und Muskeln. Doch sein Körper zitterte.

Ein Kamerad legte ihm den Arm um die Schultern und versuchte, ihn zu beruhigen. »Na komm, Kortid.«

Aber Kortid wollte nicht beruhigt werden. »Ich sag's euch! Ich war es, der Hun gefunden hat. Und ich hab's gesehen! Da hockte ein Schatten auf seiner Brust. Ein Geist, ein Monster, schwarz wie die Nacht! Ein Dämon! Der hat Hun gefangen und sein Blut getrunken!«

Kortid war unnatürlich blass, selbst für jemanden mit so weißer Haut. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Einige der Krigas schienen ihm zu glauben, und waren steif und unbeholfen vor Angst. Andere versuchten immer noch, Kortid zuzureden wie einem kranken Kind.

»Schaut doch selbst! Schaut seinen Hals an!«, schrie Kortid, außer sich.

Die Krigas warfen einander unsichere Blicke zu. Dann trat ein hagerer Mann vor und zog mit knapper Geste am Tuch. Im Schein der Laterne leuchtete Huns Hals fahl wie der Mond, so blass und makellos wie sein Gesicht. Keine Wunden verunstalteten seine Haut. Bis auf zwei winzige rote Punkte an der Seite. Genau über der Schlagader.

Der Kriga fuhr zurück. Andere beugten sich weiter vor.

Ein Flüstern ging durch die Gruppe, die zuvor erwartungsvoll verstummt war. Das Raunen schwoll an wie eine Welle, brach und kehrte zu seinem Ursprung zurück als ein Verdacht, eine Frage, ein Gerücht. Tiefe Gespräche voller Nicken und Kopfschütteln entspannen sich. Und brachen ruckartig ab, als Befehle vom Kasernentor her gebrüllt wurden.

Alle Krigas schlugen sofort die Hacken zusammen.

Wortlos trugen sie die Bahre hinein.

Das Tor fiel zu. Langsam, wie in einer unwirklichen Trance gefangen, ging Amalai davon.

* * *

»Aber es gibt keine Dämonen! Das wissen doch alle!«, polterte Rebonya, und ihre Mandelaugen funkelten die anderen Kadetten an.

Tumult erfüllte den Gemeinschaftsraum, Unglaube, Fassungslosigkeit. Hun war tot.

Eine Gruppe Kadetten umringte Kortid und lauschte mit gerunzelten Brauen seiner Geschichte von dem Monster, das er im Wald gesehen hatte. Andere schlugen mit der Faust gegen die Wand oder sanken in sich zusammen, den Kopf in den Händen.

In mehreren Ecken entspannen sich hitzige Debatten.

»Dämonen sind doch nur ein Märchen!« Rebonya schüttelte den Kopf so heftig, dass ihr die kurzen schwarzen Haare um die Ohren flogen. »Schauergeschichten aus der Feudalzeit, als alte Magjas Illusionen herbei zauberten, um die Untertanen gefügig zu halten.« Sie schnaubte. »Auf so was fallen wir doch nicht mehr rein!«

Der Kadette neben ihr wiegte bedächtig den Kopf. »Aber Hun ist tot im–«

»Ja, Hun ist tot!« Rebonyas Wut unterbrach ihn. »Und ich kann dir sagen, welcher böse Geist ihn auf dem Gewissen hat!« Sie zeigte mit anklagendem Finger in Richtung Burghalle. »Dieser Geist! Ein Geist, der Menschen in sinnlose Gefahren schickt und das ›Korrektur‹ nennt. Obwohl es in Wirklichkeit nur ein fadenscheiniger Vorwand für die Mächtigen ist, ihre Untergebenen leiden zu lassen.«

Rebonyas Hand ballte sich zu einer Faust. »Diese ›Korrekturen‹ haben noch nie dazu beigetragen, den Charakter oder das Verhalten eines Menschen zu verbessern.« Sie verzog den Mund. »Alles, was sie bringen ist Angst, Schmerz und Demütigung. Selbstzweifel, die Leute glauben lassen, sie hätten so etwas verdient. Und die sie bereit machen, andere genauso zu behandeln. Alltägliche Quälereien, die zukünftige Krigas darauf drillen, mindestens so viele Grausamkeiten auszuteilen, wie sie selbst einstecken mussten.«

Das ging ein bisschen weit. Durfte man so etwas sagen? Einer der Kadetten wich einen Schritt zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und sah Rebonya mit zusammengekniffenen Augen an.

Aber Rebonya polterte weiter. »Du kannst sagen, Hun hatte einen Unfall beim Holzfällen. Aber warum ist denn dieser Unfall überhaupt passiert, bitte schön?! Warum war er denn allein diesen Baum fällen?«

»Es war kein Unfall.« Genau in diesem Moment ging Kortid hinter Rebonya vorbei. Sein Gesicht war blass, seine Stimme müde. Nur noch ein Flüstern.

»Es war ein Dämon.«

* * *

›Ein Dämon.<

Berqar machte ein paar Schritte zum Fenster und schaute zwischen den Gitterstäben hinaus. Kalt und abweisend ragte die Burg in den Himmel.

»Ein Dämon ist im Wald erschienen. Und hat Hun getötet.«

So war die Mär zu ihr gekommen, zur Kommandantin der Klinge, der ältesten Kaserne Yurvanias. Es erschien ihr wie ein Omen, ein Orakel. Wie ein Zeichen voll versteckter Bedeutungen, voller Warnung vielleicht, oder voll verborgener Verheißung.

Es war ein Ruf. Wenn es Berqar nur gelänge, den verschleierte Pfad zu sehen, die geheime Botschaft zu entschlüsseln. Schicksal und Mysterium riefen nach Berqar. Sie konnte es fühlen. Aber noch nicht verstehen.

Berqar blickte hinaus in die Dämmerung, in blutrote Wolken über den schwarzen Zinnen.

Und langsam nahm die Vision Gestalt an.

Ein Schatten stieg über Behrlem auf, über einer schwachen, hilflosen Stadt. Eine Macht der Finsternis bedrohte das Leben unschuldiger Menschen, würde morden, gnadenlos! Ein Dämon war da, ein Teufel, eine Ausgeburt der Hölle!

Berqar fühlte eine Energie in sich aufsteigen wie glühend rote Lava. Ein gleißendes Feuer lief durch ihre Adern, eine Gewissheit. Das war es! Das war der Ruf, der Befehl. Das war, was sie tun musste.

Berqar drehte sich um, mit einem Funken in den Augen, den sie längst erloschen geglaubt hatte. Aber da war er wieder. Und würde brennen, lichterloh!

* * *

Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse und zog den warmen Körper ihres Geliebten tiefer in ihre Arme. Lahoon schmiegte sich an sie. Sein Rücken war nackt, und seine samtige Schmetterlingshaut schimmerte blau und türkis im schwachen Abendlicht. Er sah aus wie ein Fay, der sich ins Terrenreich verirrt hatte. Aber er war ein Kind dieser Erde, soweit sie wussten, ein Menschentier wie alle anderen auch. Auch wenn die Sehnsucht nach der Anderwelt tief in seiner Seele saß und ihn bereit machte, sich an jeden Strohalm zu klammern, oder nach den Sternen zu greifen.

Und genau so hatte er Amalais Geschichte aufgenommen. Seine Stimme war rau, durchdrungen von Hoffnung und Verlangen. »Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen. Vielleicht, nur vielleicht, ist das meine Chance, die Fay zu finden.«

Lahoon strich sich eine Strähne pechschwarzen Haares aus der Stirn. »Ich werde in den Wald gehen. Zu den Schatten, dem Dämon, den Fay. Wer auch immer dort gewesen sein mag heute Nacht. Ich werde nach ihnen suchen.«

Lahoons Blick war auf den Horizont gerichtet, wo der schwarze Wald schwer und dunkel unter einem sternenklaren Himmel lag. »Ich habe schon so oft gerufen. Habe gebeten und gewartet, gesungen und gelockt. Habe die Fay immer gespürt, im Schlag meines Herzens, im Duft der Erde. Sie sind da. Aber ich weiß nicht, wo. Oder wer. Was sind sie? Dämonen, Feen, Einhörner? Engel und Geister? Wesen jenseits von Namen und Vorstellung?«

Lahoons Worte wurden zu einem Flüstern, das der Wind davontrug. »Sie haben sich mir nie offenbart. Aber vielleicht jetzt. Heute Nacht.«

Lahoon ließ seine Stirn gegen Amalais dunkle Locken sinken. »Ich muss alleine gehen. Du wirst keine Angst um mich haben?«

»Nein.«

In der Ferne rief eine Eule.

»Doch.« Amalai schloss ihre Finger um Lahoons Hand. »Du begibst dich in Gefahr. Aber was sonst solltest du tun?«

Die Pflanzen der Terrasse raschelten leise neben ihr, in der Sprache der Blätter. Amalai nahm ihren Trost an. Sie neigte sich Lahoon zu, bis ihre Wangen sich berührten. »Du wirst die rechte Art finden, den Schatten im Wald zu rufen. Ich vertraue auf deine Träume und die Sehnsucht deiner Seele. Deine Liebe zu den Fay wird dich leiten.«

*

Lahoon versank im nächtlichen Wald wie in einem Ozean, der ihn mit sanften Wellen in die Tiefe zog. Der mondlose Himmel stand weit und dunkel über der Welt, und Lahoon wandelte zwischen den schwarzen Stämmen und den schwankenden Gestalten der Farne.

Der ganze Wald war voller Leben, voll glänzender Augen und schnuppernder Nasen. Voller Rascheln, von Blättern und Schuppen und winzigen Krallen.

Die magische Laterne in Lahoons Hand warf einen schwachen goldenen Schein auf den Boden, einen Kreis aus Licht, der ihn gerade mal einen Schritt weit sehen ließ.

Und ihn umgekehrt meilenweit sichtbar machte, ein einzelner leuchtender Punkt in einem endlosen Meer aus Dunkelheit. Alle Wesen des Waldes würden wissen, wo er war. Es gab kein Versteck für ihn.

Und vielleicht war das gut so.

Denn Lahoon war ein Suchender, aber einer, der vor allem darauf vertraute, gefunden zu werden. Sein ganzes Wesen war ein Angebot, eine Verlockung, ein Willkommen. Lahoon jagte nicht nach, sondern lud ein. Er war offen und willig. Bereit, zu hören und zu spüren, zu empfangen. Und von sich selbst zu geben.

Lahoon sandte sein geborgtes Licht aus, ohne zu zögern.

Er wollte sogar noch mehr tun.

Rund um Lahoon sangen die Stimmen der Nacht, sie rauschten und zirpten, knackten und quakten. Affen tanzten über ihm durchs Geäst. Zweige brachen unter seinen Füßen.

Lahoon fühlte sich ein in diese Symphonie des Waldes. Und ließ seine eigenen Töne mitklingen. Summend und schnalzend, eine leise, zögernde Frage pfeifend ging Lahoon weiter, vertraute auf seine Intuition und das Geleit des dichten Lebens um ihn herum.

Sie brachten ihn direkt zu dem gefällten Baum.

Der mächtige Stamm lag am Rande einer Lichtung inmitten der Spuren von Verhängnis, von Aufruhr und Zerstörung. Das Gras war zertrampelt, Äste abgerissen. Furchen im Boden zeugten von schweren Lasten, die über den Boden geschleift worden waren.

Nun lagen sie still im Dunkel der Nacht.

Nur der matte Schein der Laterne erhellte eine Krone voll welkender Blätter. Ein Baumriese war hier gestorben, und hatte im Fallen einen Jungen mit in den Tod gerissen.

Lahoon sank auf die Knie und legte seine Stirn an die raue Borke.

Lange Zeit blieb er bewegungslos, fühlte, wie der Atem seinen Körper verließ und eins wurde mit dem Geruch von Wald und Harz und fruchtbarer Erde.

Eine Brise ließ die Blätter rund um ihn rascheln und flüstern. Langsam und vorsichtig begann Lahoon zu antworten, mit seinem eigenen rauen Atem, mit den Lauten, die sein innerer Wind machte, wenn er über die Blätter und Bänder in seiner Kehle strich.

Ein Summen vibrierte in seiner Lunge, floss hinaus in die Welt als ein Klagelied, ein Requiem. Als Trauer, als ein Hinspüren zum Mysterium des Todes und dem Schatten der Fay, der über ihm lag.

Lahoons Stimme brach nun ohne sein Wollen oder Zutun aus ihm heraus, wurde ein Ruf, eine Suche in ätherischen Welten.

Der Schmerz über den Tod verschmolz mit der endlosen Sehnsucht nach einem Leben, das Lahoon fühlen konnte, aber nicht berühren, nicht erreichen.

Er wusste nicht, ob er in Worten sprach oder nur in der Form seiner Melodien, dem Ton seiner Stimme, den Bewegungen seines Körpers. Aber er sprach, soviel wusste er. Und er fühlte die Gegenwart der Fay, die seine Augen nicht sahen. »Wer seid ihr? Was ist geschehen?«

Ranken des Todes schwebten noch immer über der Szenerie. Lahoon konnte sie spüren. Er lehnte sich in ihre Spuren während er sang, immer weiter, in sanften, fragenden Melodien.

»Ihr seid gekommen, im Moment des Todes.« Die Blätter bebten.
»Wer seid ihr? Warum seid ihr hier?«

Lahoons Stimme war heiser. »Habt ihr getötet?«

Seine Finger strichen über die furchige Rinde. Auf der Suche nach einer Antwort, oder nach einer besseren Frage.

»Begleitet ihr die Sterbenden? Mildert die Schmerzen, geleitet die Seelen?«

Lahoons Finger verfring sich in der Kerbe, die die Axt geschlagen hatte.

»Oder ist der Tod der einzige Moment, in dem ihr von einer Welt in die andere treten könnt? Ist dieser Spalt, dieser Bruch im Gefüge des Seins, euer Portal?«

Lahoons Wahrnehmung veränderte sich.

Er spürte, wie die Welt um ihn dichter wurde, voller, so als hätten sich bislang ungeahnte Ebenen für ihn sichtbar gemacht.

Der Wald war voller Tod. Lahoon konnte es nun sehen.

Im matten Schein der Laterne, am Rande der Nacht, saß ein Käfer und aß ein Blatt. Lahoon erlebte mit, wie das Blatt starb und zu Käfer wurde. Die winzigen grünen Zellen zerbrachen, ihre unglaublich komplexe Struktur löste sich auf. Aber all die Lebenskraft war noch da, verwandelte sich, wurde zu Zellen eines Käfers, eines dunklen Auges, eines durchsichtigen Flügels unter dem Schutz des dicken Panzers. Der Käfer schnupperte mit zarten Fühlern in den Wald hinaus und flog davon. Lebenskraft eines Blattes floss durch seine Muskeln und trug ihn durch die Lüfte. Ein goldener Punkt schwebte aus dem Lichtkreis der Laterne davon.

Und wurde zu Fledermaus.

Der Käfer knackte zwischen kleinen scharfen Zähnen. Der Tod riss eine weitere Wunde in das Geflecht des Lebens, wie ein Schrei, ein sengender Blitz.

Und dann löste der Käfer sich auf.

Winzige Zellen hörten auf, Käfer zu sein, und wurden Fledermaus. Sie wurden zum Schlag ledriger Flügel, zur Feinheit in den Ohren eines geheimnisvollen Wesens, das sich selbst durch ein Labyrinth an Ästen rief. Die Lebenskraft floss durch seine Adern, stark und ungebremst, eine Quelle der Bewegung, der Entfaltung, der Wünsche.

Lahoon fühlte die Fledermaus davonfliegen, mit ihren eckigen, erratischen Bewegungen. Und hatte plötzlich eine Vision ihres Todes.

Ihr pelziger Körper lag auf dem Boden, still und verkrümmt. Er wurde Heimat für die Ursprünge von Käfern, und einen Mikrokosmos von Wesen so unbegreiflich, dass Lahoon die Worte fehlten um sie zu benennen. Der Körper der Fledermaus war ein eigenes Universum, eine ganze Welt voll unvorstellbar fremdartiger Geschöpfe. Er sprühte und wimmelte vor Leben, bis diese Welt sich schließlich selbst aufgebraucht hatte und in sich zusammenfiel. Dann wurde sie zu Erde, zur Wiege der Bäume.

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen.

Er konnte all die Übergänge fühlen, die sich durch den Wald zogen. Den Tod, und die Transformation. Es gab Millionen Risse im Gewebe des Seins. Momente der Instabilität, Orte, wo das Unfassbare geschah. Wo Gestalten sich wandelten und Lebenskraft von einem zum anderen floss.

Wenn der Tod das Portal war, mit dem die Fay von einer Welt in die andere kamen, dann musste es unendlich viele Wege geben.

»Oder ist es der Tod eines Menschen, den ihr braucht? Diejenigen von euch, die nicht durch den Spalt eines Käfers kriechen können?«

Lahoon zitterte.

War er bereit zu sterben? Gegessen zu werden, seinen Körper und seine Lebenskraft in einen anderen fließen zu lassen? Einen Fay?

»Nein,« flüsterte er. »Nein. Noch nicht. Ich bin nicht bereit mich aufzulösen, selbst wenn es ein Weg wäre, zu dir zu werden. Ich möchte dir zuerst begegnen, als der, der ich jetzt bin. Ich möchte diesen Körper haben, um deine Berührung zu spüren. Diese Seele, um dich zu erkennen.«

Lahoon konnte den Tod im Wald um sich sehen, wie gespenstische Glühwürmchen, wie Spinnweben aus Mondlicht. Die Risse im Geflecht der Welt waren überall.

Mit der sanften Bewegung eines Druiden griff Lahoon in dieses Licht, in diese Finsternis. Sie lag in seinen Händen wie ein feiner Schleier, ein ätherisches Gewebe.

Als Lahoon vorsichtig die Arme hob, formten sich dicke Falten aus Sternenlicht über seinen Händen, volle, runde Schichten aus unsichtbarem Samt. Silbrige Schimmer bogen sich, bildeten einen Türbogen, wie der Rand einer angehobenen Decke. Darunter gähnte ein schwarzes Loch. Eine Höhle, ein Tunnel. Gerade groß genug für einen Menschen.

»Komm«, flüsterte Lahoon in die Passage unter seinen Händen.
»Komm.«

Nichts regte sich.

Da war kein Laut, keine Bewegung, kein lebendes Wesen, das Lahoon spüren konnte.

Er sang sanft in die Dunkelheit, Balladen der Hoffnung, des Willkommens und der Liebe.

Die Töne verklangen. Es gab kein Echo. Dumpfe Stille blieb zurück.

Lahoons Seele verging vor Sehnsucht. Sein Körper bebte.

Mit der Sicherheit eines Schlafwandlers hob Lahoon die schimmernden Falten an und duckte sich darunter hindurch.

Er fiel in die Dunkelheit.

2

Rebonya trug die vergoldete Rüstung der Ehrengarde. Sie stand vollkommen still in Reih und Glied, als Huns Totenwache.

Durch das Fenster fiel die Schwärze einer bitteren Nacht herein, aus der die letzten blutroten Strahlen längst geschwunden waren. Hun lag aufgebahrt wie ein Held. Der Kasten um seinen Leichnam war groß und flach, mehr ein Bett als ein Sarg, bedeckt von einer riesigen Fahne. Nur sein Kopf war zu sehen.

Rebonya blickte aus dem Augenwinkel hinunter auf Huns Gesicht. Ihre Hand ballte sich zur Faust.

Doch da kam das Zeichen.

In perfektem Gleichklang hob die Ehrengarde die Bahre an und trug sie hinein. Das Gewölbe über ihnen, hoch wie das einer Kathedrale, warf das hohle Echo ihrer Schritte zurück.

Die große Halle der Burg war voller Krigas, alle in Formation. Die, die auf dem weiten Steinboden keinen Platz mehr gefunden hatten, standen auf der breiten Treppe oder den balkonartigen Korridoren im ersten und zweiten Stock.

Alle salutierten. Hunderte von Augen verfolgten, wie der Sarg auf einem mächtigen Tisch in der Mitte des Saals aufgebahrt wurde. Hun, immer noch schön wie eine Marmorstatue, sah aus wie der Inbegriff eines Prinzen, eines Helden auf seinem Grabmal.

Berqar hatte eine dramatische Pause eingelegt.

Nun nahm sie ihre Rede wieder auf. Ihre Stimme war leise, doch selbst ihr Flüstern war in der vollkommenen Stille des Saales zu hören. »Eine unfassbare Bedrohung hängt über uns, über der sanften, hilflosen Stadt Behrem. Eine Macht der Finsternis.« Berqar ließ ihren Blick über die Menge der versammelten Krigas schweifen. »Ein Monster, ein grausamer Dämon sucht uns heim.«

Schwerter glänzten im Fackelschein.

»Hun war das erste Opfer. Abgeschlachtet von einem Ungeheuer.« Berqar gewann an Fahrt. »Hun hat sein Leben gegeben, um uns zu warnen! Lasst uns sein Andenken ehren!«

Ihre Worte erschallten nun laut und klar. »Lasst Huns Tod nicht umsonst gewesen sein! Macht ihn zu unserem Weckruf, unserem Kampfschrei!« Sie riss die Fahne vom Sarg.

Hun war blutig, nackt, entstellt.

In hundert Kehlen verfieng sich der Atem; in hundert Herzen fehlte ein Schlag.

»Das ist das Werk des Dämons!«, donnerte Berqars Stimme durch den Saal. »So werdet ihr aussehen, wenn ihr nicht kämpft! Doch ich sage: Nein!!! So werden wir nicht enden! Wir sind stark! Und wir sind im Krieg!«

Der Puls schlug wieder in den Adern der Krigas. Und wurde schneller.

»Krieg! Krieg!«, bellte Berqar durch die Burg.

Die Krigas stimmten in ihren Ruf ein, erst zögerlich und leise. Doch dann wiederholten sie den Kampfschrei, gaben ihm Kraft und Stärke, bis die Halle vibrierte mit der Inbrunst ihres Gebrülls, und tief unten im Gemäuer schlafende Geister weckte.

»Krieg!!! Krieg!!! Krieg!!!«

* * *

Lahoons Kopf schmerzte. Träume und Schatten tanzten hinter seinen Augen, zupften an seinen Lidern. Er stöhnte.

Und bekam Antwort. Unzählige Stimmen zirpten, sangen und raschelten um ihn herum.

Lahoon öffnete mit Mühe ein Auge. Ein Affe hüpfte vor ihm auf den Boden und verschwand himmelwärts auf den nächsten Baum. Das warme Licht des Morgens schimmerte durch die Blätter.

Vorsichtig stemmte sich Lahoon auf einen Ellbogen. Sein Körper war steif und wund.

Aber trotz all der Bilder in seinem Kopf, all der Spuren von Reise an seinem müden Körper hatte Lahoon keinen Zweifel: Er war in genau demselben Wald aufgewacht. Er war nicht in der Anderwelt, nicht in Fay. Und alles, woran er sich erinnerte, war sein eigenes Suchen in den Tiefen der Nacht, seine eigene endlose Sehnsucht.

*

Erschöpft sank Lahoon gegen die Wand der Dachterrasse. Er zog Amalai an sich und blickte hinaus über den Kräutergarten zu ihrem Nachbarn, dem Badepalast, der gerade eben von den ersten Sonnenstrahlen geküsst wurde. Ein warmes Leuchten kam in alle Farben. Lahoon sah das tiefe Goldgelb der Wände, das sanfte Rot der Ziegeldächer, die sich an den Ecken stolz nach oben reckten. Das frische Grün der Wiesen.

Er seufzte. »Es war überwältigend. Magisch. Aber es war nicht fay.«

Lahoon lehnte den Kopf an die Wand und schloss die Augen. »Es sei denn, ich habe es vergessen. Das Bewusstsein verloren.« Lahoons Stimme driftete über die Terrasse, suchte ihren Weg in der Ungewissheit von Wind und Raum. »Oder vielleicht ist die Bedeutung von fay genau das. All die Wunder, an die ich mich sehr wohl erinnere. Möglicherweise ist fay nichts anderes als das Zauberhafte des Terrenreichs, wie du immer sagst.«

Amalai schüttelte sachte den Kopf. »Ich sage das in Bezug auf mich selbst. Für mich ist jedes Kraut ein Wunder, und auch ein eigenes Lebewesen, eine Person. Ich muss keine kleine Fee in der Blüte sitzen sehen, um in Beziehung zu treten. Oder um bezaubert zu sein. Ich bin auch so schon voller Staunen. Darüber, wer die Pflanzen sind, in ihrer eigene Wesenheit. Ich werde der Mysterien dieser Erde nie müde werden.«

Sie wandte sich Lahoon zu. »Aber ich glaube genauso fest an deinen Weg. Wenn du die Fay so stark spürst, bin ich sicher, dass es sie gibt. Und dass du ihnen eines Tages begegnen wirst.« Sie küsste seine Schulter.

Lahoon seufzte tief. »Eines Tages.«

Ein Vogelschwarm erhob sich und zog aufwärts, immer höher und höher, in das grenzenlose Reich der Wolken, der endlosen Wälder, der fernen Berge.

Lahoon fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich war so nah dran, letzte Nacht. So nah... Aber nein. Wieder nicht.«

Bedächtig wiegte Amalai den Kopf. »Nun ja. Vielleicht gab es in dieser Geschichte nie eine Fay. Und auch keinen Dämon. Ja, der Kadette trug Spuren am Hals wie von einem Biss. Aber er trug auch noch andere Spuren. Viel gröbere. Der Bursche wurde von einem Baum erschlagen. Das klingt sehr nach einem Unfall beim Holzfällen. Und kaum nach der Jagdmethode eines Wesens aus der Anderwelt.«

»Hm.«

Lahoon strich über einen runden Blumentopf und ließ die Blätter der Pflanze mit seinen Fingern spielen. Der tote, vertrocknete Körper einer Blüte fiel zu Boden.

Lahoons Hand ballte sich zu einer Faust. »Der Junge ist gestorben. Er ist wirklich gestorben. Weil er einen Baum gefällt hat, unter lebensgefährlichen Bedingungen. Weil das sein Befehl war. Seine ›Korrektur‹.« Lahoon schluckte. »Sie haben sein Leben riskiert, in der Kaserne. So machen die das. Disziplinieren Leute. Bringen sie in Gefahr.« Seine Lippen waren blass. »Was soll denn das?«

Lahoon stemmte sich ruckartig hoch und zog Amalai mit sich auf den schmalen Balkon, der auf Höhe der Dachterrasse rund um ihr Haus lief. Lahoon blieb auf der gegenüberliegenden Seite stehen und schaute über die Mauer zu ihrem anderen Nachbarn, der Kaserne.

Der Hof war voller Krigas. Sie standen alle brav in geraden Linien und ordentlichen Quadraten und hoben und senkten ihre Schwerter auf Befehl.

Lahoon biss die Zähne zusammen. »Hier. Da liegt die wahre Gefahr. Bei einer Institution, die tagtäglich übt, Gewalt anzuwenden. Gegen Menschen!« Lahoon zeigte anklagend auf den Kasernenhof. »Was ist das hier? Oder: Wann ist das? In der Zeit vor dem Wandel?«

Er zischte giftig.

Dann seufzte er. »So kommt es mir manchmal vor. Als wäre die Kaserne, voller Angst und Aggression, eine kleine Eiskugel, wo die Zeit eingefroren ist, wo die Welt vergangener Jahrhunderte konserviert ist. Wo das gleiche Stück wieder und wieder aufgeführt wird. Jedes Mal, wenn man die Kristallkugel schüttelt, beginnt der Schnee wieder zu fallen und die kleinen Soldaten bewegen sich, alle in derselben Art, alle zur selben Zeit, gefangen in einer hoffnungslosen und endlosen Schleife aus Brutalität und Unterwerfung.«

Lahoon verstummte. Er ließ die Brüstung los und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand des Hauses. Seine Augen schweiften in die Ferne, an einen Ort weit jenseits der Burgmauern.

Er hob die Flöte, die er um den Hals trug, an die Lippen und ließ eine wehmütige Melodie erklingen. Ein Klagelied, das aus einer rauen, grauen Welt kam, einem Ort endlosen Leides, einem Kreislauf der Gewalt, ohne Hoffnung und ohne Ausweg. Lahoon ließ die Töne durch die Luft gleiten, mit dem Winde verwehen.

Dann hörte er auf. Er trat mit dem Fuß gegen den Pfosten des Geländers. »Es stimmt nicht! Diese Welt war nicht ohne Ausweg. Es gab ein Tor, und wir sind hindurch gegangen. Wir sind draußen! Oder etwa nicht? Der Wandel hat stattgefunden! Warum gibt es noch immer diese Überbleibsel des alten Geistes? Und dieser alten Praxis.« Er warf die Hände in die Luft. »Was ist das? Warum haben wir das noch nicht abgeschafft?«

Amalai zuckte kummervoll mit den Schultern. »Weil der Wandel nicht an einem Tag erledigt war? Auch wenn es in der Mitte ein paar sehr dramatische Tage gab, an denen alles sehr schnell zu gehen schien. Aber in Wahrheit hatte sich die Bewegung über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, aufgebaut und langsam Fahrt aufgenommen. Zumindest

glaube ich, dass sie auf diese Weise gewonnen hat und auch immer noch gewinnt. Durch Beharrlichkeit, nicht durch Dramatik. Und man kann diesen langsamen, stetigen, unaufhaltsamen Wandel genau hier sehen.«

Amalai zeigte auf den Westflügel der Burg. Er stand leer. Ebenso wie viele der Ställe und Nebengebäude. Sie alle lagen still und leblos da, mit verriegelten Türen und trüben Fenstern. Nutzlos und vergessen gähnten sie herüber, Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit, als die Zahl der Krigas noch ein Vielfaches betrug und der Hof ständig von Uniformen und schallenden Befehlen erfüllt war. Als die Klinge, die größte Kaserne in ganz Yurvania, den gesamten Süden beherrschte.

Lahoon grummelte unwirsch. »Ich weiß. Die Kaserne wird geschlossen, wie so viele andere auch. Und die letzten Kadetten, die sie haben, füllen kaum noch die Räume der Schule. Es schwindet alles dahin.« Er knirschte mit den Zähnen. »Langsam.«

Amalai seufzte. »Ja. Langsam.« Ihr Finger zeichnete eine klare Linie entlang des Geländers. »Aber solange es die Krigas noch gibt, haben sie zumindest keine Macht, keine Präsenz in der Stadt. Du und ich und alle Menschen in Behrlem leben im Geiste unserer neuen Gesellschaft, in Freiheit und Gleichheit. Wo es Entscheidungen der Gemeinschaft gibt, nicht Befehle von Obrigkeiten. Wo niemand mehr in Armut lebt. Behrlem ist frei. Die Überbleibsel des alten Regimes, auch wenn es sie noch gibt, sind in das Innere der Kaserne verbannt.«

Lahoon betrachtete die kahle, kriegerrische Burg und wurde plötzlich von Schwindel ergriffen. Er spürte, wie die Übel der Vergangenheit als eine dicke schwarze Soße aus der Kaserne herausrannen, unter den Türen hervorquollen und an Fenstern herunterliefen. Wie eine Rußwolke über dem Burgturm aufstieg und zu ihm herüber trieb, ihn einhüllte, ihn und die ganze Stadt in ihrer giftigen Umarmung erstickte. Lahoons Hand krampfte sich Halt suchend um das Geländer, in einem Wirbel böser Vorahnung.

»Geht es dir gut?« Amalais besorgte Stimme durchdrang den Nebel. Langsam lösten sich die dunklen Wolken auf. Die Welt lag wieder klar und ruhig da.

Lahoon keuchte. Er richtete sich auf. »Ja«, sagte er mit rauer Stimme. »Ja. Geht schon.«

Er holte tief Luft und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hauswand. »Es ist nur... dieser Ort macht mich krank.« Er drehte sich müde um. »Lass uns gehen.« Lahoon legte einen Arm um Amalai. Er schlenderte bewusst gemächlich zur Dachterrasse zurück und warf dabei lange, heilsame Blicke hinunter in das satte Grün von Amalais Kräutergarten, dann auf die weiten Wiesen und funkelnden Teiche des Badepalastes.

3

Rebonya ließ sich mit einem Seufzer auf ihre Matte plumpsen. Sie hatten frühmorgens mit dem Exerzieren begonnen. Alle. Und würden gleich wieder weitermachen.

›Jetzt wo wir im Krieg sind‹, dachte Rebonya giftig, ›kann man es wohl gar nicht übertreiben. Immer schön auf und ab marschieren. Gönn den Leuten ein bisschen Schlaf, und schon könnten sie vergessen, verbissen mit den Zähnen zu knirschen.‹

In diesem Moment kam ihr einziger Zimmergenosse herein. Das Morgenlicht spielte auf seiner schwarzen Haut als Gureev leise und sorgsam die Tür hinter sich schloss.

Rebonya betrachtete ihn lakonisch.

Niemand, dem sie je begegnet war, hatte auch nur annähernd eine so perfekte Haltung, bewegte sich mit so unbändiger Anmut, war so unaufhörlich würdevoll. Es war richtig nervig. Und es war einfach seine Art. Gureev brauchte sich nicht zu konzentrieren, um sich so zu bewegen. Was auch völlig unmöglich gewesen wäre. Jeder normale Mensch müsste sich schon in eine Dauermigräne hineinkonzentrieren um das hinzukriegen, dachte Rebonya. Nein, Gureev war es gewohnt. Wahrscheinlich müsste er sich richtig anstrengen, um ab und zu eine unelegante Bewegung zu machen. Nun, er hatte ja noch Zeit zu üben, schlug Rebonyas innere Stimme mit einem spöttischen Unterton vor.

Mit sanfter Achtsamkeit platzierte Gureev einen Schmöker auf dem Tisch.

Rebonya rappelte sich hoch, um einen neugierigen Blick darauf zu werfen. »Was ist das?«

»Strategie und Taktik. Ich soll jede Woche ein Kapitel lesen und einen Essay mit meinen Gedanken dazu abgeben.«

Rebonya sah ihn überrascht an. »Abgeben? Wem?«

»Berqar. Sie wird die Essays mit mir durchbesprechen.«

Rebonya pfiff leise durch die Zähne. »Berqar gibt dir Privatunterricht. Zu Strategie.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Na, warum sollte mich das überraschen? War ja eigentlich zu erwarten.«

Rebonyas Stimme war schneidend. »Sie weiß von deinen Eltern. Seit du vor ein paar Monden hierher gekommen bist, denkst sie, du bist ein Prinz. Ihr Prinz. Der ihr Herrscher sein sollte. Unser aller Herrscher. Aber ich kann dir gleich sagen, dass das nichts wird! Niemals!!!«

Gureev hob eine Augenbraue. »Hältst du es für nötig, in regelmäßigen Abständen darauf hinzuweisen? Für den Fall, dass ich es vergesse?«

»Ja! Sollte ich wohl. Sicherheitshalber«, brummelte Rebonya.

Sie runzelte die Stirn. »Es ist vielleicht nicht deine Schuld, wenn Berqar dich bevorzugt. Aber es ist deine Schuld, wenn du es nicht einmal merkst.«

Gureev schien unsicher. Er legte die Fingerspitzen auf den Einband des dicken Buches. »Ich bekomme Zusatzlektionen zu Strategie weil ich sie brauche. Ich bin noch nicht gut genug. Und gerade jetzt, wo – « Er unterbrach sich. »Gerade jetzt.«

»Ha«, stieß Rebonya verächtlich hervor. »Gerade jetzt, wo Hun an Berqars ruchlosen Korrekturen gestorben ist, jetzt musst du etwas lernen über Strategien von Armeen. Sehr logisch!«

Sie spitzte ihre Lippen. »Und du glaubst, dass Berqar mir deshalb keine Zusatzlektionen gibt, weil ich schon brillant bin? Und alle anderen in der Klinge auch?«

Gureev sagte nichts.

»Mach dir keine Hoffnungen«, zischte Rebonya. »Sie wird dich bloß für ihre Zwecke einspannen, wie alle anderen auch. Wie Hun.«

Ihre Augen verengten sich zu wütenden Schlitzen. »Sogar nach seinem Tod hat sie ihn missbraucht. Aber wer, bitte schön, wird denn darauf hereinfallen? Krigas sind doch keine Idioten! Sondern bloß Menschen. Die unter Druck stehen, inmitten eines brutalen Systems. Aber trotzdem. Viele von uns werden doch ihren Verstand nicht wegwerfen, oder ihn zumindest ehebaldest wiederfinden.«

Rebonya hob ihren Blick. »Hast du dich mal gefragt, warum Hun blutig und verrenkt unter der Fahne lag? Warum war er nicht gewaschen, gekleidet und zurecht gerichtet, wie es üblich ist, wenn man Tote aufbahrt?« Rebonya stemmte die Hände in die Hüfte. »Im Wald war Hun nicht nackt. Und wo kam das ganze Blut eigentlich her? Womöglich musste Berqar für den dramatischen Effekt einen Hasen opfern?«

»Genug!«

Gureevs Stimme war hart und bestimmt. Er schaute Rebonya streng an. Dann drehte er sich um und nahm sorgsam das Buch hoch. Er öffnete es jedoch nicht, sondern hielt es bloß in den Händen, während er Rebonya den Rücken zukehrte. Du glaubst an gar nichts«, sagte er schließlich, kalten Vorwurf in der Stimme.

Rebonyas Muskeln spannten sich an.

Gureev drehte sich mit gemessenen Bewegungen zu ihr um. »Warum bist du hier?« Sein Ton war kühl. »Was machst du bei der Klinge? Wenn du zu wissen glaubst, dass hier alles so furchtbar falsch läuft?«

Rebonya schnaubte. »Ich bin hier raus, sobald ich kann, keine Sorge. Ich brauche nur das Abschlusssiegel der Klinge, damit ich an der Akademie der Magischen Künste in Varoonya zugelassen werde. Nur noch ein paar Monde, dann bin ich weg.«

Gureevs Augenbraue hob sich wieder. »Aber warum bist du je gekommen? Warum bist du nicht gleich bei deiner Familie geblieben?«

Rebonya explodierte. »Nicht jeder hat Eltern, die einen verwöhnen und verhätscheln. Manche Leute müssen einfach weg, egal wie.« Sie warf Gureev einen giftigen Blick zu. »Meine Eltern waren furchtbar. Auch ihre ganzen Freunde waren schräg. Die ganze Atmosphäre war einfach grauenhaft. Ich musste da raus. Und als ich elf war, habe ich einen Weg gefunden. »Die Kadettenschule der Klinge Yurvanias« klang großartig.« Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich war ein Kind. Ich hatte keine Ahnung. Und als ich verstand, wo ich da gelandet war, war es schon zu spät. Ich musste mich hier einfach durchschlagen. Und in der Zwischenzeit herausfinden, was ich als Nächstes tun will. Und wie ich das anstelle.«

Das war etwas mehr, als sie hatte sagen wollen. Unter ihrem schwarzen Pony warf Rebonya Gureev einen verstohlenen Blick zu. »Na, wie auch immer. Jetzt bin ich hier, und du auch. Und deine Familie ist genauso weit weg wie meine. Und von genauso viel taktvollem Schweigen umgeben.«

»Es gibt Gründe für das Schweigen, im Falle meiner Familie.« Gureev hielt seinen Kopf noch eine Spur höher.

»Ja, und im Falle meiner Familie auch.«

»Das ist nicht das Gleiche.« Das Urteil eines Königs hätte nicht mit mehr Autorität gesprochen werden können.

»Oh nein, ganz und gar nicht.« Rebonya machte eine ausladende Geste mit dem Arm. Aber ihre Augen glänzten gefährlich. »Deine Familie waren Feudale und meine nur einfach so fies. Also keine Überschneidungen, abgesehen von der Fiesheit. Aber vielleicht waren deine Leute ja auch nie fies zu dir, sondern nur zu allen anderen,« fügte sie in beißendem Ton hinzu. »Ihre Liebsten haben sie ja vielleicht nach wie vor verwöhnt, selbst nachdem sie Varoonya verlassen mussten, die Taschen voller Juwelen.«

»Die einzigen Juwelen, die die feudalen Familien mitnehmen konnten, als sie ins Exil getrieben wurden,« verkündete Gureev würdevoll, »waren

die Juwelen in ihren Herzen.« Er machte eine bedeutungsschwangere Pause. »Die reinsten Diamanten«, fügte er hinzu, genau im gleichen Moment als Rebonya sagte: »Herzen aus Stein.«

Gureev würdigte sie keiner weiteren Antwort. Mit erhobenem Haupt und einem Ausdruck noblen Gleichmuts wandte er sich seiner Matte zu. Sie war bereits ordentlich aufgerollt. Aber Gureev zupfte die obenauf gefalteten Laken zu noch mehr makelloser Glätte.

Rebonya sah ihm zu. Das war wieder typisch. Sogar um sein Bett zu machen ging Gureev lieber auf ein Knie nieder als sich zu bücken. Nur damit er den Rücken gerade halten konnte und edel und anmutig aussah. Rebonya schüttelte den Kopf und schmiss sich mit einem lauten und uneleganten Plumps wieder auf ihre eigene Matte.

* * *

Der Ort war still, eingehüllt in eine seltsame Lautlosigkeit, in der nicht einmal die Vögel sangen. Berqar ritt in die gähnende Leere des alten Gehöfts, in einen Innenhof voller Disteln und Unkraut. Geschwärzte Wände ragten ringsum auf, eine schweigende Anklage, ein stummes Mahnmal. Die Überreste eines eingestürzten Daches vermoderten in einer Ecke, zwischen Asche und verkohlten Balken.

Was einmal ein lebendiges Zuhause gewesen war, voller Ziegen und Enten und herumlaufender Kinder, lag nun tot und verlassen da, gespenstisch.

Berqar stieg ab.

Sie stellte sich vor dem alten Wohntrakt in Position, mit Blick auf den einzigen Teil der Gemäuer, der noch nicht eingestürzt war, und klatschte einen kurzen, präzisen Rhythmus mit den Händen. Dann wartete sie regungslos. Ihr starrer, ausdrucksloser Blick war auf die Mauern vor ihr gerichtet.

Plötzlich hob ein scharfer Wind an, ein unheimliches Geheul, das aus der leeren Tür des Hauses zu kommen schien. Der ganze Hof verschwamm wie eine Fata Morgana, als würde die Wirklichkeit an Substanz verlieren und zu einem Trugbild aus flimmernder Luft werden.

Berqar rührte sich nicht.

Rund um sie dehnte und krümmte sich das Universum in wabernden Verrenkungen, voll durchscheinender Bilder, wimmernde Spiegel einer Realität, die einst fest und sicher schien. Ein dünner, jammernder Klagelaut zog sich durch den Wind, durch diesen Traum oder Albtraum von einer Welt.

Doch dann teilten sich die Wogen. Das Geheul wurde zu einem feinen Flötenklang, und ein Pfad reinsten Klarheit zeigte sich vor dem verkohlten Bauernhaus.

Mit einer Aura aus Macht und Würde trat der Magja heraus, in dunklen, mit Runen bestickten Roben, die bis zu seinen Füßen fielen.

Berqar verneigte sich tief, in der höfischen Geste treuer Gefolgsleute.

*

Die Stube des Gehöfts war groß gewesen, fast wie eine Taverne. In den kargen, verbrannten Überresten stolzierte nun Pramus auf und ab wie in der Empfangshalle eines belagerten Königs.

»Wahrlich, dies ist unser Ruf! Nie hat eine Zeit stärker zu uns gesprochen als diese. Das Dämonenreich selbst streckt seine Arme nach uns aus!« Unterschwellige Erregung schwang in seiner Stimme mit.

Berqar ließ die Finger über die verkohlten Überreste einer Heugabel gleiten. Der Stiel war schwarz. Aber die eisernen Spitzen waren noch lang und hart.

»Werdet Ihr in den Wald gehen?«

»Nein. Dort ist der Dämon nicht. Er wird an anderer Stelle wieder erscheinen. Und dann werde ich sein Meister! Ich werde ihn bändigen, versklaven, zu meinem Diener machen! Ihn rufen und verbannen, wie es mir gefällt. Und die Welt wird in Angst und Ehrfurcht kauern vor der schrecklichen Macht, so wie sie es die Jahrhunderte hindurch getan hat!«

Pramus strich mit der Hand über seinen langen, grauen Bart. »Wir haben so lange gewartet, all die Jahre. Wie viele Tage meines Lebens habe ich damit verbracht, diejenigen zu suchen, die treu zur Restitution stehen! Verbindungen zu weben, Knoten zu knüpfen, und die Bünde zu nähren. Damit wir bereit sind, wenn der Tag gekommen ist! Wenn Magjas wieder an der Seite von Königen schreiten, und obersten Krigas in all ihrer Glorie! Das Volk wird sich verneigen vor den Großen, wie es sich gehört. Wenn die Macht von Schwert und Stab sich vereinigt, wird die Herrschaft wieder in den rechten Händen liegen!«

Pramus drehte sich so schwungvoll zu Berqar um, dass Drachen aus Silberfäden in seiner wogender Robe bebten. »Ein Glück, dass ich gerade in Behrlem war. Wir müssen schnell sein. Das Feuer schüren. Die Flamme nähren. Zuschlagen wie der Blitz.«

Seine dunklen Augen glänzten unter dem breiten Hut. »Meine Dienerin wird bereit sein, heute Nacht. Wenn Ihr nur die Gelegenheit schafft.«

»Aber wird er überhaupt da sein?«

Pramus machte eine wegwerfende Geste. »Wo sonst? Das Risiko müssen wir eingehen.«

* * *

»Ich kann es mit dir gemeinsam tun.« Voll Würde und Anmut hob Gureev seine Hand zu einer einladenden Geste.

Kortid sah ihn erleichtert an. »Danke.« Er tat einen Schritt in Richtung Korridor. »Es ist nicht so arg viel. Es ist bloß...«

Gureev nickte. »Ich verstehe.«

Kortid drehte sich um und ging voraus zu seiner Kammer. Er zögerte, die Hand auf der Klinke. Dann riss er die Tür mit einem Ruck auf.

Gureev trat ein.

Huns Sachen lagen unordentlich verstreut zwischen denen von Kortid. Als wäre es mitten am Tag, mitten im Leben, ein kleiner Moment, in dem Hun zur Tür rausgestürmt war, ohne sein Bett zu machen oder seine Bücher zu schließen. Mit nur einem kurzen Wort für seinen Freund und Zimmergenossen, über die Schulter zurückgerufen. Das zerknüllte Laken zeigte noch an, wo Hun gelegen hatte. Der Kamm lag daneben, bereit, durch Huns Haar zu gleiten.

Kortid stand an der Schwelle, die Arme eng um die Brust geschlungen.

Gureev ließ sich auf ein Knie nieder und nahm sanft den Kamm hoch.

Er strich mit dem Finger darüber.

Dann legte er ihn sorgsam in die Packtasche, die Kortid für ihn aufhielt.

* * *

»Ihr seid zu früh.« Der Wirt kratzte sich hinter dem Ohr und sah die fünf jungen Krigas unsicher an. »Von der Burg sagten sie, sie brauchen extra Braten, haben einen Engpass bei sich in der Küche. Aber er war erst für später beordert.« Er wiegte nachdenklich den Kopf. »Jetzt gleich kann ich den nicht vom Feuer nehmen. Wär ein Jammer.«

Er machte eine einladende Geste in Richtung der Tische. »Aber egal. Setzt euch doch hin, und eh ihr's euch verseht, ist er schon fertig.«

Die Krigas standen bei der Theke, mit grimmigen Posen und finsternen Gesichtern. Eine dunkle Wolke ging von ihnen aus, driftete langsam hinüber zu den Tischen, an denen Bäuerinnen und Handwerker lachten und redeten, Karten spielten oder ein ruhiges Abendessen genossen.

Die Atmosphäre spannte sich an. Der Bäcker warf einen verstohlenen Blick auf die Uniformen. Ein Bauernbursche räusperte sich und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Nichtsdestotrotz. Wahrscheinlich hätte sich die Stimmung schnell wieder auf die übliche Gemütlichkeit eingependelt, hätte nicht Tenatetlan, eine fahrende Krämerin, die Krigas in ein Gespräch gezogen. Ihnen Fragen gestellt. Gab es da nicht einen Toten im Wald?

Kortid war unter den Krigas. Er hatte sich nicht wieder gefangen, seitdem er Hun gefunden hatte. Wann immer das Thema aufkam, ging

Kortid entweder weg oder redete sich in Rage. So wie jetzt.

»Ich sag's euch! Ich hab's mit eigenen Augen gesehen! Es war ein Dämon!«

Die Zweifel der Krämerin heizten ihn nur weiter an. Tenatetlan begann, andere Gäste in das Gespräch hineinzuziehen, nach ihrer Meinung zu fragen, um ihr Urteil zu bitten. Kortid glühte vor Inbrunst. Seine Geschichte donnerte vorwärts wie eine Horde Büffel und riss seine Kameraden mit.

Tenatetlan begann zu schwanken. Nach ihrer anfänglichen Skepsis ließ sie sich nun von Kortids Angst und Intensität überwältigen und wurde zu Öl auf dem Feuer der Krigas. Nun überboten sich alle an Schreckensbildern. Von dem Dämon, seiner teuflischen Natur, seinem Bluttausch. Der Gefahr, in der sie alle schwebten, jede einzelne, jederzeit. Niemand war sicher. Hinter jeder Ecke konnte der Tod lauern, ein Monster dein Blut aussaugen. Ein Horror! Es musste etwas getan werden! Schnell!

Die Luft vibrierte.

Ojorsven, der Stadtbüre, der sich auf einen gemütlichen Abend an seinem Stammtisch in der Taverne gefreut hatte, blickte zu Boden und zupfte fahrig an seinem Ärmel.

* * *

Als die Sonne hinter dem Horizont versank, blieb die Abendluft lau und weich, voller Erinnerungen und Verheißungen. Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse, ein Glas herb-süßen Saftes in der Hand.

In den Gärten des Badepalastes leuchteten magische Lichter in allen Farben, schwankten sachte zwischen Strandschaukeln und blühenden Büschen, spiegelten sich auf den Wellen. Badegäste schwammen gemächlich durch die Teiche oder flanierten auf verschlungenen Pfaden durch die Wiesen. Die Stimmen der Menschen und das Lachen, das sich ab und zu darunter mischte, verschmolz zu einem Gemurmels der Zufriedenheit, einer Melodie des Abends, die zusammenfloss mit dem Rauschen der Blätter und dem hingebungsvollen Gesang der Vögel.

Und dann wob sich noch ein Lied in die Sommerluft. Das Lächeln in Amalais Augen vertiefte sich. Das war Lahoon. Es war sein Konzert im Pavillon, heute Nacht.

Die Süße von Lahoons Klängen fiel tief in Amalais Herz. Sie hatte dies schon so oft gehört. In endlosen Übungsstunden, immer und immer wieder die gleichen Passagen. Und dennoch war sie wieder einmal bezaubert, umgarnt von den Strängen der Sehnsucht, von der Aura des Wunderbaren, die Lahoon in seine Musik zu weben verstand.

Amalai legte ihren Kopf zurück und ließ sich davontragen von den Harmonien, die zwischen magischen Lichtern und duftenden Blüten zu ihr herüber wehten.

Doch dann erstarrte sie. Überrascht schaute sie in die Dunkelheit ihres eigenen Gartens hinunter. Da war etwas. Oder jemand? Sie trat an die Balustrade und lehnte sich hinaus. Da, kein Zweifel. Eine schwarze Gestalt duckte sich hinter einen Busch, schoss vorwärts bis zum nächsten Versteck, versuchte das Licht zu meiden. Von Dunkel zu Dunkel huschte der Schatten, von Deckung zu Deckung. Und verschwand in der Nacht.

Amalai kniff suchend die Augen zusammen. Aber sie sah nichts mehr.

* * *

Der Kasernenhof lag still und verlassen da. Gureev durchquerte ihn bis hinüber zum leeren Westflügel und setzte sich auf einen Eckstein. Lange Schatten fielen von den Wänden, die streng und unerbittlich im sterbenden Licht des Abends standen. Eine Fackel brannte irgendwo in der Ferne, unter dem Fallgitter des großen Tores. Die Burgmauern umringten sie massiv und übermächtig wie eine Festung der Finsternis.

Gureev konnte immer noch Kortids zitternde Schultern fühlen, die sich bei der Brücke in seinen Arm gepresst hatten, sah noch immer den wilden, panischen Blick seiner Augen.

Gureev biss sich auf die Lippen.

Bilder seiner Kindheit tauchten ungerufen vor seinem inneren Auge auf. Eine schummrige, geheimnisvolle Bibliothek voll staubiger Bücher und polierter Regale. Ein Sonnenstrahl, der durch eine Dachluke fiel wie ein goldener Finger, der genau auf den größten aller Schätze zeigte: dick und schwer, mit vergoldeten Kanten und reich verzierten Anfangsbuchstaben zu Beginn jeder Mär.

Gureevs kleine Kinderhand blätterte andächtig um. Um zu sehen, wie der strahlende Ritter aus einer handkolorierten Zeichnung auf ihn zu ritt, mit erhobenem Haupte und reinem Herzen. Ein Drachentöter, Beschützer der Schwachen. Das Sinnbild des guten Helden, des wahren Prinzen.

Gureev hatte die Geschichte auswendig gelernt, so wie sie im Buch stand, und so, wie sein Großvater sie am Kamin erzählte. Sie war in seine Träume gesunken, in den Kern seines Seins.

Und doch. Irgendwie...

Vor der dunklen Silhouette der Burg hatte Gureev die deutliche Vision des Reiters, der auf ihn zukam, des weißen Rosses in stolzem Trab – als die Stute plötzlich scheute, sich mit schreckgeweiteten Augen aufbäumte. Zwischen ihren Hufen, im Staub des Hofes, lag Huns verrenkter Leichnam.

4

Im fahlen Licht des Morgens trafen zwei Silhouetten aufeinander. Sie griffen an und fuhren zurück, attackierten erneut, voller Kraft und Entschlossenheit. Ihre Schwerter glänzten und klirrten. In unermüdlicher Verfolgung umkreisten die Gegner einander, tanzten und fochten, stießen und parierten, in einer Mischung aus Konzentration und Getriebenheit, die keinen anderen Gedanken zuließ. Schweiß lief über ihre Rücken, als sie lauerten, mit wachen Augen und gespannten Muskeln, zum Angriff bereit.

Da fiel eines der Schwerter zu Boden. Eine flache Staubwolke hüllte die Klinge ein, als sie im Sand zu liegen kam. Der Kriga hob den Arm, in einer Geste der Beschwichtigung, der Überredung, der Kapitulation.

»Lass gut sein!«, keuchte Gureev. Er lehnte sich gegen die Kasernenmauer. Eine Brise strich über seine nasse Haut und brachte die dunklen Gerüche des Waldes mit sich. Gureev betrachtete Kortid mit einem leichten Kopfschütteln. »Gönn uns eine Pause. Wir haben ohnehin noch einen ganzen Tag Exerzieren vor uns.«

Kortid war genauso außer Atem. Aber weit davon entfernt, aufzugeben. »Wir müssen uns vorbereiten«, zischte er mit dem bisschen Luft, das ihm noch blieb. »Wir müssen jetzt die besten Krigas werden, die wir nur sein können. Mit all unserer Kraft, all unserem Geschick. Und wenn der Dämon auf uns niederfährt, geben wir alles, was wir haben.« Kortid biss sich auf die Lippe. »Und hoffen, dass es reicht«, stieß er hervor.

Er umfasste sein Schwert mit entschlossenem Griff. In seinen Augen war ein Leuchten, das keinen Raum ließ für Schwäche oder Zweifel.

* * *

Goldene Morgensonne strich mit langen, trägen Fingern über das Schreibhaus von Behrlem. Es war ein breites, freundliches Gebäude, wie so viele im Kern der Provinzhauptstadt. Rot lackierte Balken glänzten stolz in den weißen Wänden, und die Fenster wurden von filigranen Holzgittern geziert, auch wenn das Papier darin längst durch Glas ersetzt

worden war. Das Dach hing weit über die breite Veranda hinaus und gab damit nicht nur Schutz vor Regen, sondern auch ein heimeliges Gefühl von Geborgenheit.

Und normalerweise funktionierte das auch.

In all den Jahrzehnten, die Ojorsven nun schon gemeinsam mit Nenimoria als Büre von Behrlem tätig war, hatte er sich immer sehr wohl gefühlt, sowohl im Haus als auch in seiner Position. Trotz all der rapiden Veränderungen, die das Land als Ganzes durchmachte, war Ojorsvens eigenes Leben doch ein sanftes, beschauliches geblieben. Voll von alten Bekannten, von Bauern und Handwerkerinnen, die mit Anfragen zu ihm kamen, und nach einem kleinen Plausch und einem erwiesenen Dienst zufrieden wieder gingen.

Aber jetzt...

Ojorsven wünschte, Nenimoria wäre da, sodass sie gemeinsam beraten könnten. Aber seine getreue Kameradin half für ein paar Tage ihrer Familie auf dem Land.

Ojorsven seufzte. Er nahm seine Filzkappe ab und betrachtete ihre kunstvolle Stickerei, während er sie sorgsam auf dem Beistelltisch platzierte. Sein Morgentee winkte ihm mit dünnen, dampfenden Fahnen und beruhigend vertrauten Düften zu, und Ojorsven lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um die Tasse an seine Lippen zu führen.

Dennoch tippte er geistesabwesend mit den Fingern auf die Tischplatte, während sich in seinem Kopf die Bilder der letzten Nacht wiederholten. Die Leute waren besorgt. Verängstigt und aufgewühlt. War da ein Dämon? Gab es Dämonen? Ojorsven hatte eigentlich immer gedacht dass nein. So lernte man das schließlich als Kind: dass die Dämonen immer bloß Schimären gewesen seien, Illusionen der alten Magjas. In den Schreibstuben der Hauptstadt würden sie sicher auch nichts davon hören wollen. Und dennoch. Die Leute waren aufgebracht. Und schienen zu denken, dass Ojorsven als Büre der Stadt etwas tun sollte. Aber was denn?

Ojorsven hatte keine Ahnung. Er seufzte tief. Wie auch immer. Er musste ja nicht wissen, was zu tun war. Er war schließlich nur der Büre, hier, um die Wünsche der Bevölkerung umzusetzen. Nicht, um zu bestimmen oder zu erraten, was diese Wünsche waren. Sobald irgendein besorgter Mensch eine konkrete Idee für eine Maßnahme hatte, konnte der sie ja am Brett draußen anschlagen und eine Abstimmung anberaumen. Oder direkt zu Ojorsven kommen, falls es nur eine Kleinigkeit war. Und solange niemand kam, würde Ojorsven die Sache einfach auf sich beruhen lassen.

Er nickte sich bestätigend zu und ignorierte das ungute Gefühl, das in seiner Magenrube verblieb. Mit einer finalen Geste strich er über seinen Schreibtisch und wandte sich einem Stapel Papiere zu, in dem er Anfragen vermutete, die er auch beantworten konnte.

In diesem Moment flog die Tür des Schreibhauses auf und zwei Krigas stürmten herein, um mit einem lauten Aufstampfen direkt vor Ojorsvens Tisch zum Stillstand zu kommen.

»Büre Ojorsven!«, brüllte Berqar, als ob sie erwartete, dass er vor ihr salutieren würde. Ojorsven stand tatsächlich auf und sah mit fahrigen Blicken zwischen Berqar und ihrem Adjutanten hin und her. Er strich mit der Hand über seinen Seitenscheitel.

Berqar schrie weiter wie ein General vor der Endschlacht. »Behrlem ist in Gefahr! Ein furchtbares Monster zieht durch die Stadt, sengend und mordend! Ein Dämon! Behrlem muss sich verteidigen! Es geht um unser Leben!«

Ihre Augen waren schmal. »Ich weiß, dass das Schreibhaus niemand beschützen kann. Aber keine Angst! Die Klinge ist bereit. Wir helfen euch in eurer Not! Noch heute werden Krigas in ganz Behrlem Position beziehen. Die Stadt braucht Sicherheit!«

Berqar knallte ein Blatt Papier auf den Tisch. »Dies ist ein Notstand. Wir haben keine Zeit für Abstimmungen. Es braucht ein Ad-hoc-Mandat für sofortige Aktion. Hier unterschreiben.« Berqar hielt ihren Finger auf die entsprechende Stelle.

Ojorsven blickte auf das Dokument. Er begann zu lesen, doch die Zeilen tanzten vor seinen Augen. Sein Kopf summt.

»Vorwärts!«, bellte Berqar ihn an. »Wir haben nicht den ganzen Tag. Der Schutz der Stadt steht auf dem Spiel! Also beeil dich, es sei denn, du hast einen besseren Plan.«

Ojorsven hatte keinen Plan und wusste auch nicht, wo er einen hätte hernehmen sollen. Unter dem Eindruck von Berqars entschiedenem Zeigefinger tunkte er den Pinsel in die Tinte und ließ die Hand zögernd über dem Papier schweben. Dann unterschrieb er.

* * *

Schwer drückten die Kasernenmauern auf das Land. Das graue Gestein der Burg war alt wie die Berge, aber nicht mehr wild und frei, sondern behauen, dem Willen eines anderen unterworfen. Um selbst der Unterwerfung zu dienen. Streng blickten die Türme der Burg auf Lahoon herab, mit der Macht eines drückenden Albtraums.

Zu ihren Füßen marschierten Krigas über den Kasernenhof. Uniformierte Figuren mit gleichgeschalteten Schritten, die alle auf den

nächsten Schrei warteten, der ihnen sagen würde, was sie tun sollten. Schrei, Marsch. Schrei, Halt. Wie Marionetten, bereit, jedem Zug an den Schnüren Folge zu leisten.

Lahoon schüttelte sich. »Diese Krigas. Was haben die nicht alles im Dienste der Feudalen getan! ›Bauernaufstand niederschlagen‹, ›unruhige Provinzen befrieden‹. Was immer nur hieß: Blut vergießen. Und diejenigen umbringen, die zu sagen wagten, dass vielleicht alle Menschen gleich an Rechten und Würde sind, und niemand zur Herrschaft über andere geboren.« In Lahoons Augen brannte ein wütendes Feuer.

Amalai verschränkte die Arme über der Brust und blickte starr in die Schatten der Burg. »Ja«, sagte sie zu Lahoon und zu der über ihr aufragenden Finsternis. »Stimmt. Und trotz alledem haben wir gewonnen. Der Wandel hat Wurzeln geschlagen. Er ist gewachsen, langsam, aber beständig. Unumkehrbar. Und zu Ehren der Krigas muss gesagt werden, dass zu guter Letzt doch die meisten von ihnen desertiert sind.«

Lahoon brummelte unwillig. »Zu guter Letzt. Zu guter Letzt. Da beschlossen die Krigas, nun doch keine Menschen mehr abzuschlachten, selbst wenn jemand das einen Befehl nannte.«

Amalai lächelte den drohenden Bollwerken triumphierend zu. »Ja. Sie sind einfach gegangen, haben der Gewalt den Rücken gekehrt. Sind Bäuerinnen und Händler geworden, Väter und Mütter, Söhne und Liebhaber. Ganz normale Leute, die andere Dinge zu tun haben, als jemanden zu töten.«

Die Burg blickte karg und kalt auf Amalai herab und schwieg. Aber Amalai war noch nicht fertig. Sie wandte sich Lahoon zu. »Und dass die Krigas desertiert sind, hat doch den Höhepunkt des Wandels erst ermöglicht. Schließlich war es in dem Moment, als große Teile der Armee sich auflösten, dass die Palastwache an der Seite der Volksdelegierten erschien und der Königin mitteilte, dass die Monarchie abgeschafft ist und alle Feudalen ins Exil gehen würden.«

»Wunderbar«, gab Lahoon zurück. »Jahrhundertlang haben die Krigas Menschen brutal unterdrückt, und irgendwann waren sie so nett, damit aufzuhören. Wie schön von ihnen.«

Amalai hielt seinem Blick stand. »Ja. Genau.« Sie lehnte sich an die Balustrade und ließ ihre Blicke hinaus wandern in die Landschaft vor ihnen. Es gab einen Himmel über der Kaserne, und er war genauso blau und endlos wie anderswo. Und da war der kleine silbrige Bach, der am Ende der Burggründe verlief und ihre Grenze markierte. Dahinter wogte das tiefe, saftige Grün der Wälder.

Amalai legte den Kopf schief, und der Wind ließ dunkle Locken über ihre Wange tanzen. »Eigentlich stimmt es nicht ganz. Man kann nicht sagen, dass ›die Krigas‹ über so lange Zeit brutal unterdrückt haben. Es waren nicht dieselben Krigas. Nur die Institution ist über Jahrhunderte die Gleiche geblieben. Aber die Menschen darin sind gekommen und gegangen.«

Sie richtete ihren Blick wieder auf den Kasernenhof, wo sich eine kleine Gruppe von Krigas aus der Formation löste und auf das Burgtor zuschritt. »Die meisten Leute, die heute in der Kaserne sind, sind zu jung, um noch unter den Feudalen gedient zu haben. Sie haben nie jemanden getötet.«

Lahoon folgte ihrem Blick und sah zu, wie die vereinzelter Krigas unter dem Fallgitter des Tores verschwanden. »Ja. Viele sind sogar nach dem Wandel geboren. Trotzdem. Oder, gerade deshalb: Warum sind sie eingetreten? Warum werden sie Teil so einer Institution? Denn die Institution war tatsächlich jahrhundertlang grausam und brutal. Sie kann zu Recht beschuldigt werden. Beschuldigt, und aufgelöst!« Lahoon schlug unwirsch mit der Hand auf das Geländer.

Dann erstarrte er, den Blick auf die Kaserne gerichtet.

Das Tor hatte sich geöffnet.

Die Krigas marschierten hinaus.

* * *

Als Amalai und Lahoon ins Schreibhaus stürmten, stellten sie fest, dass eine Freundin von ihnen bereits da war. Mit dem gleichen Ziel, und schon auf halbem Weg. Sie war mitten im Gespräch.

»Ihr könnt unmöglich die Krigas autorisieren, derart in der Stadt aufzumarschieren!«, schnaubte Unleha Ojorsven an. »Um einen erfundenen Dämon zu jagen! Also wirklich!« Der Geist der Rebellion stieg von Unleha auf wie Rauch von einem gereizten Drachen.

Ojorsven räusperte sich. »Die Leute waren sehr besorgt,« verteidigte er sich. »Aufgebracht. Das war ein richtiger Aufruhr in der Taverne letzte Nacht, das sag ich dir. Es musste etwas getan werden. Und zwar schnell.«

Unleha schüttelte verärgert den Kopf, dass ihre zahlreichen kurzen Zöpfe nur so flogen. »Keine Ahnung, was letzte Nacht in der Taverne war. Oder warum es einen Aufruhr gab. Aber ich kann dir sagen, dass die Stadt als solche nicht gerade vor Angst zittert. Oder an Geister und Dämonen glaubt. Ist doch lächerlich!«

Unleha zeigte mit dem Finger auf Ojorsven. »Ein Bursche ist in der Kaserne zu Tode gekommen! Als er zu einer lebensgefährlichen Aufgabe beordert wurde, zur ›Korrektur‹! Das ist eine Untersuchung wert! Selbst

in ihrem Inneren muss die Kaserne sich an grundlegende Werte unserer Gesellschaft halten. Sie können Leute nicht solchen Gefahren aussetzen. Das ist, was das Schreibehaus tun sollte: eine Untersuchung veranlassen! Die Kontrolle über die Kaserne verbessern! Aber nicht: die Krigas in die Stadt holen. Das ist genau verkehrt herum!«

Unlehas dunkle Augen funkelten.

Ojorsven richtete sich auf, und sah mit seinen langen Kaftan und dem silbrigen Dhoti tatsächlich gediegen und würdevoll aus. »Es wird selbstverständlich eine Abstimmung geben«, verkündete Ojorsven förmlich. »Innerhalb eines Mondes, so wie die Bestimmungen es vorsehen. Wir haben die Ankündigung schon ausgehängt. Was ich unterschrieben habe, sind nur interimistische Maßnahmen. Für die Zeit bis zu Abstimmung.«

Er zwirbelte seinen beeindruckenden Schnurrbart. »Also kein Grund zur Aufregung. Es wird eine Abstimmung geben, und wenn die Stimmung in der Stadt so ist, wie du sagst, dann werden die Maßnahmen bald wieder Geschichte sein. Schon beim nächsten Neumond.«

»Das ist doch unglaublich!« *

Sie gingen eine friedliche, stille Gasse hinunter, und milder Sonnenschein spielte golden auf Unlehas dunkler Haut. Aber nichts von alledem beruhigte sie im Mindesten. Mit einem dumpfen Wutschrei trat Unleha gegen einen Stein und schickte ihn in hohem Bogen ins Gebüsch.

Und dann sah sie den Kriga, der an der nächsten Ecke Wache stand. Das hatte ihr gerade noch gefehlt!

Unleha fuhr auf den Kriga zu wie eine Furie. »Hau ab!«, schrie sie ihm direkt ins Gesicht. »Wir wollen euch hier nicht! Ihr habt hier nichts zu suchen! Die einzigen bösen Geister in der Stadt seid ihr, also verschwindet!«

Der Kriga war jung. Bloß ein Kadette, nicht älter als siebzehn. Er fuhr zusammen und ging unwillkürlich in Kampfhaltung. Seine Hand wanderte zum Knauf des Schwertes. Aus schmalen Augen starrte er Unleha an. Aber da trat ein zweiter Kriga aus dem Durchgang hinter ihm und sah mit offenem, suchendem Blick von einem zur anderen.

»Was?«, fragte er.

Amalai legte eine Hand auf Unlehas Arm. »Komm, lass ihn in Ruhe. Wirf deinen Ärger nicht einzelnen Leuten an den Kopf.«

»Warum nicht? Es ist schließlich auch seine Schuld! Er muss ja kein Kriga sein. Er hat entschieden, Teil dieses System zu werden und Befehle zu empfangen. Er soll wissen, was wir davon halten. Und dass er selbst die Verantwortung trägt für das, was er tut!«

Aber Unleha ließ sich doch von Amalai fortziehen. Sie schoss einen letzten giftigen Blick über die Schulter zurück.

»Ja«, seufzte Amalai. »Es ist wirklich unglaublich. Und es hätte nie so weit kommen dürfen. Aber zumindest ist klar, wohin es geht.« Ihre Hand machte eine eindeutige Bewegung. »Hinaus.« Amalai schüttelte ihre schwarzen Locken. »Niemand will zurück in die Zeit der Feudalen.«

»Doch«, brummte Lahoon. »Es gibt jemanden, der zurück will in diese Zeit.«

Unleha schloss sich ihm mit finsterner Miene an. »Ja. Und ihr Name ist Berqar. Ich bin sicher, in ihren Träumen galoppiert sie über ein Feld voller Leichen. Und nennt das Ruhm.«

Amalai prustete. »Na, komm.« Aber sie musste ein wenig einlenken. »Es mag schon sein, dass Berqar tief in ihrem Herzen eine Restitutionsistin ist. Und natürlich sollte sie nicht Kommandantin der Klinge sein, und sowieso die ganze Kaserne nicht existieren.«

Sie trommelte mit den Fingerspitzen auf ihren Schenkel. »Es war ein Umsturzversuch. Und es hat geklappt, in dem Moment. Mit einem schnellen Schlag hat Berqar Grundregeln unseres Zusammenlebens ausgehebelt. Aber insgesamt hat sie keine Chance. Gesellschaften sind etwas Behäbiges, Langfristiges. Die kann man nicht mit einem einzigen Akt umdrehen.«

Amalais Augen wurden schmal. »Der Wandel ist stark. Und wir werden das beweisen. Zu Neumond werden die Krigas abgewählt, ohne Wenn und Aber!«

* * *

Berqar hatte sich vor dem Magja auf ein Knie niedergelassen, inmitten einer Wolke donnernder Finsternis. Blutrote Blitze umzuckten die schwarze Silhouette, das gezückte Schwert, den stolz erhobenen Kopf. Das Bild der ewigen Kriga.

Sie verharrte ungerührt, unbewegt, bis das Grollen verklang und der Magja ihr mit der Drehung seines knorrigten Stabes bedeutete, sich zu erheben.

Pramus' Stimme hallte in den Gewölben. »Ihr macht Eurem Namen Ehre. Ein erster Ausfall, und ein glorreicher Sieg!«

Die Fackel warf einen flackernden Lichtkreis in die dunkle Leere des Burgkellers.

Berqars Augen spiegelten ihren Funken. »Die Krigas sind in der ganzen Stadt in Position. Wie sie es seit ewigen Zeiten nicht mehr waren.« Sie drückte die Brust heraus. »Wir stehen an jeder Ecke. Jeden Tag. Die Menschen werden sich daran gewöhnen, Krigas vor ihrer

Haustür zu finden. In Uniform, und im Dienst. Für die Sicherheit der Stadt verantwortlich. Die Krigas werden Fragen stellen. Ob alle gut nach Hause gekommen sind. Was die Nachbarn machen. Fragen, die mit der Zeit von guten Ratschlägen begleitet werden. Und zuletzt von direkten Anweisungen«, schloss Berqar triumphierend.

Dann fuhr sie gleich fort. »Das wird Beschwerden hervorrufen. Aggressionen. Angriffe widerspenstiger Bürgerinnen gegen Krigas im Dienst. Unruhestiftung. Die eine starke Hand braucht, zur Wahrung des Friedens.« Sie hob ihr Kinn. »Ich habe den Krieg erklärt. Innerhalb der Burgmauern, wo ich es ohne Zögern tun kann. Jetzt braucht es Zeit und Umsicht, damit sich die Welle dieses Einschlags in der ganzen Stadt ausbreiten kann.«

Berqar hielt ihr gezogenes Schwert noch immer in der Hand. »Alle Krigas kennen die Gefahr. Sie haben den entstellten Toten gesehen, das Werk des Dämons. Sie werden ihren Schrecken weitergeben, bis der ganzen Stadt klar ist, dass wir uns in einem Ausnahmezustand befinden. In extremer Gefahr, die extreme Maßnahmen rechtfertigt.«

Pramus' dunkle Augen glänzten, als sie Berqars Blick auffingen. »Gut. Aber seid vorsichtig. Unser erster Angriff war erfolgreich. Jetzt werden wir abwarten, unsere Stellung festigen. Bis die Zeit reif ist für die nächste Attacke.«

* * *

In der Mittagshitze hatte Amalai Sonnensegel auf der Dachterrasse gehisst. Gemächlich streckte sie ihre Beine zwischen den Überresten von Reisbällchen und Linsen aus und lehnte sich auf der Matte zurück. »Ich werde den Krigas nicht erlauben, unser Leben zu dominieren. Nicht einmal indirekt.«

Lahoons Miene war immer noch finster.

Amalai verschränkte ihre Beine mit den seinen. »Man rutscht leicht ab in die Welt der Krigas, und sei es nur, weil man ständig an sie denkt. Auf sie wütend ist, sich vor ihnen fürchtet, sich überlegt, was man gegen sie tun sollte. Aber wir wissen, was wir tun. Wir stimmen ab. Und bis dahin werde ich weiterhin ich selbst sein und mein eigenes Leben leben. Ich werde hier nicht in Kampfpose sitzen, so wie sie. Mein Leben ist immer noch reich und sinnlich, und ich werde jeden einzelnen Moment genießen, so wie bisher. Das lasse ich mir nicht nehmen.«

Lahoon wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. Er griff nach seiner Laute und ließ ein paar fragende Töne herausfallen. Stimmengemurmel aus den Badegärten floss zusammen mit dem Gesang der Vögel, dem Zwitschern der Affen und den vertrauten Geräuschen der

Kleinstadt, den Klängen ihrer Heimat. Sie beruhigten Lahoon. Schon etwas mutiger begann er, sich selbst einen Pfad zurück zu seinem Leben zu spielen.

Amalai hörte zu, und Bilder der nächtlichen Gärten stiegen vor ihrem inneren Auge auf, von Laternen in allen Farben, und süßen Melodien aus dem Konzertpavillon.

Da fiel es ihr wieder ein.

»Lahoon.« Sie drehte sich zu ihm um. »Da war jemand in unserem Garten, letzte Nacht. Ich habe es von der Terrasse aus gesehen. Ein schwarzer Schatten, der heimlich von Deckung zu Deckung huschte und in der Nacht verschwand.« Amalai richtete sich ein wenig auf. »Was könnte das bloß gewesen sein? Wer in aller Welt würde sich in meinem Kräutergarten verstecken?«

Lahoons Hände liefen weiter über die Laute und ließen einen erklärenden Akkord herausperlen. »Vielleicht war es ein Pärchen aus dem Bad. Du weißt ja, wie die Leute sich in die letzten Ecken des Gartens zurückziehen, um sich zu lieben. Nun, manche haben sich vielleicht ein wenig zu weit zurückgezogen. Und als ihnen danach klar wurde, dass sie in einem fremden Garten gelandet waren, wollten sie schnell und unauffällig verschwinden.«

Amalai schenkte ihm ein schiefes Lächeln. »Glaubst du? Dass ich eine verirrte Liebende auf der Flucht gesehen habe?«

Lahoon nickte, sehr zufrieden mit seiner eigenen Antwort. Und, vielleicht inspiriert durch das dramatische Bild, das Amalai gerade gezeichnet hatte, wandte sich sein Spiel in Richtung einer Ballade.

*

In dieser Nacht, als der Mond neu und der Himmel voll stürmischer Wolken war, schlich ein Schatten durch den Kräutergarten. Duckte sich hinter die Büsche, schoss vorwärts, verbarg sich erneut.

Die Welt war voller Aufruhr. Der Wind riss ungestüm an den Ästen, ließ die Blätter rauschen und die Fensterläden klappern. Das Gras drückte sich flach auf den Boden, ängstlich und atemlos, um dem Ansturm zu entkommen. Eine lose Dachschildel wurde vom Scheunendach gebrochen und krachend gegen einen Zaun geschleudert, dann harsch hochgerissen und weitergetrieben.

Inmitten des nächtlichen Sturms glitt der Schatten weiter, absichtsvoll, zielgerichtet.

Diesmal sah es niemand.

5

Lahoon erwachte. Es war stockdunkel. Er versuchte, zu seinem Traum zurückzukehren. In den Wald. Zu dem Portal. Zu der Fay, die ihn aus der Anderwelt gerufen hatte, die Flammen aus Mondlicht entfesseln konnte, die ihre Magie vor ihm offenbarte.

Sein Herz pochte laut.

Lahoon schlich sich aus dem Zimmer, ohne dass Amalai es merkte.

Vor ihm lag das übliche Chaos seines Ateliers. Im sanften Schein einer magischen Laterne balancierte Lahoon vorsichtig um Staffeleien herum, um halbfertige Bilder und Stapel leerer Rahmen. Er rückte die Kissen auf dem Holzboden zurecht und machte sich an die Arbeit.

*

Goldene Streifen zogen über den Morgenhimmel als Lahoon begann, die Farben anzudeuten, die seine nächtlichen Skizzen beleben würden.

Eine Diele knarzte. Lahoon blickte auf. Auf leisen, nackten Füßen kam Amalai zu ihm, und Lahoon lehnte dankbar den Kopf an ihre Hüfte.

Amalai blickte hinunter auf die Zeichnungen. »Träume?«, fragte sie verschlafen.

Lahoon nickte. »Ja, Träume.« Er seufzte tief. »Oder keine Träume.« Er nahm das Blatt hoch und strich mit dem Finger über die Linien. »Es ist ein Ruf«, flüsterte er. »Ich spüre es.« Seine Stimme war rau.

Amalai vergrub die Finger in seinem Haar. Lahoon schmiegte sich an ihren Körper, spürte den sanften Rhythmus ihres Atems, das langsame Heben und Senken ihres Bauches.

Dann warf er den Kopf in den Nacken und blickte zu ihr auf. »Ich kann den Weg nicht allein finden. Ich habe es versucht, und ich versuche es noch immer. Aber ich brauche Hilfe. Und ich weiß langsam nicht mehr, wo ich sie suchen soll.«

Amalai ließ eine Strähne pechschwarzen Haares durch ihre Finger laufen. »Hm. Ja. Wenn Varoonya nicht der richtige Ort war.«

Lahoon verzog den Mund. »War es nicht. So sehr ich mich auch auf die Hauptstadt gefreut hatte. Und ›Akademie der Magischen Künste‹ klang extrem vielversprechend. Aber nein.«

Er schnalzte verächtlich mit der Zunge. »In der Akademie würden sie nicht einmal bemerken, wenn ein Einhorn über den Korridor spaziert, oder ein Geist auf ihrem Redepult hockt. Sie haben überhaupt keine Wahrnehmungsgabe. Kein Wissen. Kein Interesse. Und auch keine Toleranz. Sie sind der fixen Überzeugung, dass es keine Fay gibt, und Schluss. Da ist nichts zu machen. Sie haben die Fay zusammen mit den alten Magjas von der Akademie verbannt, mit dem Vorwurf und der Gewissheit, dass alles immer nur Illusion war, eine hinterhältige Täuschung. Und davon haben sie auch den Rest der Gesellschaft überzeugt.«

Lahoon zuckte die Schultern. Dann entzog er sich Amalai und stand mit einer fahrigen Bewegung auf. »Ich muss einen anderen Weg finden.« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Und ich werde Hilfe suchen, wo immer ich kann. Selbst wenn es seltsam aussieht, oder ungut und gefährlich. Ich muss es einfach probieren.«

Amalai trat einen Schritt zurück. Sie verschränkte die Arme über der Brust und sah Lahoon mit gerunzelter Stirne an. »Bei dem Magja, willst du damit sagen. Bei Pramus.«

Lahoons Finger schlossen sich mit einer krampfhaften Geste um eine Staffelei. »Ja. Pramus.«

Eine angespannte Stille machte sich breit.

Lahoon starrte auf den Boden. »Ich weiß, wie das klingt. Er ist ein Magja. Wie sie an der Seiten der Feudalen standen und Dämonen beschwören, im Dienste der Herrschaft. Bis der Wandel sie allesamt von der Macht vertrieben hat.« Lahoon schluckte. »Es ist ein schweres Erbe. Wer würde heute noch freiwillig in dieser Tradition wandeln?«

Lahoons Finger krallten sich so fest um das Holz, dass die Knöchel blass aus seiner blauen Haut hervorstanden. »Welchen Weg würde ich gehen, als Pramus' Zauberlehrling? Worauf lasse ich mich da ein?«

Lahoon hob den Kopf. Ein wildes Feuer brannte in seinen Augen. »Aber was, wenn die Magjas wirklich in der Lage sind, mit Dämonen zu sprechen? Wenn dies meine einzige Chance ist, überhaupt mit den Fay in Kontakt zu kommen? Zumindest eine von ihnen zu berühren?«

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Ich weiß, dass das gefährlich ist. Und vielleicht ist es sehr falsch. Aber solange auch nur die geringste Chance besteht, dass es richtig ist, oder mir zumindest einen winzigen Schritt weiterhilft, muss ich es versuchen.«

Amalai ergriff die Staffelei in einer impulsiven Geste und hielt den Rahmen fest umklammert, ihre Hand gleich neben der Lahoons, ihre Knöchel genauso weiß. »Ja. Wenn es eine Möglichkeit gibt, es bloß zu

versuchen, ohne sofort mit Haut und Haar darin zu versinken. Geh zu ihm, wenn du musst, aber sobald er versucht, dich mitzunehmen an einen Ort, im Innen oder im Außen, von dem du allein nicht mehr weg kannst: da bitte ich dich, geh nicht mit!«

* * *

Berqar nahm eine Fackel von der Wand und drang tiefer in die Dunkelheit der alten Waffenkammer vor. Schwerter glänzten in Reih und Glied entlang der Wände, aufgebahrt in ihren Halterungen wie eine lange Batterie tödlicher Zähne.

Aber das Biest schlief.

Noch würde das gebleckte Gebiss nicht zuschnappen, die scharfen Fänge keine Wunden in das Fleisch des Feindes reißen.

Berqar ließ ihre Finger über den kalten Stahl gleiten. Sie konnte die Kraft spüren, die unbändige Macht, die darin verborgen lag. Suchend wanderten ihre Blicke weiter über Klingen und Schilder, über Regale voller Dolche. In den Schatten der hinteren Stirnwand kreuzten sich zwei Hellebarden in stummem Salut, in kriegerischer Ehrerbietung. Darunter glommen die Farben eines alten Ölgemäldes in der Dunkelheit. Berqar trat näher. Sie hob das flackernde Licht in ihrer Hand.

Eine sturmumtoste Ebene inmitten hoher Berge lag vor ihr. Der Wind riss die letzten Blätter von kahlen Bäumen, und das Gras duckte sich tief unter seiner Gewalt. Dramatische Wolkenfetzen zogen über den Himmel, der vom Sonnenuntergang blutrot gefärbt war. Ein letzter Schein fiel auf die Leichen hunderter unbekannter Soldaten, die mit verrenkten Gliedern und blutigen Schwertern im Staub lagen, ihre Körper zerfetzt, ihre Augen starr.

In ihrer Mitte bäumte sich das stolze Ross des glorreichen Generals. Sein Mantel wehte malerisch im Wind und seine Augen glänzten. Er hatte seinen Säbel hoch erhoben, bereit, den Himmel selbst aufzureißen, wenn es sein musste. Ein unhörbarer Kriegsschrei drang aus seinem Mund, hallte wider in der Szenerie aus Tod und Verwüstung. Das Echo reiste durch die Zeiten, bis hinab zu Berqar.

Ihr Rücken richtete sich unmerklich auf. In ihren Augen lag ein Leuchten, das viel, viel tiefer ging als nur der Widerschein der brennenden Fackel.

* * *

Unleha watete durch die kniehohen Farne. Ganz hinten in den Gärten des Badepalastes, versteckt im wuchernden Grün, wand sich ein großes Kupferrohr durchs Gras wie eine riesige alte Schlange. Erst unten am

Bach tauchte sie auf, reckte sich weithin sichtbar gen Himmel, ein majestätischer Turm aus Spiralen. Die Schlangenhaut war fleckig und graugrün von Staub und Flechten, und nur ein paar einzelne Stellen, wo das Metall noch offen lag, glänzten überschwänglich wie ein Sonnenuntergang.

Zu Füßen des Turms kauerte eine niedrige runde Kuppel auf dem Boden. Unleha beugte sich darüber und lauschte konzentriert auf das dumpfe Klopfen im Inneren, einen tiefen, regelmäßigen Herzschlag. Magie pumpte das Wasser hoch in die Spiralen. So wie sie sollte.

Unleha zog ihren Zauberstaub hervor. Als Almecha war sie eine der spezialisierten Magiekundigen, die Traptionen wie diese hier handhaben konnten. Und das Bad verwendete mittlerweile unzählige, für alle Zwecke vom Wärmen des Wassers bis zum Beleuchten der Gärten.

Vorsichtig nahm Unleha den oberen Teil der Kuppel ab.

Das Abendlicht fing sich in einer gläsernen Wolke, gesponnen aus feinsten, unsichtbaren Fäden, die sich in dem Wirrwarr ihres eigenen Universums hundertmal überkreuzten, ohne sich jemals zu stören. In der Tiefe der Wolke glänzten reine Kristalle.

Unleha zog einen dunklen Amethyst aus ihrer Tasche. Ihre Lippen begannen, eine Beschwörung zu formen, den perfekten Klang einer alten Rune, warm, voll und rund, bis er zum Schluss in einem kratzigen Lispeln endete. Und mit einem kleinen Nicken ihres Zauberstabes schwebte ein Stein aus der Tiefe des fragilen Labyrinths heraus.

Das Rohr begann zu husten und zu gurgeln, verschluckte sich an Wasser, das aus seinem steten Aufwärtsstrom in wilde Strudel und Wirbel fiel. Aber der neue Amethyst glitt bereits durch die Lüfte, hin zur Mitte der Wolke aus Spinnweb und Arabesken. Ohne einen der delikaten Fäden zu stören, setzte er sich mit natürlicher Anmut genau an den richtigen Platz.

Das Rohr machte einen letzten röchelnden Huster. Dann, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, kehrte der reguläre Herzschlag zurück.

Unleha lauschte aufmerksam auf das beständige Rauschen, den darunterliegenden Klang der Magie. Sie ließ eine weitere Beschwörungsformel über ihre Zunge rollen. Ein Licht erglühte im Herzen des Amethysts und lief von dort hinaus in die unsichtbaren Fäden. In jedem Kristall, den der Funke berührte, leuchteten die Farben der Magie auf, zeigten Unleha die Zaubersprüche, die in ihnen verankert waren. Tief konzentriert beugte Unleha sich vor.

»Was machst du da?«

Unleha fuhr herum.

Ein junges Mädchen mit schwarzen Haaren und eifrigen Augen stand hinter ihr.

»Rebonya«, seufzte Unleha. »Irgendwann treibst du mich noch in den Herzinfarkt.«

»Tschuldigung«, sagte Rebonya, nicht übermäßig zerknirscht. Sie beugte sich bereits über die Traption und ihre Kristalle. »Warum hast du diesen da ausgetauscht? Ist das der Kraftstein?«

Unleha zog den violetten Schatz aus ihrer Tasche. »In diesem hier ist fast keine Kraft mehr. Ich bringe ihn zurück zum Befüllen.«

Rebonya nickte. »Und die Beschwörung zum Schluss?«

»War nur, um sicher zu gehen, dass alles stimmt. Warte, ich zeig's dir nochmal.«

* * *

Die Abendluft war sanft und lau geworden und das Licht fast ganz aus den Weiten des Himmels geschwunden. Nur eine Ahnung dunklen Blaus lag noch über dem Horizont, und ein letzter Hauch von Lavendel auf den Wolken.

Amalai wandelte durch ihren Garten, strich hier mit dem Finger über ein Blatt, küsste da einen Tropfen von einer Blüte, und sagte allen Pflanzen, die noch auf waren, gute Nacht.

Doch dann erstarrte sie. Da war er wieder. Der Schatten. Ein Rascheln, eine versteckte Bewegung. Eine dunkle Figur, die vorwärts huschte, Deckung suchte, weiter glitt.

Diesmal zögerte Amalai nicht. Mit einem raschen Schritt stellte sie sich dem Schatten genau in den Weg. Und kollidierte.

Stolpernd riss Amalai den Arm hoch und suchte Halt. Ihre Hand schloss sich um festes, menschliches Fleisch. Kein dunkles Phantom, kein rauchiger Dämon zerfloss zwischen ihren Fingern. Im dämmrigen Zwielflicht starrten die mandelförmigen Augen eines jungen Mädchens Amalai an.

»Äh. Hallo«, sagte Amalai.

Das Mädchen warf ihr einen zornigen Blick zu. Dann riss sie sich mit einer hektischen Bewegung los, wodurch etwas zu Boden fiel. Ein Buch, sah Amalai. Wie ein Falke stürzte sich das Mädchen darauf und barg es wieder an ihrer Brust. In ihren Augen stand mittlerweile fast schon Panik.

»Nichts sagen!«, flüsterte sie, Bitte oder Drohung oder Dringlichkeit in der Stimme. Dann drehte sie sich um und rannte. In einer raschen, leichtfüßigen Flucht flog sie durch den Kräutergarten davon und verschmolz mit den Schatten der Hecke. Noch ein paar knackende, raschelnde Laute, und weg war sie.

Amalai sah ihr nach. Dann folgte sie ihr, langsam, mit verhaltenen

Schritten. Bis zu dem Punkt, wo das Mädchen verschwunden war. Amalai strich mit der flachen Hand über die Blätter der Hecke. Dann glitt sie hindurch.

Amalai zwängte sich entlang des schmalen Spalts zwischen der Mauer des Kasernenhofs und ihrer eigenen Hecke. Äste kratzen ihre Schulter. Rauer Stein zupfte an ihrer Hand, die sie die Wand entlang gleiten ließ. Bis ihre Finger sich verfangen. Amalai hielt inne. Sie beugte sich hinunter.

Da war ein Loch in der Wand, knapp über dem Boden. Gerade groß genug, dass sich ein Mensch hindurchzwängen konnte. Und in der Mitte des Durchbruchs, zusammengeknüllt zu einem hastigen Knäuel, lag der Umhang des Mädchens.

* * *

Rebonya fluchte leise. Wie hatte das nur passieren können? Wieso war sie so achtlos gewesen? Und hatte nicht gesehen, dass da jemand im Garten war. Jetzt hatte die Kräuterfrau sie erwischt. Aber die würde sie bestimmt nicht verraten. Oder doch?

»Vielleicht hätte ich bleiben sollen, um zu verhandeln«, dachte Rebonya. »Um zu erklären, und zu bitten.« Sie seufzte. »Oder vielleicht war Wegrennen das Richtige. Sie würde mich nicht wiedererkennen. Oder?«

Rebonya schlich vorsichtig entlang der Kasernenmauer, noch immer in der Deckung eines leeren Stalls. An dessen Ende spähte sie hinaus in den Hof, sehr sorgfältig diesmal. Dann trat sie hinaus, in der nonchalanten Art eines Menschen, der gerade mal ein bisschen frische Luft schnappen war.

Als sie in ihre Kammer kam, sah Gureev von seinem Buch auf. »Du warst draußen«, kommentierte er.

Rebonya brummte eine kurze Replik und ließ sich auf ihre Matte sinken.

»Du warst ziemlich viel draußen in letzter Zeit«, insistierte Gureev.

Rebonya erstarrte. Stille füllte den Raum. Erwartungsvolle Stille.

»O nein«, betete Rebonya. »O nein. Nicht auch noch Gureev.«

»Fast immer, wenn du keinen Dienst hast, bist du draußen«, fuhr Gureev fort.

»Ich war im Hof«, murmelte Rebonya.

Gureev wartete. Dann sagte er: »Natürlich. Im Hof. Wo hättest du sonst sein sollen? Du darfst die Kaserne schließlich nicht verlassen.«

Die erwartungsvolle Stille kehrte zurück. Rebonya biss sich auf die Lippe. Was nun?

Sie drehte sich auf ihrer Matte um und wandte sich dem Zimmer zu. Und ihrem Zimmergenossen. »Ganz genau. Ich darf die Kaserne nicht

verlassen. Also werde ich es doch sicherlich nicht tun, oder? Und vor allem würde ich dir nicht sagen, wenn ich es doch täte. Ich will dich schließlich nicht in Gewissensnöte bringen. Du könntest dich ja verpflichtet fühlen, mich anzuzeigen. Wofür auch immer. Sogar für eine respektlose Miene.«

Gureev stand mit einer raschen Bewegung auf. »Das habe ich nicht getan, wie dir hätte auffallen können.« Seine Stimme war schneidend. »Jede einzelne Minute, die ich mit dir in dieser Kammer verbracht habe, hast du eine respektlose Miene getragen. Ganz abgesehen von den Reden, die du führst. Aber ich habe dich nicht angezeigt. Und auch zu niemandem eine Bemerkung über deine häufige Abwesenheit gemacht.« Eine tiefe Falte hatte sich auf seiner Stirn gebildet. »Aber vielleicht sollte ich das tun. Jetzt, wo du es sagst. Vielleicht ist es meine Pflicht. Du könntest eine Gefahr sein. Ein subversives Element.«

Rebonya platzte ein Lachen heraus. »Danke.« Aber ihr Lachen war ein zitteriger Laut, ein halber Husten, ein desesperates Keuchen. »Ich glaube nicht, dass mich je jemand als subversives Element bezeichnet hat. Und schon gar nicht als Gefahr.«

Sie setzte sich auf ihrer Matte auf. Dann erhob sie sich sogar und machte einen Schritt auf Gureev zu. Einen kleinen, zögerlichen. »Leider bin ich aber nicht Teil eines Geheimkomplotts zum Sturz der Klinge. Alles, was ich mache, ist, mich um mein eigenes Leben zu kümmern. Das Leben, dass ich wirklich leben will.« Sie blickte auf ihre Füße, dann hob sie die Augen und sah Gureev direkt an. »Ich bereite mich auf die Akademie der Magischen Künste in Varoonya vor. Ich leihe mir Bücher aus von einer Almecha, die dort studiert hat. Ich schaue ihr beim Arbeiten zu. Stelle Fragen.«

Rebonya senkte ihren Kopf. Ihre Stimme wurde sanfter, leiser. »Ich bin echt keine Gefahr.«

Gureev maß sie mit einem langen Blick. »Ich glaube dir«, urteilte er mit einem gnädigen Kopfnicken. »Dass du draußen warst, um zu studieren. Um dich vorzubereiten, für die Akademie. Und dass du eine Almecha werden möchtest.« Er hielt inne. Dann hob er eine Augenbraue. »Ich bin froh zu sehen, dass du ein Ziel hast. Etwas, das dir sinnvoll erscheint. Dass es doch etwas gibt, woran du glauben kannst.«

Rebonya blickte starr auf den Boden und sagte nichts.

Gureev sprach gemessen weiter. »Almecha ist ein guter Beruf. Eine hilfreiche Kunst. Ich respektiere dein Bemühen, und dein Bestreben, dich zu bilden.« Er zögerte. »Aber es ist trotzdem gegen die Regeln. Krigas, auch Kadetten wie wir, dürfen die Burg nicht einfach auf eigene Faust verlassen.« Gureev richtete sich auf. »Es gibt Gründe für solche Regeln.

Und es wird in der Tat von uns erwartet, dass wir sie befolgen.« Er blickte Rebonya erwartungsvoll an.

Rebonya fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Na ja«, murmelte sie unsicher. »Das ist sogar eine der wenigen Regeln, die ich selber auch gut finde. Prinzipiell.« Sie räusperte sich. »Aber in meinem Fall... Ich bin ja nicht durch die Stadt stolzisiert. Ich habe meine Uniform nicht zur Schau gestellt und keine soldatische Präsenz gezeigt. Ich bin einfach nur rasch und unauffällig direkt zu meinen Studien gehuscht.« Bilder der unerwünschten Begegnung im Kräutergarten tauchten vor ihrem inneren Auge auf und sie fluchte im Geiste.

Laut sagte sie: »Ich bin wirklich keine Gefahr. Vielmehr bin ich es, die in Gefahr ist. In Gefahr, von der Schule zu fliegen, bevor ich mein Siegel habe. Oder in Korrektur beordert zu werden, zu irgendeiner grässlichen, gefährlichen Arbeit. So wie Hun.«

Unruhig und fahrig verschränkte Rebonya die Arme vor der Brust.

Gureev war still geworden. Er wandte sich ab.

Rebonya tat einen kleinen Schritt auf ihn zu. »Gureev. Ich werde vorsichtiger sein. Es ist zu riskant so, das sehe ich ein.« Ihre Stimme war ernst. »Aber ich muss weiter studieren. Ich brauche das.« Sie sah Gureev durchdringend an. »Ich weiß nicht, ob das für dich genug ist. Die Wahrheit, und ein Versprechen. Bitte sag mir, ob dir das reicht. Denn selbst wenn ich nicht genau weiß, was meine Strafe wäre, wenn ich erwischt würde: Ich hoffe doch inständig, dass es einfach nie passiert.« Sie räusperte sich. »Und in diesem Sinne wäre ich in der Tat dankbar, wenn du mich nicht anzeigst.«

Gureev bedachte Rebonya mit einem langen, nachdenklichen Blick. Dann ließ die Spannung in seinem aufrechten Rücken unmerklich nach. Er neigte den Kopf leicht, in einer grazilen, vornehmen Geste. Diesmal sprach er jedoch kein Urteil.

»Dankbar?«, fragte er stattdessen. »Du wärst dankbar? Das ist neu. Hast du vor, es sogar zu zeigen?«

Rebonya prustete. Doch dann schlich sich ein Hauch Reue in ihr Gesicht, und der Beginn eines schiefen Lächelns. »Ja. Ich habe vor, es sogar zu zeigen. Wenn du mich wirklich nicht anzeigst, dann gebe ich zu, dass du es verdient hast.« Ihr Grinsen wurde breiter. »Ich bin nicht in Übung, muss ich allerdings sagen. Dankbarkeit zeigen ist eine nie gekannte Herausforderung für mich. Aber ich werde mich meiner Aufgabe mutig und unerschrocken stellen. Und, sollte ich sie bewältigen, so wird das eine der größten und wertvollsten Lektionen sein, die ich je in meiner Zeit bei der Klinge gelernt habe, da bin ich sicher.«

6

»Strategie und Taktik.« Berqar stolzierte im Offiziersraum auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und dozierte. Sie blieb unter einem großen Ölgemälde stehen, das kürzlich seinen Weg an die Stirnwand des Raumes gefunden hatte. Ein siegreicher General hoch zu Ross inmitten einer stürmischen Landschaft, der Boden übersät mit Leichen.

Berqar drehte sich um, voller Schwung und Inspiration.

Gureev hatte seinen Essay zurück auf den Tisch gelegt, gleich neben den schweren Schmöker, auf den er sich bezog. Seine dunklen Augen waren ernst, seine Haltung anmutig und vornehm.

Berqar genoss die Intensität seiner Aufmerksamkeit. Das Feuer in ihrer Stimme fand Nahrung. »Unser Kampf braucht nicht nur unseren Körper. Sondern auch unseren Geist. Und unser Herz.«

Sie drückte die Brust heraus. »Für ruhmreichen Krieg braucht es mehr als reine Brutalität. Die wahrhaft Berufenen, die rechten Herrschenden müssen listig sein, schlau und hinterhältig wie der Dämon selbst.«

Die verkohlten Überreste einer alten Heugabel lehnten in der Ecke. Gureev fragte sich vage, was sie dort taten, aber Berqar strich mit dem Finger über die eisernen Spitzen wie über eine Quelle der Kraft. Ihre Stimme wurde eindringlich, als wäre sie getrieben von einer Vision, oder von einem obsessiven Albtraum. »Der Feind wartet nicht. Und kommt dir auch nicht offen und ehrlich entgegen. Der Krieg ist ein schmutziges Geschäft. Und du musst bereit sein. Berechnend. Grausam. Gnadenlos. Fähig, alles zu tun.«

* * *

Die Türme der Burg ragten schwarz und streng in die pastellfarbene Morgendämmerung. Blasses Licht fiel ins Innere der Kadettenkammer, wo Gureev seine Matte sorgfältig zusammenrollte, ohne auch nur den geringsten rügenden Seitenblick auf den unordentlichen Haufen zu werfen, der Rebonyas Bett darstellte.

Rebonya hingegen hatte massenhaft Kommentare. »Die rechten Herrschenden!«

Gureev hatte nur einen sehr rudimentären Bericht gegeben über das, was Berqar in ihrem Privatunterricht gesagt hatte. Nichtsdestotrotz hatten sich Rebonyas Augen zu schmalen, wütenden Schlitzten verengt. »Haben wir Herrschende? In unserem Zeitalter?«

Gureev hielt inne. Dann richtete er sich auf und wandte sich ab. »Nein.« Seine Ohren waren heiß. »Natürlich nicht.«

Aber er machte noch einen Rettungsversuch. »Berqar hat historisch gesprochen. Oder metaphorisch.« Er räusperte sich und strich mit dem Finger über den dicken Einband des Schmökers. »Außerdem sind dies einfach Begriffe, die in dem Buch verwendet werden. Berqar hat sich darauf bezogen. Es hat nichts zu bedeuten.«

* * *

»Lebe wohl.« Lahoon drückte einen Kuss auf Amalais dunkles Haar. »Und pass auf, dass die Krigas keinen Unfug anstellen.«

»Mach ich«, versprach Amalai. Sie klopfte auf eine von Lahoons vielen Reisekisten. »Mögest du mit leeren Koffern und vollem Beutel wiederkehren«, fügte sie salbungsvoll hinzu, als wäre es der traditionelle Segen eines fernen Landes.

Lahoon lachte. »Mal sehen.« Er zog Amalai an sich. »Toan ist ein nettes Städtchen. Wie Behrlem, im Grunde. Nur, dass ich nicht so oft dort bin und daher viel mehr Aufmerksamkeit genieße, wenn ich doch einmal auftrete. Ich freue mich schon auf die Konzerte. Und ich werde auch sicher wieder das eine oder andere Bild verkaufen. Also werde ich zwar vielleicht nicht reich zurückkehren, aber zumindest doch wohl genährt und zufrieden.«

Die Kutschfrau kam und Lahoon schwang sich hinten auf den Karren zu seinen Kisten.

Ein sehnstüchtiger Ton stahl sich in seine Stimme, als er noch einmal Amalais Hand hielt. »Und auch die Lesekammern des Tempels rufen nach mir. Vielleicht finde ich doch noch etwas. Ein Zeichen, einen Wink. Eine leise Ahnung, wo mein Weg verläuft, mein Pfad zu den Fay.«

*

Amalai musste sich beeilen. Precetlan und Naleewa gingen heute mit ihren Schafen in die Berge und hatten Amalai angeboten, ihr eine entlegene Schlucht zu zeigen, wo sie Deewelarque-Büsche gefunden hatten. Und natürlich wollte Amalai das sehen. Und so radelte sie ihren nun leeren Tretkarren zum Mietstall und sattelte sich ein Pferd.

Amalai holte die Herde an der Stelle ein, wo der dunkle Wald in ein weites, offenes Hochland übergang. Die Luft war frisch und würzig hier oben und Amalai fühlte den Wind in ihren Locken wie eine ständige sanfte Liebkosung. Es lag ein Geruch von Wildkräutern darin, aber auch eine Ahnung von Schnee und Eis, ein Lied von fernen Gipfeln. Precetlan begann zu scherzen, und Geschichten zu erzählen von Bergen und Einsamkeit, von Schafen und Gemeinschaft.

Es war schon nach Mittag, als sie die anderen Hirtinnen verließen und versprachen, zum Abendlager wieder zur Herde zu stoßen. Ein langer und gewundener Pfad führte die drei Reitenden zur Seite, durch Wiesen und Täler, bis Precetlan schließlich mit einer ausladenden Geste auf die kleine Klamm deutete, die zu ihrer Linken in die Tiefe stürzte.

»Hier bitte!«

Sie ließen die Pferde bei einem niedrigen Gehölz zurück und näherten sich vorsichtig dem Abgrund. Er war voll zäher, knorriger Büsche mit dunklen Blättern und langen, spitzen Dornen. Amalai berührte einen Strauch, der es geschafft hatte, über die Kante des Abgrunds hinauszuklettern, und pflückte eine weiche, runde Beere, schwarz wie die Nacht. Als sie zudrückte spürte sie den Saft über ihre Finger rinnen, das starke, würzige Aroma beißend in ihre Nase steigen. Amalai fuhr zurück.

Kein Zweifel. Das war Deewelarque.

Amalai drehte sich um und fiel Precetlan um den Hals. »Das ist großartig! Danke!«

»Deewelarque ist giftig, oder?«, fragte Naleewa.

»Ja. Wir sollten diese Beeren auf keinen Fall essen. Aber sie können bestimmten Zaubetränken unglaubliche Kraft verleihen. Wenn sie weise und umsichtig gehandhabt werden.« Amalai zögerte. »Sie können auch wilde, fiebrige Träume hervorrufen. Halluzinationen. Oder Hellsichtigkeit, sagen manche.«

Amalai sah hinab in die Schlucht. Karge Felsen ragten zwischen den Büschen hervor, stürzten hinunter in uneinsehbare Tiefen. Sehnsüchtig blickte Amalai zu den unzähligen Deewelarque. »Ich wünschte so sehr, ich könnte die erreichen!«

»Vielleicht gibt es ja einen Weg. Von unten«, deutete Precetlan.

Es brauchte eine Weile, bis sie die Anhöhe umrundet hatten und soweit über den Hang des Hügels abgestiegen waren, dass sie am Fuße der Schlucht ankamen. Doch dort, in der Tat: da konnte man hinein.

Es war nicht gerade einfach. Sie kletterten über Steine und Felsbrocken, schürften sich die Knie auf und zwängten sich zwischen dornigen Deewelarque hindurch, die hier immer dichter wuchsen.

Sie drangen tiefer in die Schlucht vor. Steile Felswände ragten zu beiden Seiten empor und der Schatten des mächtigen Berges tauchte die Welt in dämmriges Zwielicht. Die drei Wandernden waren schweigsam geworden, so als hätten sie Angst, die Stille des Ortes zu stören.

Ein Pfad aus sanftem, frischen Gras tat sich unter Amalais Füßen auf, schlängelte sich wie ein seidiger Faden durch das sonst harte, steinige Gelände. Amalai hob verwundert die Brauen. Und folgte der Spur, tiefer und tiefer in das Reich der Schatten, von einer mäandernden Verlockung geleitet. Bis sie vor einer steilen Felswand zu stehen kam. Zu Amalais Füßen breitete sich einladend ein weicher, grüner Teppich aus.

Vorsichtig kniete Amalai darauf nieder. »Eine Quelle!«, flüsterte sie. Sie teilte das hohe Gras mit den Händen. Glasklares Wasser sprudelte aus dem Felsen, rann über Amalais Finger mit der kalten Frische der Gletscher.

Amalai drehte sich strahlend zu Precetlan und Naleewa um. Und erstarrte.

Eine schwarzer Schatten tauchte hinter Precetlan auf wie ein Geist.

Precetlan blickte über die Schulter und fuhr erschrocken zurück.

Die dunkle Gestalt kam näher und entpuppte sich als ein zierlicher Mann in schwarzen Roben. Auch sein Haar war schwarz, und seine Haut blass wie der Mond.

Er blieb stehen, als er die schockierten Gesichter sah, sagte aber nichts.

Precetlan räusperte sich. »Äh.« Seine Stimme war brüchig. »Guten Tag.«

Der zarte Mann neigte den Kopf, etwas schüchtern. Nach dem ersten Schreck seines plötzlichen Auftauchens schien er geradezu auffällig unbedrohlich.

»Guten Tag«, kam seine Stimme, ein sanfter, leiser Klang, wie ein vorsichtiges Angebot.

»Was machst du hier?«, fragte Precetlan, ein wenig unlogisch.

»Ich lebe hier.« Eine angedeutete Geste, eine halb erhobene Hand. Und sie sahen ein kleines Steinhaus, das sich zwischen den Deewelarque an die Seitenwand der Schlucht drückte. Es war halb überwuchert, und insgesamt so sehr eingebettet in die Umgebung, dass es kein Wunder war, wenn sie es zunächst nicht bemerkt hatten.

»Und ihr?« Die Frage schwebte wie ein Hauch in der Luft.

»Wir sind nur zu Besuch«, sagte Precetlan, und es klang selbst in seinen Ohren extrem lahm. Aber ihr Gastgeber schien es nicht ungewöhnlich zu finden, dass drei Leute nur zu Besuch in eine praktisch unzugängliche Felsschlucht voll dorniger Büsche kamen.

»Gut«, nickte er mit einer stillen Freundlichkeit, die Precetlan sofort entspannte. Precetlan atmete tief aus. Es war etwas Beruhigendes an diesem Mann, etwas zutiefst Vertrauenswürdiges.

Der Fremde wandte seinen Blick Naleewa zu. »Wollt ihr herein kommen?«

Auch von Naleewa fiel die Spannung ab. Sie lächelte und nickte, wieder ganz in ihrem Element. »Mein Name ist Naleewa«, stellte sie sich vor, »und das hier sind meine Freunde Precetlan und Amalai.«

Die Augen des Mannes waren sehr dunkel. »Verlem.« Sein zerbrechlicher Körper verneigte sich fast unmerklich. »Kommt ihr mit mir?« Und sein Blick fand Amalai, verfiel sich für einen endlosen Moment in ihren Augen. Dann drehte er sich um und ging in Richtung der Hütte.

Amalais Herz raste. Sie konnte ihren Puls im ganzen Körper spüren. Sie wollte wegrennen. Und näher kommen. Sie wollte bei diesem Mann sein, und so weit weg von ihm wie nur irgend möglich. Sie fühlte sich unglaublich wohl in seiner Gegenwart, zutiefst beruhigt durch seine sanfte Stimme, seinen stillen Blick, und gleichzeitig schrie ihr ganzer Körper vor Panik. Amalai wusste, wenn sie Verlem nun in seinen Raum folgen würde, in sein Reich, dann würde sie seinem Charme ganz und gar verfallen und sich in seiner Welt verlieren. Sie verzehrte sich danach. Die Sehnsucht zog an ihrem Herzen, rief sie mit einer Dringlichkeit die atemberaubend war, schmerzlich, wunderschön – und nicht ganz natürlich, sagte eine Stimme in ihrem Inneren. Der letzte Rest einer Stimme, die dünnen, schwindenden Fäden ihres Bewusstseins, die noch in der Lage waren, solche Gedanken zu formen, diese letzten Reste schrien Amalai an.

Ihr Herz spürte den Sog erneut. Im nächsten Moment wäre all ihre Fähigkeit zu denken dahin. Sie würde nichts anderes mehr kennen als Vertrauen, als Loyalität zu diesem Mann, Verlem.

Amalai machte einen kleinen Schritt zur Seite. Naleewa und Precetlan waren bereits unterwegs, in Verlems Gefolge. Sie erreichten die Hütte. Verlem öffnete die Tür und verschwand.

Und Amalai rannte. Sie hetzte über den Graspfad, und weiter quer durch das Gebüsch. Ihre Arme wurden von Dornen zerkratzt, ihre Füße stolperten, ihre Lunge brannte. Amalai stürmte weiter, in blinder Panik, und konnte es kaum glauben, dass sie den Ausgang wiederfand. Zitternd und ungelenkt kletterte sie über die Felsbrocken, rutschte ab, verletzte sich. Aber sie kam durch. Vor ihr lag das offene Grasland.

Amalai jagte vorwärts bis zu einem einsam aufragenden Stein inmitten der Wiese. Keuchend warf sie sich dahinter in Deckung. Ihr Puls raste. Ihr ganzer Körper pochte vor Schmerz und Überanstrengung. Ein Wirbelwind tobte durch ihren Kopf, durch ihr Herz. Amalai schloss die Augen und ließ dem Sturm in ihrem Inneren seinen Lauf. Für einen langen, zeitlosen Moment wusste Amalai nichts mehr von der Welt.

Dann setzte sie sich ruckartig auf.

Naleewa und Precetlan. Sie hatte sie einfach zurückgelassen. In einer Situation, die ein so intensives Gefühl von Gefahr in ihr erweckt hatte, dass sie mit aller Kraft davongerannt war. Wenn es so bedrohlich war, wie hatte sie dann die beiden nur allein lassen können?

Aber Amalai hätte nichts anderes mehr tun können. Sie selbst hatte nur noch einen kleinen, letzten Moment gehabt, um sich abzuwenden. Wäre sie noch einen Augenblick länger geblieben, einen kleinen Schritt näher gekommen, wäre sie hoffnungslos verloren gewesen.

Amalais Kopf schwirrte noch immer. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Was konnte sie tun?

Amalai legte ihre Arme um den Felsen, um die feste, ewige Präsenz von Urgestein, und betete um Kraft und Klarheit.

Zumindest etwas Kraft kam. Amalais Herzschlag wurde langsamer, ihr Atem tiefer. Der Schwindel ließ nach. Mit der Stirn gegen des Fels gelehnt, die Augen offen, bemerkte Amalai eine Bewegung, nur ein leichtes Huschen am Rande ihres Blickfelds.

Sie richtete sich auf. Da, beim Eingang der Schlucht, zwischen den ersten Deewelarque, da war etwas. Ein Schatten. Ein Tier. Ein Mensch, sah Amalai schließlich. Und noch einer. Der über die Felsen kletterte. Naleewa und Precetlan waren auf dem Weg zu ihr.

Amalai ließ sich zu Boden sinken und atmete tief aus.

*

Precetlan und Naleewa sahen Amalai besorgt an. »Warum bist du gegangen?«

»Ich bin nicht gegangen«, sagte Amalai. »Ich bin gerannt.«

Und sie versuchte zu erklären.

Vergeblich, größtenteils. Precetlan verstand überhaupt nicht, worauf sie hinauswollte. »Verlem war überhaupt nicht bedrohlich«, behauptete er. »Ganz im Gegenteil. Er erscheint mir so angenehm, so vertrauenswürdig mit seiner schüchternen, stillen Art. Wir waren bloß erschrocken, weil er so plötzlich hinter uns aufgetaucht ist. Aber sobald du ihn näher anschaust, ist da überhaupt kein Grund zur Sorge mehr.«

»Ja«, gab Amalai hilflos zurück. »Das ist genau, was ich meine. Du schaust ihn näher an. Er schaut dich näher an. Sobald er dich anschaut, vertraust du ihm. Vertraust ihm so tief, so selbstverständlich, so fraglos, dass gar nichts anderes mehr möglich ist. Das ist zu viel. Es ist nicht echt. Nicht natürlich. Es ist, als hätte er dich verhext. Dir einen Zaubertrank gegeben, der dich alle Zweifel vergessen lässt. Es gibt solche Tränke, weißt du?«

Precetlan neigte seinen Kopf. »Ja, schon. Denke ich. Aber, wie auch immer: Verlem hat uns doch gar keinen Trank eingeflößt?«

»Nein«, gab Amalai zu. »Es müsste eine andere Art von Magie sein. Eine, die er allein durch seine Präsenz wirken kann. Durch seinen Blick.«

Precetlan sah sie skeptisch an.

Naleewa räusperte sich. »Ich habe noch nie von Magiekundigen gehört, die so etwas könnten«, stellte sie fest. »Außerdem, warum sollte Verlem sich unser Vertrauen mit Magie erschleichen? Er ist ein Einsiedler, der Beeren und Kräuter sammelt. Was könnte harmloser sein als das? Warum sollten wir ihm nicht vertrauen? Was denkst du denn, dass er von uns will?«

»Keine Ahnung«, sagte Amalai matt.

Sie war erschöpft, und in ihrem Inneren herrschte immer noch Chaos.

»Lasst uns zurückgehen.«

Langsam und schwerfällig wanderten sie zurück auf die Anhöhe, wo sie ihre Stuten gelassen hatten. Die Pferde waren alle noch da, gesund und wohlbehalten. Amalai atmete erleichtert auf und kam sich sogleich lächerlich vor deswegen. Was hatte sie denn erwartet?

Sie ritten zurück über Wiesen und Kuppen bis zu dem Pfad der Schäferinnen.

Precetlan schenkte Amalai einen freundlichen, besorgten Blick aus seinen braunen Augen. »Geht's dir wieder gut?«

»Naja. Ja. Wird schon.« Amalai schüttelte den Kopf mit einem reumütigen Grinsen. »Tut mir leid wegen des vielen Dramas. Ich konnte nicht anders. Ich weiß nicht, warum. Aber jedenfalls bin ich sehr dankbar für die Deewelarque. Das ist ein wunderbarer Fund!«

»Freut mich«, lächelte Precetlan. Mit ein paar weiteren besorgten Blicken und warmen Umarmungen verabschiedeten Naleewa und Precetlan sich und ritten davon, ins Hochland, wo Schafe und Freundinnen auf sie warteten.

Amalai blickte hinauf in den Himmel, oder ins endlose Nichts. Dann wendete sie ihr Pferd und ließ die Stute den Weg nach Hause führen.

Eine blasse Mondsichel stand am Abendhimmel.

›In Mären und Legenden‹, sagte Amalais innere Stimme, ›gibt es mehrere Gründe, warum Menschen unwiderstehlich angezogen werden. Magie, in Form von Zaubertränken und Beschwörungen, ist nur einer. Es kann auch Schicksal sein, wie zwei Liebende, die für einander bestimmt sind. Prophezeiungen, oder die Weisheit der Sterne.‹

Amalai war nicht sicher, ob sie wirklich wollte, dass die Stimme weitersprach. Aber sie tat es dennoch, sanft und unbeirrbar.

›Und dann gibt es noch eine Art von Legende, von Mythos. Die Mären von den Fay. Wesen aus der Anderwelt, von denen manche die Fähigkeit haben, Menschen zu sich zu holen, einfach nur durch ihre Präsenz, oder ihre Willenskraft. So wie Nymphen.‹

Amalai wandte ihr Gesicht ab.

›Wie Vampire.‹

7

Es war schon fast Mittag. Die Sonne stand hoch und heiß am Himmel und glitzernde Schweißperlen liefen über Amalais braune Haut, als sie die letzten Kräuterbüschel an die Balken im Trockenschuppen band. Sie strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und beschloss, dass es Zeit für eine Pause war.

Amalai ging los auf dem Pfad Richtung Stadt. Beim dritten Haus blieb sie stehen, um eine Schüssel auf der Türschwelle zu platzieren, gefüllt mit frischen Minzblättern an Stelle der köstlichen Teigtaschen, mit denen ihr Nachbar sie ab und zu verwöhnte. Amalai warf dem stämmigen Mann eine Kuschhand zu, als sie ihn oben auf dem Balkon zwischen den Wäscheleinen entdeckte.

Dann begann sie zu summen, während sie weiter in Richtung Piazza spazierte und dabei ein buntes Tuch um ihre widerspenstigen Locken band. Aber selbst mit dieser Ablenkung, mit geschäftigen Armen um ihren Kopf und wehenden Stoffzipfeln vor ihren Augen, bemerkte ihr Unterbewusstsein etwas.

Sie wurde beobachtet.

Amalai drehte sich um.

Die Kriga an der Straßenecke schaute schnell weg. Und dann lugte sie doch wieder über die Schulter zurück.

Ihre Blicke trafen sich. Und Amalai war sich sofort sicher. Das war das Mädchen, das durch ihren Garten geschlichen war.

Die Kadette sah, dass Amalai sie erkannte hatte. Ihre Augen wurden weit, voller – Angst? Bitte?

Intuitiv machte Amalai eine beruhigende Handbewegung. Das schien zu helfen. Die Kadette entspannte sich ein wenig.

Amalais näherte sich langsam an, entlang einer Tangente, mit vorsichtigen Seitenblicken zu der Kadette. Sie versuchte zu spüren, was ging und was zu viel war. Aber das Mädchen zeigte keine erneuten Anzeichen von Panik. Amalai war so stolz und beglückt, als wäre es ihr gelungen, die Gunst eines scheuen wilden Tieres zu erringen.

Mit ihrem letzten Schritt erregte Amalai schließlich auch die Aufmerksamkeit des zweiten Krigas, eines Jungen mit schwarzer Haut und aufrechter, anmutiger Haltung, der sehr korrekt und würdevoll wirkte. Amalai räusperte sich und stellte sich vor, was ihr höfliche Grußworte einbrachte und zwei Namen: Rebonya und Gureev.

Amalai lächelte.

»Es ist ungewohnt, euch hier zu sehen«, wagte sie zu sagen. »Die längste Zeit war es Krigas nicht erlaubt, die Kaserne zu verlassen.«

Das brachte einen Funken in Rebonyas Augen, die mittlerweile alle Zeichen von Schüchternheit abgelegt hatte. »Nein, war es nicht!«, kam die hitzige Antwort.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust in einer Pose, die weit davon entfernt war, Scheu oder aber soldatische Disziplin auszustrahlen. »Es gab allerdings einen außerordentlich guten Grund für die Änderung dieser Regel. Jedenfalls wurde uns das so erklärt. Ein furchtbarer Dämon bedroht die Stadt! Niemand außer uns Krigas kann dem begegnen. Deshalb sind wir gekommen, um euch alle zu retten. Also fürchtet euch nicht! Wir sind euer Schutz.«

Amalai betrachtete sie nachdenklich.

Rebonya hob trotzig ihr Kinn. Gureev hatte sich schon zuvor leicht abgewandt und sah nun mit ausdruckslosem Gesicht in die andere Richtung.

»Weißt du, manche Leute sagen ja, es gäbe gar keine Dämonen«, schlug Amalai vor.

Rebonya bedachte sie mit einem wissenden Blick. »Fürchtet euch nicht! Wir verteidigen euch auch gegen nicht existierende Dämonen. So dass ihr sicher seid. Und unter unserm Schutz.«

»Aha«, nickte Amalai. Ihr Interesse an Rebonya nahm beständig zu. »Und wie genau werdet ihr uns beschützen? Wenn der Dämon kommt?«

Der Funke in Rebonyas Augen glomm so stark, dass es praktisch schon einem Grinsen gleichkam, das sich über ihr ganzes Gesicht zog. »Im Moment«, teilte sie genussvoll mit, »werden wir vor allem schreien: ›Hinweg mit dir, du Teufel!‹ Und die Bürgerschaft aufrufen, Deckung zu suchen. Wir könnten auch unsere Klingen ziehen, für den Fall, dass die auf Dämonen irgendeine Art von Wirkung haben.« Rebonyas Ton wurde beißend. »Doch schon bald kommt etwas anderes.«

*

»Aber es gibt keine Dämonen!« Rebonya stampfte nahezu mit dem Fuß auf. Sie gestikulierte wild vor Gureevs Brust. »Die waren immer nur ein Trugbild der Magjas, dazu geschaffen, Menschen in Angst und

Unterwerfung zu zwingen! Dämonen sind nur ein Märchen aus der Zeit der Feudalen!«

Rebonya warf Gureev einen trotzig Blick zu. »Und insofern überrascht es mich nicht, dass du schwankst und zögerst. Dass du einen gewissen Gefallen findest an solchen Geschichten.«

Gureev hielt sein Haupt hoch erhoben. »Ja, natürlich. Alles, was ich denke, muss seinen Ursprung darin haben, was meine Familie mir gesagt hat. Wohingegen alles, was du denkst, überhaupt nichts zu tun hat mit dem, was Menschen rund um dich gesagt haben. Deine Meinung ist so rein und unbeeinflusst von allem, dass es eigentlich gar keine Meinung ist, sondern schlicht die Wahrheit. Oder?«

Gureev wandte sich zu Rebonya um. »Du hast immer alle deine Antworten parat. Du hörst nie zu, wägst nie ab. Du schließt einfach alle anderen Möglichkeiten aus, und fertig.« Seine Finger spreizten sich wie eine aufblühende Knospe. »Ich bin wenigstens unsicher. Offen. Zumindest kann ich zugeben, dass ich etwas nicht weiß. Warst du dazu jemals bereit?«

* * *

Kortid stöhnte im Schlaf.

}}} Von allen Seiten kroch die Dunkelheit in den Wald. Die Wesen der Nacht erwachten und spreizten ihre Krallen. Farne flüsterten, als Kortid vorüberging, streiften seine Knie und berieten, ob sie ihn zurückhalten sollten, den Fremden, den Eindringling. Knorrige Gesichter schauten aus furchiger Rinde, musterten Kortid mit unergründlicher Miene. An dünnen Silberfäden kletterten Spinnen über seinem Kopf auf und ab, sahen aus hohen Baumkronen hinunter auf das große, unbeholfene Tier unter ihnen.

Kortid stolperte über eine Wurzel. Er fing sich mit einer Hand an rauer Borke, schürfte sich auf. Eilig ging er weiter. Er musste Hun finden, dringend, und ihn nach Hause bringen, bevor die Nacht sie alle mit ihren schwarzen Zähnen verschlang.

Kortid rief mit gedämpfter Stimme nach seinem Freund. Hun antwortete nicht. Aber der Wald tat es, mit mannigfachem Rascheln und Knacken, mit dem Winken graufingriger Blätter, mit dunklem Huschen zwischen den Wurzeln.

Kortids Zunge fuhr über trockene Lippen. Er zog weiter, versuchte, mit hilflosen Augen die Dämmerung zu durchdringen. Das Unterholz an seiner Seite wurde zu einer dichten Dornenhecke. Ein gefallener Baumstamm lag in seinem Weg. Kortid setzte sich darauf, schwang die Beine hinüber – und landete direkt in der Hölle.

Ein Schrei brach aus Kortids Kehle. Direkt vor seinen Füßen lag Huns nackter Körper auf dem Boden, mit verrenkten Gliedern, blutüberströmt. Ein schwarzer Dämon saß ihm an der Kehle, seine Reißzähne glänzend und scharf, ein teuflisches Monster. Doch Kortids Schrei verwandelte den Schattengeist in eine Fahne, die in die Finsternis davonflog.

Kortid fiel neben Hun auf die Knie, packte ihn an den Schultern, rief seinen Namen wieder und wieder, blickte mit eindringlichem Flehen in sein Gesicht.

Doch Huns Augen waren starr, tot. {{{

Kortid fuhr mit einem Ruck hoch. Seine Hände umkrampften die Bettdecke in einem kalten, schweißnassen Griff. Sein Herzschlag kam rasch, dünn und flatternd.

Kortid biss sich auf die Lippen. Er starrte in die Dunkelheit seiner Kammer, auf Huns leere Matte, und auf die Bilder, die sich in seinem Kopf wiederholten, ohne Pause, ohne Erbarmen.

* * *

Amalai wanderte zwischen den Stämmen dahin. Affen und Vögel kommentierten ihr Auftauchen, riefen zu ihr hinunter und hüpfen durch die Baumkronen davon. An manchen Stellen fielen Sonnenstrahlen auf den Waldboden, an anderen ließen sie die Blätter hell und grün aufleuchten im durchscheinenden Licht.

Rindenstücke und Beeren lagen in Amalais Korb, Knospen und Wurzeln. Sogar die Pilze, die sie dringend gesucht hatte für die bestellte Heilsalbe. Eine reiche Ernte. Amalai hätte zufrieden nach Hause gehen können.

Aber sie tat es nicht.

Irgendetwas trieb sie vorwärts, zog sie an, leise und unmerklich, doch unwiderstehlich. Amalai verließ ihre üblichen Pfade durch den Wald. Sie war nun viel weiter östlich als sonst, und als sie sich nach Süden wandte, begann der Boden unter ihren Füßen rasch anzusteigen.

Amalai ging weiter.

Sie wusste nicht, wohin. Oder vielmehr, warum. Aber sie sprach die Frage nicht aus, und auch nicht die wartende Antwort. Sie zog einfach weiter. Ein Stückchen noch.

Der Hang wurde immer steiler.

Bäume und Büsche krallten sich nun mit Entschlossenheit und zähen Wurzeln zwischen die hervorragenden Felsen. Bald schon musste Amalai ihre Hände zu Hilfe nehmen, Halt suchen bei einem Ast hier, einer Steinkante da. Mühsam kletterte sie voran.

Und kam durch.

Über dem Grat wurde der Boden wieder zu einer sanften Welle und die Bäume wuchsen schlank und gerade. Die letzten Bäume. Amalai konnte zwischen ihren Stämmen schon den offenen Himmel sehen, die weiten Wiesen des Hochlands.

Sie trat aus dem Wald heraus und war gebadet in hellem Sonnenlicht und würziger Bergluft. Zu ihrer Rechten dehnte sich das Hochland unter endlosem Blau, über dem weiten Horizont von Wäldern und Feldern im Tal.

Doch zu ihrer Linken stieg der Boden zu höheren Gipfeln an, zu kargen, steilen Felsen.

Amalai stand am Fuße der Schlucht.

Sie hatte es gewusst, irgendwo tief drinnen. Dass dies der Ort war, der sie rief. Zu dem ihr Herumstreifen im Wald sie führen würde. Statt dem langen, gewundenen Pfad der Schafhirtinnen zu folgen und dann wieder um die Anhöhe herum abzusteigen, war Amalai auf direktem Weg durch den Wald geklettert. Bis zur Wiese vor der Kluft.

Und da war sie nun.

Über das Grasland hinweg konnte Amalai die ersten Deewelarque-Büsche sehen, die sich im Schatten der großen Steine hervor wagten. Dahinter fühlte Amalai den Eingang in eine noch tiefere Dunkelheit.

Sie ging einige Schritte darauf zu, hielt dann wieder inne, im Angesicht der Steine, der Deewelarque, der rauen Wände. Wind lief über das Hochland und zog an Amalais Kleidern, spannte ihren Rock wie ein volles Segel und ließ ihn wieder fallen.

Amalai stand vollkommen still. Sie lauschte.

War da etwas Ungewöhnliches, Unirdisches? Da waren Felsen. Und dunkle, dornige, giftige Deewelarque. Eine Brise, die durch die Blätter fuhr und sie rascheln ließ. Ihr Flüstern wurde lauter, deutlicher, persönlicher, das grüne Gemurmel einer alten, kratzigen Stimme.

Amalai legte ihren Kopf in den Nacken. Sie schloss die Augen. Sie vertraute sich ihren Ohren an, nahm das Heben und Senken der großen Lunge wahr, die rund um sie ein- und ausatmete, die Luft durch die Welt strömen ließ, im leisem Gerede knorriger Stämme und kantiger Steine, wogender Halme und junger Triebe.

Und sie begann mitzureden, zu antworten. Amalai summt leise, in der Tiefe ihrer Kehle, dann ihres Bauches. Murmelte, wob Worte in ihre Klänge, die sie selbst nicht erkannte. Amalai ließ ihr Lied anschwellen, gemeinsam mit dem Wind und der Erregung der Blätter wurde sie laut und eindringlich, wie in einer Auseinandersetzung. Dann ließ sie nach, wurde wieder ruhig, leise, mit dem Abflauen der Brise.

Amalai seufzte ein paar beruhigende Töne, ein Zugeständnis, eine Versöhnung. Eine Verständigung. Amalai kehrte zur Ruhe zurück, zur Sanftheit, zum Lauschen. Zu friedvollem Beisammensein, zur Gemeinschaft rauschender Blätter und säuselnder Gräser. Sie blieb lange bei ihnen, hörte ihre Sprache und sang ihre Lieder, leise und gedämpft wie sie. Amalai wob ihre eigene Stimme in die Vielzahl der Wesen um sie herum, fand Klänge und Worte in sich, die sie noch nicht kannte, Laute, die sie in sich trug, um mit dem Wind und den Wiesen zu reden.

Amalai fühlte nicht, wie die Zeit verging. Aber sie merkte zu guter Letzt, wie der Schatten des Gipfels sich über die Wiese legte. Die Sonne war schon fast hinter dem Berg verschwunden und eine Abendstimmung lag über dem Land. Blass wie ein Nebelschleier stieg ein breiter Sichelmond über den Wäldern auf.

Langsam drehte Amalai sich um. Sie machte sich auf den Rückweg, mit kleinen, zögernden Schritten. Dann etwas mutiger, zielstrebig, klar ausschreitend in Richtung menschlicher Behausungen und ihres eigenen Heims. Noch gab es Licht genug, dass sie den Abstieg über raue, unvertraute Steilhänge schaffen konnte.

Am Waldrand hielt Amalai inne und blickte zurück. Der Eingang zur Schlucht lag still und unbewegt da. Das Grün der Deewelarque erschien schon fast Schwarz, und schweigsame Felsen bewachten eine Öffnung, die nach und nach vom Dunkel der Nacht verschlungen wurde.

Verlem sah Amalai nicht.

8

»**W**ie alt waren deine Eltern zur Zeit des Wandels? Als die Feudalen ins Exil geschickt wurden?« Rebonya zog fragend die Augenbrauen hoch.

Gureev blickte von seinem Buch auf. Dann las er weiter.

Rebonya schätzte und rechnete. »Krabbekinder, wahrscheinlich. Sie haben sich damals noch nicht für Politik interessiert.« Ihre Stimme wurde etwas sanfter. »Wir sind zu jung. Selbst deine Eltern sind zu jung, um vor dem Wandel aktiv gewesen zu sein. Wie kann all das noch so großen Einfluss auf dich haben?«

Gureev klappte sein Buch zu. Er stand auf und ging zum Fenster, starrte hinaus in den Hof, oder ins Nichts.

Aber dann antwortete er doch. Er drehte sich zu Rebonya um. »Ich bin nicht mit meinen direkten Vorfahren aufgewachsen. Die waren eher wie Onkel und Tante für mich. Ich war immer wieder über den Winter bei ihnen in der Stadt, als ich schon größer war. Ich fand sie nett, interessant. Sie waren mir nur nicht so nahe wie Eltern.« Gureev strich mit der Hand über sein krauses Haar. »Es waren die Vorfahren meiner Vorfahren, die meine Eltern wurden. Die mich bei sich hatten, Tag für Tag, und mir ihre Zeit, Kraft und Liebe gaben.«

Die Wolken rissen auf und ließen für einen Moment den Vollmond durch das Fenster scheinen.

Gureev ließ das blasse Licht auf seiner Hand spielen. »Meine Eltern sind also viel älter, mittlerweile über siebzig. Und sie hatten machtvolle Positionen zur Zeit des Wandels. Sie waren Prinzen bei Hofe und hatten mit Anfang Dreißig ihre Zukunft noch vor sich. Darum wurden sie als gefährlich eingestuft und ins Exil geschickt, wie so viele andere Feudale auch. Auf ein Landgut verbannt, für den Rest ihres Lebens.« Gureev starrte auf die karge Wand ihrer Kammer, oder durch sie hindurch. »Ich teilte ihr Exil. Auf dem Gut gaben sie mir eine Heimat. Und meine Erziehung.«

Eine Erziehung im Geiste der Prinzen bei Hofe, dachte Rebonya und schluckte einen beißenden Kommentar hinunter. Sie hakte ihre Daumen im Gürtel ein und starrte auf ihre Füße.

Gureev sah sie an.

»Erzähl mir von dem Gut«, murmelte Rebonya.

Ein Leuchten kam in Gureevs Augen. »Es ist wunderbares Land. Sanfte Hügel voller Felder und Haine. Weiden und Bäche. Freundlich und fruchtbar.« Seine Stimme war warm. »Das Gut selbst ist nicht besonders groß. Ein paar Dutzend Leute lebten da.« Er hielt inne. »Es ist in Zonzelon. Alle Feudalen wurden an unterschiedliche Orte verbannt, wie du vielleicht weißt. Ohne Kontakt zueinander. Meine Eltern haben ihre Freundinnen nie wiedergesehen. Auch ihre Familie nicht, bis auf die wenigen Personen, die gemeinsam ins Exil geschickt wurden.« Gureevs Ton wurde bitter. »Und natürlich waren die Leute auf dem Gutshof alle unsere Wachen. Auch wenn sie sich bemüht haben, es uns nicht merken zu lassen, und den Schein zu wahren. So als ob wir irgendeine beliebige Familie wären, die Zeit auf ihrem bescheidenen Landsitz verbringt.«

»Sehr bescheiden«, brummelte Rebonya und bereute es sofort.

Gureev fuhr herum. »Warum erzähl ich dir das überhaupt? Du suchst ja doch immer nur nach Futter für deine Vorwürfe. Nach Material, das du gegen mich verwenden kannst, egal wie.« Er nahm sein Buch und ging.

Rebonya schaute zu Boden. Sie kickte einen unsichtbaren Kiesel hin und her. Dann hob sie den Kopf und folgte Gureev.

Der Gemeinschaftsraum war fast leer. Ein paar magische Laternen warfen ein warmes Licht auf eine alte Truhe hier, ein verblichenes Wappen da. Unter dem schwarzen Rechteck des Fensters saßen zwei Kadetten eingehüllt in den goldenen Schein, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Mit gefurchter Stirn brüteten sie über ihren Wälzern und machten sich ab und zu eine Notiz.

Abgesehen davon war nur noch Gureev da. Er saß auf der anderen Seite, den Rücken zum Raum gekehrt.

Rebonya trat zu dem Buchregal in seiner Ecke. Sie ließ ihren Blick über die Titel gleiten, betrachtete die glänzenden Buchstaben auf den Rücken, so als wäre sie deswegen gekommen. Ihr Finger glitt über einen brüchigen Einband nach dem anderen.

Als sie schließlich sprach, war es wie ein Wort, das an die alten Bücher gerichtet war, ein Gedanke, der in der Luft hing ohne Zweck, ohne Bestimmung, wie der Staub und das sanfte Licht.

»Tut mir leid.«

Rebonya drehte sich um und ging zurück in die Kammer, ohne auf Antwort zu warten.

Matte Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster des Tempels zu Toan, spielten auf dem abgetretenen Kalksteinboden, den elegant gewundenen Säulen. Der ganze Raum war in ein diesiges Licht aus Milch und Honig getaucht, in Spuren von Weihrauch und verblichener Andacht.

Lahoon wünschte, er wäre in Weiß gekleidet, so dass er sich ganz natürlich in dieses erhabene Bild einfügen würde, eine weitere stille Figur in den Farben von Bernstein und Elfenbein. Doch da kam die Tempeldienerin zurück und Lahoons ganze Aufmerksamkeit wandte sich den Schätzen zu, die sie in ihren Armen trug.

»Vielen Dank!« Begierig nahm Lahoon das Bündel alter Schriften entgegen. Er ließ sich auf einer Matte bei der Wand nieder. Als Lahoon die erste Bambusrolle öffnete, stieg ihm der Staub von Jahrzehnten und der Geist von Jahrhunderten entgegen. Ehrerbietig ließ er den Finger über die Tafeln streichen und tauchte ein in die Weite ewiger Legenden, in die Tiefe vollkommener Versunkenheit.

Stunden später war das Sonnenlicht geschwunden und nur ein paar magische Laternen glommen zwischen den Schatten. Lahoon merkte nichts davon. Er war vergraben in göttlichen Sagen, in alten Mären und vergessenen Prophezeiungen. Doch schließlich kam die Tempeldienerin und wünschte ihm eine gute Nacht. Gerade noch rechtzeitig.

Lahoon murmelte hastige Dankesworte und ließ einen Haufen unvollendeter Heldenreisen bis zum Morgen zurück. Er schnappte seine Tasche und eilte hinüber zum Sommerstern, der ältesten Taverne in Toan, wo sein Konzert jeden Augenblick beginnen würde.

* * *

Beim Drüberklettern legte Rebonya liebevoll die Hand auf das große Kupferrohr, das sich hinten durch die Badegärten schlängelte. Sie lauschte auf das Rauschen darin, und den Herzschlag der Magie darunter.

Ein Lächeln lag auf Rebonyas Gesicht, während sie durch die hohen Farne watete. Ein kleines Haus tauchte vor ihr im Gebüsch auf, mit einem völlig vermoosten Dach aus Terrakotta-Ziegeln. Der gelbe Putz der Wände bröckelte und dunkelgrüner Lack blätterte von den Fensterläden. Es sah heimelig aus, fand Rebonya, gemütlich, geheimnisvoll und magisch zugleich. Sie konnte sich keinen besseren Ort vorstellen, um ihre freien Abende zu verbringen. Ihr Herz schlug voller Vorfreude, als sie vorsichtig anklopfte.

»Hmm?«, kam die Antwort von drinnen. Rebonya zog die Tür einen Spalt auf und zwängte sich hindurch. Unleha stand über einen schmalen Arbeitstisch gebeugt und blickte auf die komplizierten Muster und

unzähligen Linien auf dem großen Plan vor ihr. Um sie herum herrschte ein Durcheinander magischer Gegenstände: Haufen aus Kristallen und gläsernen Fäden, halbgeöffnete Holzdosen, metallische Instrumente unterschiedlichster Bestimmung, aufgerollte Pläne und Zeichnungen.

»Rebonya!« Ein drahtiges zwölfjähriges Mädchen hopste von der Bank an der Rückwand. Veertan, eine von Unlehas Töchtern. »Schau, was wir haben!«

Stolz hielt Veertan eine schlanke, längliche Holzschatulle hoch, glatt poliert und etwa so lang wie ihr Unterarm. »Eine Traption, ganz selbst gemacht! Unleha hat ihr gerade den Funken gegeben, und ich habe geholfen!«

Rebonya trat vorsichtig näher und spähte in die geöffnete Schatulle. Ein Labyrinth unsichtbarer Fäden glänzte vor ihren Augen, und dazwischen Kristalle von eiskalter Klarheit, oder von zartem Grün und tiefstem Violett.

»Was kann sie?«, fragte Rebonya.

»Nicht sagen, nicht sagen!«, beschwor Veertan Unleha.

»Ich zeig's dir!« Veertan zog Rebonya am Ellbogen hinaus in die Wildnis vor der Hütte. Das Abendlicht war sanft, voll blauer Schatten, und die Bäume standen als schwarze Silhouetten vor einem Himmel aus Lavendel. Veertan watete einige Schritte durch das kniehohe Grün, bis sie zwischen all den Ranken und Farnen eine flache Stelle voller Moos fand. Dort legte sie die Traption ab.

Rebonya ging neben Veertan in die Hocke, einen gespannten Blick in ihren dunklen Augen.

»Jetzt schau«, flüsterte Veertan.

Auf ihren Daumendruck hin schoss ein Lichtstrahl aus dem Holz, eine helle blaue Säule, die in den Himmel ragte. Zwischen wogenden Schatten und den schwindenden Farben des Abends wirkte der klare Schein geradezu unwirklich, anderweltig.

»Ist das nicht schön?« Veertan wandte sich mit leuchtenden Augen zu Rebonya um.

Unleha hockte sich zu ihnen. »Es ist etwas ganz Besonderes. Eine völlig neue Art, Licht zu kreieren. Ganz undenkbar, dass unsere klassischen magischen Laternen jemals so etwas hinbekämen.«

Rebonya ließ sich bezaubern von dem blauen Leuchten, diesem göttlichen Finger, der geradewegs in den Himmel zeigte. Sie war gebührend beeindruckt. Erst nach einer angemessen langen Frist der staunenden Bewunderung wandte sie sich an Unleha, um zu fragen: »Und wozu brauchen die Leute das?«

Unleha zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Muss es einen Zweck haben, außer großartig auszusehen?«

»Aber haben sie denn beim Bestellen nichts dazu gesagt?«

»Nein. Ich habe nicht direkt mit den Leuten gesprochen, die es haben wollen. Sondern nur mit Tenatetlan, der Krämerin. Sie organisiert das hier für jemand anderen. Ich glaube, sie machen sogar mehrere von diesen, fragen alle Almechas der Umgebung, derer sie habhaft werden können. Aber wie auch immer«, wechselte Unleha plötzlich das Thema, »es gibt noch andere gute Neuigkeiten, hast du schon gehört?«

Sie stand abrupt auf. »Die Untersuchung geht los. Wegen Hun. Das heißt, die offizielle Kontrolleurin für Lernlauben wird demnächst in der Kaserne auftauchen, beziehungsweise in der Kadettenschule der Klinge. Und wird fragen, wie in aller Welt es passieren konnte, dass ein Junge zu Tode gekommen ist.« Unlehas Stimme war schneidend. »Und ob vielleicht irgendetwas an diesem System geändert werden muss, damit es nicht nochmal passiert.«

* * *

Kalter Stahl blitzte im Abendlicht als Kortid seine Waffe schwang, kraftvoll und präzise. Mit einem Ausfall stieß er auf den unsichtbaren Feind, parierte, attackierte erneut. Balken und Strohpuppen zuckten, als Kortids scharfes Schwert sie traf und jedes Mal genau ihre Herzpunkte markierte. Schweiß lief über Kortids Stirn, aber seine Miene war hart, entschlossen. Er ließ erst ab, als die anderen Kadetten ihn riefen.

Die Stunde war gekommen.

Es war Zeit, den Exerzierhof zu verlassen und sich in den Straßen der Stadt der Dämmerung zu stellen.

»Zum Glück ist dies die letzte Nacht, wo wir schutzlos hinausziehen.« Ein blasser Vollmond sah schweigend auf ihn hinunter. Kortid hob seine Klinge und schob sie energisch zurück in die Scheide. »Morgen kommen die magischen Schwerter.« Er biss die Zähne zusammen. »Wir können nur hoffen, dass wir diese Nacht dem Tod noch einmal entrinnen.«

Hinter ihm verzog Rebonya das Gesicht. »Dem Tod entrinnen«, also wirklich! Behrlem ist nicht gerade lebensgefährlich.«

»Halt die Klappe!« Kortid fuhr herum, blanke Wut in den Augen. »Kein Wort mehr! Wage es ja nicht, mich noch einmal anzuzweifeln! Ich habe den Dämon gesehen, mit eigenen Augen, und niemand wird mir etwas anderes erzählen. Du warst nicht dort! Du hast keine Ahnung! Also halt den Mund!«

Rebonyas Fäuste waren geballt. »Ich war nicht dort, aber ich bin hier! Und auch ich habe Augen, und ich kann sehen, was hier-«

»Nein, kannst du nicht!«, schrie Kortid. »Du weißt gar nichts! Alles, was du hast, sind Geschichten und Gedanken. Theorien. Aber ich habe diesen Dämon gesehen! Direkt vor mir. Auf Huns toter Brust.«

Kortids Gesicht war blass geworden, und alle Muskeln seines Körpers hart wie Stahl. Bilder jener Nacht stiegen ungebeten vor seinem inneren Auge auf, von einem dunklen Wald, schwarz drohenden Bäumen. Von Huns verdrehten Gliedern, seinem totenstarren Gesicht.

Kortids Atem war flach und unregelmäßig. Mit fiebrigen Augen fixierte er Rebonya.

»Wage es nicht!«

9

Dunkle Wolken hingen über der Piazza und ließen den späten Nachmittag düster und müde erscheinen. Nur ab und zu strahlte ein heller Silberglanz auf, umrandete die barocken Wolken mit dramatischem Himmelslicht. Doch dann verschwand er wieder, tauchte unter in Bergen von regnerischem Grau, die ihre Schatten über die Stadt warfen.

Die Krigas standen in Formation, mitten im Zentrum der Stadt. Auf dem Platz vor dem Schreibehaus formten sie ein sauberes, ordentliches Rechteck, und einen großen, losen Kreis außen herum. Eine Begrenzung. Die respektiert wurde. Denn auch wenn zwischen den einzelnen Krigas im Außenkreis viel Abstand war, so ging doch keiner der schaulustigen Menschen zwischen ihnen hindurch. Sie blieben alle außerhalb. Und warteten.

In dem symbolischen Theaterforum trat ein Kriga nach der anderen aus der Formation. Ging mit exakten Schritten vor bis zu Berqar, die mit feierlicher Würde eine längliche Holzschatulle in die ausgestreckten Hände legte. Mit ernster Miene überreichte sie ihre Gabe, wie eine schwere Verantwortung.

Die Krigas schlugen die Hacken zusammen und marschierten steif und aufrecht zurück. Alle, bis auf den letzten. Auf ein leises Wort von Berqar hin blieb Gureev zurück und stellte sich allein vor die geschlossenen Reihen.

Berqar trat zurück.

Im Kreise der Krigas schien das Licht zu schwinden. Schweigen und Dämmerung tauchten die Truppe in ominöse Vorahnung. Aber dann floss ein Strom heller Funken über den Boden und sammelte sich in einem leuchtenden See. Das Glimmen wurde stärker, tiefer, kraftvoll wie glühende Kohlen, wie eine sengende Sonne. Für einen Moment hielten die Menschen schützend die Hand vor die Augen.

Als sie wieder hervorlugen konnten, stand ein Magja im schwindenden Schimmer aus Gold. Stolz und aufrecht, in langen, wogenden Roben, ein

Bild von Macht und Würde, hob er befehlend den knorrigen Stab in seiner Hand.

Alle Krigas ließen sich auf ein Knie nieder. Sie hielten die glänzenden Holzschatullen vor sich, in einer Geste der Darbietung, der Ehrfurcht. Ihre Blicke ruhen gebannt auf dem Magja.

Pramus gab das Zeichen.

Wie von unsichtbarer Hand geleitet machten alle Krigas die selbe Bewegung, zur selben Zeit. Und ein Säulenwald aus Licht erschien.

Helle blaue Strahlen stachen durch die Düsternis und reckten sich gen Himmel.

Donner grollte in den Wolken hoch droben. Besorgt sahen die Menschen hinauf. Doch es war keine Naturgewalt, die über ihnen knurrte und drohte.

Ein Strudel aus Licht und Finsternis formte sich über den Krigas. Violett und purpurn, schwarz und blutrot wirbelten die Spiralen in wütendem Tosen über ihren Köpfen. Und sanken allmählich tiefer. Der Donner schwoll an, wurde ohrenbetäubend, schier unerträglich. Die Krigas knieten unbewegt unter dem Ansturm, ihre Lichtschwerter hoch erhoben.

Schon stach das leuchtende Blau der Klingen in den tobenden Wirbel. Ein Zischen ging durch die Purpurwolken, ein schmerzliches Zucken. Doch dann senkten sie sich weiter ab, kamen näher wie ein höllischer Tornado aus Finsternis und Glut. Nur noch Haaresbreite trennte sie von den Köpfen der Krigas.

Bei der ersten Berührung schwoll der Donner an zum Gebrüll eines Drachen, eines rasenden Dämons. Und das Licht der Schwerter glühte auf, weiß und heiß wie eine Stichflamme.

Der Donner brach. Der Wirbel verschwand.

Die Krigas harrten aus, das Knie gebeugt, ehrfürchtig und überwältigt. Ihre Lichtschwerter kühlten ab, von weißem Glosen zu einem milden, blauen Schein.

Für einen Moment erschien der Geist des ewigen Krigas in der Abenddämmerung, kraftvoll, anmutig, edel, eins mit dem leuchtenden Schwert in seinen Händen. Nahezu unirdisch in der Schönheit und Vollkommenheit seiner Kampfschritte.

Die Erscheinung verblasste.

Der Magja schwang seinen Stab.

In völligem Gleichklang erhoben sich die Krigas. Sie löschten ihre Schwerter und machten kehrt. Einen Augenblick später waren sie in der Dämmerung verschwunden.

»Das macht sie mit Absicht.« Rebonya drehte sich zu Gureev um und sah ihn an, bevor sie sich auf ihre Matte zurück plumpsen ließ. »Was denkst du denn? Warum hat sie dich da vorne allein stehen lassen, wie jemand ganz Besonderen? Alle sollten das sehen. Nicht nur wir Krigas, sondern sogar die Leute aus der Stadt.«

Rebonya schüttelte den Kopf. »Und diese ganze Vorstellung: der Beweis, dass Traptionen vielleicht blaues Licht ausstrahlen können, aber nur die Kraft eines alten Magjas ihnen wahre Macht zu geben vermag. Fähig ist, sie in unbesiegbare Lichtschwerter zu verwandeln, die es mit Dämonen aufnehmen können. Und auch wenn es viele von uns tapferen unbekannten Krigas braucht, um diesen Kampf zu führen, so gibt es doch einen, der vor allen steht, der auserwählt wurde: den einsamen Helden. Dich. Kein Wunder, dass der Traumkriga zum Schluss aussah wie ein Gureev.«

Gureev zog unbehaglich an seiner Decke. »Er sah nicht aus wie ich.« Er drehte sich zur Seite. »Auch seine Haut war nicht schwarz. Das schien nur so, wegen des seltsamen Lichts. Das war alles.«

* * *

»Und ich habe da auch noch mitgeholfen, unwissentlich!« Unleha schäumte.

»Sie haben uns benutzt.« Tenatetlan knirschte mit den Zähnen. »Sie haben unverfängliche Mittelsleute zu mir als Krämerin geschickt, um den Auftrag weiterzugeben. Damit ich Almechas anfrage, die nie im Leben ihr Können zur Verfügung gestellt hätten für die Fabrikation von Lügen und Illusionen. Lichtschwerter, also wirklich! Was für ein Affront für alle vernünftigen Almechas!«

Ein unwillkürliches Grinsen machte sich auf Unlehas Gesicht breit. »Aber die Traption selbst ist toll. Für sich genommen. Hat mir Riesenspaß gemacht, das zu bauen. Unglaubliche Technik. Völlig neuer Zugang zu Licht. So etwas habe ich echt noch nie gesehen.«

»Sie haben dich missbraucht!«, stieß Tenatetlan hitzig hervor. »Bist du irgendeine verachtenswerte Dienerin, dass du so behandelt werden darfst? Die haben dir ins Gesicht gespuckt! Jedes Mal, wenn sie mit ihren ›magischen Schwertern‹ herumfuchteln, ist es eine neue Beleidigung! Das kannst du nicht auf dir sitzen lassen! Hast du denn gar kein Ehrgefühl? Willst du diesen Schlag ins Gesicht ungerächt lassen?«

Tenatetlan ballte die Faust.

»Du musst dich wehren! Zurückschlagen, ohne Kompromisse!«

* * *

Sorgsam lehnte Kortid die Holzschatulle neben seiner Matte an die Wand. Er ließ die Finger über die glatte, polierte Oberfläche gleiten. Mit einem tiefen Atemzug drückte er darauf.

Licht flammte auf. Strahlend hell durchbrach das magische Schwert die Finsternis. Die Dunkelheit der Kadettenkammer war gebrochen. Mit dem Hauch eines Lächelns auf den Lippen lehnte Kortid sich zurück. Vorsichtig ließ er den Griff des Schwertes los.

Kortid schlüpfte unter die Decke, den Blick zum Raum gewandt, und stellte sicher, dass er ein Auge offen halten konnte falls nötig. Dass die Waffe in Reichweite war und er sie mit einem schnellen Griff hochschwingen konnte.

Kortid lag still und lauschte seinen Gedanken. Nachts war die Gefahr am größten, da war er sicher. Der Dämon würde in der Dämmerung kommen. Wenn er kam, wenn er wieder zuschlug. Dann wäre es im Dunkeln.

Weshalb es kein Dunkel geben durfte. Es musste Licht da sein, immer. Und die Schwerter griffbereit. Sie durften keinen einzigen Augenblick unaufmerksam sein. Vor allem nicht nachts. Schon gar nicht in einer Nacht wie dieser, wo der volle Mond gänzlich von schwarzen Wolken verschluckt wurde.

Kortid biss sich auf die Lippen. Er wandte sich wieder dem Schwert zu, seinem unfehlbaren Strahlen, seinem Versprechen von Macht und Sicherheit. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. So sollte es sein. Sie waren kampfbereit. Mit der Magie der Schwerter an ihrer Seite hätten sie eine Chance. Vielleicht sogar die Hoffnung, dass der Dämon gar nicht erst käme, abgeschreckt durch das Licht, durch die Kraft des Zaubers. Der magische Schein mochte ihn fernhalten. Mochte ihnen Sicherheit geben.

Auch wenn viele das nicht sahen. Es für übertrieben hielten, für unnötig. Oder sich in ihrer Faulheit lieber für kleine Annehmlichkeiten entschieden. So wie die Bequemlichkeit, tief und fest zu schlafen, im Dunkeln.

›Narren!‹, dachte Kortid wütend. ›Riskieren ihr Leben. Legen sich gemütlich zu Ruhe, nur um vielleicht nie wieder aufzuwachen.‹

* * *

Amalai blinzelte verschlafen ins Morgenlicht. Ihre Hand tappte zur Matte neben ihr, doch die war kalt und leer. Amalai zögerte; dann fiel es ihr wieder ein. Lahoon war in Toan.

Sie stand auf und ging hinüber in sein Atelier, spazierte durch das Gedränge aus Staffeleien und halbfertigen Gemälden. Einhörner und

Drachen blickten Amalai von den Leinwänden entgegen, und unbekannte Wesen aus Licht und Äther, die über unirdischen Landschaften schwebten. Amalai wandelte zwischen Elfenauen und einsamen Tempeln, zwischen Traumbildern und unerzählten Geschichten. Sie war umgeben von Welten, die erst gefunden werden wollten, die auf Begegnung warteten. Amalai fühlte die Sehnsucht und die Liebe.

Sie dachte an Lahoon.

Und sie dachte an Verlem.

*

Durch das tiefe Grün des Waldes stieg Amalai zu den Bergen auf. Wieder und wieder.

Sie hatte es aufgegeben, nach Erklärungen und Begründungen zu suchen. Sie lief einfach. Für einen weiteren flüchtigen Moment, eine weitere unermessliche Stunde, die sie mit dem Wind und dem Gras verbringen konnte, mit den Felsen und den Deewelarque. Mit dem Lauschen auf das leiseste Flüstern, auf einen Hauch von Fay.

Amalai näherte sich dem Eingang der Schlucht vorsichtig, indirekt. Sie änderte ihre Richtung nur ein winziges bisschen, kam gerade mal ein ganz klein wenig näher heran. Dann blieb sie stehen, und verharrte still für einen langen Nachmittag, an dem sie auf die Brise und die flüsternden Blättern hörte.

Ein ander Mal, als sie wiederkam, ging sie bloß einen Schritt weiter, und setzte sich dort in die Wiese, verwurzelt wie eine Pflanze. Ein Hase kam und setzte sich ihr mit gebührendem Abstand gegenüber. So saßen sie beide und warfen sich verstohlene Blicke zu, bis es Zeit für den Hasen wurde, nach Hause zu gehen.

Amalai fühlte, wie sich die Luft um sie bewegte, in die Schlucht hinein wehte und wieder heraus. Sie wurde mit dem Geruch vertraut, den sie ihr zutrug, von der dunklen Atmosphäre im Inneren, von Abgeschiedenheit und Stille.

Amalai legte ihre Hand, ihre Wange auf die Felsenbrocken der Wiese, sandte einen Ruf in die Tiefen des Urgesteins, hörte die Unendlichkeit der Zeit, die Massigkeit der Welt. Mit ihrem Atem hauchte Amalai über die Flechten, die den rauen Stein zierten, freundete sich an mit ihren kunstvollen Mustern, mit ihren dezenten Schattierungen von Grau und Weiß. Ließ sich das Maß zeigen, in dem für sie die Zeit verging. Blieb bei ihnen, alterslos.

Amalai sah die Wolken über die Berge ziehen. Sie sah, wie das Licht schräg auf die Wiese fiel, wie ein abnehmender Halbmond blass in den Morgenhimmel schwand. Fühlte, wenn die Dunkelheit hinter den Felsen der Schlucht dichter wurde.

Sie spürte Verlem.

Er war da. Er war immer da gewesen, jedes Mal. Amalai hatte es gewusst, selbst an jenem ersten Abend, als sie ihn nicht gesehen hatte.

Verlem fühlte sie. Er spürte ihre Gegenwart genauso wie sie seine. Oder war es die Gegenwart des ganzen Berges, die Amalai spürte, die der Gräser, der dornigen Büsche? Amalai konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Verlem und dem Wind, den Aromen der Schlucht. Es spielte auch keine Rolle mehr, so als würde letztlich doch alles auf ein und dasselbe hinauslaufen.

Und so kam Amalai wieder, immer wieder, um bei ihm zu sein, bei ihnen allen.

Verlem war da.

Er kam nie zu ihr. Näherte sich nicht, machte keine Bewegung, keinerlei Anstalten, um sie zu treffen oder mit ihr zu sprechen.

Er war einfach nur da. Er saß auf einem der Felsblöcke. Er stand neben einer Deewelarque, wo er so sehr mit ihrem Schatten verschmolz, dass Amalai seinen Umriss erst nach Stunden bemerkte. Oder vielleicht war er gerade erst gekommen? Nein. Amalai war sich sicher. Verlem war immer da gewesen, die ganze Zeit. Sie spürte ihn mehr als sie ihn sah.

Manchmal schaute Verlem zu ihr hinüber. So wie sie zu ihm. Aber er tat es nur für einen kurzen Moment, nur einen Blick, gerade lang genug, um sie wissen zu lassen, dass er sie gesehen hatte. Dass er wusste, dass sie da war. Dann wandte Verlem sich wieder ab und schaute hinaus in die Weite des Tales.

Genau so saß er auch jetzt auf der Wiese vor den Felsen. Seine Augen ruhten auf dem Abhang vor ihm, den Blumen und Wildkräutern, den rauschenden Wäldern am Fuße der Berge.

Verlem war vollkommen ruhig. Er hatte die Füße auf dem Boden aufgestellt und ließ die Beine leicht auseinanderfallen, seine Arme um die Knie gelegt, die Hände locker verschränkt.

Amalai sah sein Profil, seinen fragilen Körper, seinen zarten Kopf. Seine dunklen Augen, die in die Ferne schweiften. Die milde Sonne des späten Nachmittags lag auf seinem Gesicht, liebte die weiße Haut, ließ die hohen Wangenknochen hervortreten. Sein feines schwarzes Haar war aus der Stirn gekämmt, und nur eine einzelne lose Strähne fiel über seine Schläfe.

Verlem schien so still, so unbedrohlich wie immer.

Amalai fühlte ihr Herz rasen.

Aber daran hatte sie sich mittlerweile gewöhnt.

Sie rückte ganz langsam näher, stückchenweise, jede Stunde, jeden Tag nur einen kleinen Schritt. Jedes Mal, wenn sie zu ihm kam.

Jedes Mal nur so weit, wie ihr unruhiger Puls es zuließ. Nur so weit, wie es sich richtig anfühlte.

Ihr Herz klopfte noch immer. Amalai machte einen weiteren kleinen Schritt auf ihn zu.

Verlem bewegte sich nicht. Er hatte sie gesehen, kein Zweifel. Er nahm sie wahr.

Amalai war sicher, dass er wusste, wo sie war, dass er all ihre Bewegungen spüren konnte. Und vermutlich auch die Anspannung ihrer Muskeln. Und den Rhythmus ihres Herzens.

Amalai seufzte. Und atmete tief ein, ließ die Bergluft und die würzigen Aromen ihre Lunge und ihren Geist erfüllen. Wie eine Windgöttin blies sie eine lange, sanfte Brise Richtung Tal. Sie fühlte sich wieder sicher.

Sie rückte ein winziges Stückchen näher. Zuversichtlich, aber immer noch vorsichtig. Und still. Verlem war selbst so still. Amalai fürchtete fast, dass jede Art von Lärm oder harscher Bewegung einen hauchdünnen, unsichtbaren Faden zwischen ihnen zerreißen könnte.

Sie setzte sich neben Verlem, in genau der gleichen Pose wie er. Mit den Füßen auf dem Boden, den Armen lose um die Knie gelegt, ließ Amalai den Blick in Richtung Tal schweifen. Zu den schrägen Sonnenstrahlen über den Baumkronen, den wehenden Schleiern der Abendwolken, dem Tanz der Schwalben im Himmel.

Auch wenn Amalai noch ein gutes Stück von Verlem entfernt saß, immer noch Abstand ließ: Es gab keinen Zweifel.

Sie war zu ihm gekommen.

10

Kortid ging in Kampfpose. In einer raschen, intuitiven Bewegung, noch bevor sein Kopf seinem Körper folgen konnte, hatte er schon die Füße fest auf dem Boden, die Knie leicht gebeugt, die Muskeln gespannt und beweglich. Seine Augen waren wach und fokussiert.

Aber nichts von alledem würde ihm nun helfen.

»Du kannst das Schwert nicht ständig bei dir haben«, pfiff ihn der Kriga an. »Gib es her! Du weißt genau, dass es nicht genug Lichtschwerter für alle gibt. Zumindest noch nicht. Und alle Schwerter, die wir haben, müssen bei den Leuten sein, die Wache schieben. Ich verstehe überhaupt nicht, wie du tagelang mit diesem Verhalten davon gekommen bist! Oder warum du es jemals versucht hast, auf Kosten aller anderen«, fauchte der Kriga.

Kortid biss die Zähne zusammen. »Ja. Natürlich.« Er schob die Holzschatulle in seiner Hand an die andere Hüfte, hielt schützend den Arm über seine magische Waffe. Dann gab er auf. Er überreichte das Lichtschwert an den diensthabenden Kriga.

* * *

Unleha hatte die Inneneinrichtung der Teebücherei immer mit Stirnrunzeln betrachtet. Aber letztlich hatte sie sich damit abgefunden. Was machte es schon aus? Immerhin diente die Teebücherei den Interessen aller. Ihren eigenen auf jeden Fall.

Die Teebücherei war der Ort, wo der »Morgen der Almechas« ankam. Immer wenn diese kostbare Sendung aus Varoonya eintraf, versammelten sich die Almechas der Region wie ein Geheimbund und brachen feierlich das Siegel. Was einen Regen loser Blätter hervorbrachte, dicht gefüllt mit Texten und hochkomplexen Zeichnungen, die zusammen die neuesten Traptionen ergaben, oder jedenfalls fast. Es waren die jüngsten Träume aus Glas und Magie, die schon beinahe Wirklichkeit waren. Die kühnsten Ideen, denen nur noch ein kleiner Zusatz fehlte, eine letzte Korrektur, die irgendjemandem einfallen musste.

Und schon wäre eine neue Traption geboren! Geschöpfe aus Zauber und Präzision, aus Kooperation und Erfindergeist bettelten um Futter und Zuwendung, um Vervielfältigung und Reisen. Und die Almechas verbrachten viele schöne Abende damit, mit ihnen zu spielen. Zumindest in Gedanken. Und manchmal verabredeten sich einzelne auch tatsächlich, um das eine oder andere nachzubauen, es auszuprobieren, zu verändern und verbessern.

Aber auf jeden Fall gab es an diesen Abenden immer eine Menge guten Tee und knusprige Leckereien, zusammen mit hervorragendem Klatsch.

Unleha hatte nur die besten Erinnerungen an die Teebücherei.

Und so schien es nur logisch, auch ihre anderen Treffen hier abzuhalten. Die für die Abstimmung über die Krigas. Nur um ganz sicher zu gehen, dass da keine Probleme drohten, hatte Unleha ein paar öffentliche Gesprächsabende anberaumt. Die Teebücherei bot ihren Raum dafür an. Sie beherbergte Gruppen aller Art, von Theater-spielenden und Strickrunden bis zu Weisheitskreisen und Tipptausch. Und natürlich hatten die Heilkundigen und Bäuerinnen und diverse Handwerke ihre eigenen Bande, und kamen genau wie die Almechas zusammen, um die neuesten Ideen und Praktiken in Kreis herum zu reichen. Die Teebücherei war, so rühmte sie sich, ein Herz des geistigen Lebens in Behrlem, ebenso voller Austausch und Inspiration wie die offenen Räume des Schreibhauses.

Unleha ließ den Blick über die verblichenen Wandteppiche mit ihren Einhörner und Drachen gleiten. Über ziselierte Kupfertässchen und Räucherschalen. Über den Kang entlang der Wand, wo farbenfrohe Tücher und Kissen sich auf der Sitzfläche der gemauerten Bank häuften wie die Blüten wilder Orchideen. Unleha seufzte innerlich in Anbetracht der überbordenden Schwülstigkeit nahezu jedes Details.

Aber die Anzahl der langsam eintrudelnden Leute versöhnte sie. Und als Unleha begann, mit alten Bekannten zu reden und zu scherzen, waren alle Beschwerden über den Stil des Raumes vergessen.

* * *

Amalai war Stück für Stück näher an Verlem heran gerückt. Sie saß nun so dicht neben ihm, dass sie ihn mit ausgestrecktem Arm hätte berühren können.

Die Sonne stand tief und tauchte die Berge in mildes, warmes Licht. Ein paar Wolken drifteten über den Himmel, langgezogene Bänder aus duftigem Weiß, das langsam Töne von Gold und Lavendel annahm.

Es war ein warmer Tag gewesen, und die gelegentlichen Brisen trugen die Erinnerung an die Hitze und den Duft sonnengebadeter Blüten mit sich. Amalai legte sich ins Gras. Sie fühlte hinunter in die Erde, in die Tiefen der Berge, die Zeitlosigkeit des massiven Gesteins, das ihren Körper trug. Die hohen Gräser um sie herum neigten sich sanft im Wind. Amalai flüsterte ihnen zu.

Dann streckte sie ihren Arm in Verlems Richtung, ganz vorsichtig. Sie berührte ihn nicht.

Sie kam zu ihm mit ihrer Hand, ihren sensiblen Fingern, aber sie ließ immer noch ein wenig Luft zwischen ihnen, hielt hinter seinem Rücken inne, mit einem Hauch von Distanz zwischen ihren Körpern.

Verlem bewegte sich nicht. Er saß einfach da, ganz still. Amalai hatte seine Anspannung gefühlt, sein Zusammenzucken, als sie den Arm ausstreckte. Aber dann war er wieder ruhig geworden. Sein Körper war entspannt. Verlem wandte sich Amalai kurz zu, schenkte ihr einen Blick, eine Zustimmung. Dann glitten seine Augen wieder über das Tal, weit hinaus zu den grünen Feldern.

Amalai hielt ihre offene Hand hinter Verlems Rücken. Sie konnte ihn spüren, stärker denn je. Er strahlte wie ein Stern. Nicht heiß, nicht warm. Aber die Intensität seines Seins glühte vor ihrer Handfläche, klar, stark und beruhigend. Wie bei einem leuchtenden Punkt am Nachthimmel war seine Präsenz still und machtvoll.

Und er fühlte sich gut an. Tröstend. Vertrauenswürdig. Wirklich wie ein Stern, dachte Amalai, beständig genug, um sich danach auszurichten.

Amalai ließ Verlems Energie durch ihren Körper strömen. Sie fühlte sie auf ihrer Haut, in ihrer Hand. Sie ließ sie durch die Adern bis in ihr Innerstes wandern, bis zu ihrem Herzen. Das nun langsam und gleichmäßig schlug. Amalai war beruhigt. Das hier war richtig. Verlem war gut. Sie wollte hier sein. Bei ihm. Dies war ein Zuhause.

Sie atmete tief aus und sah Verlem an.

Und diesmal schaute er zurück. Seine dunklen Augen trafen ihre, und Amalai fühlte das Vertrauen, das sie in ihn hatte. Ein Gefühl von Zugehörigkeit. Und keinen inneren Widerspruch. Da war noch immer ein leichtes Zittern in ihr, ein bisschen Furcht. Aber sie wollte bei ihm sein, ihn spüren, ihn kennen. Und ihr Glaube an ihn war echt, freiwillig. Dessen war sie sich nun sicher.

Verlem regte sich. Nur ganz leicht. Sein Körper drehte sich, bloß eine Handbreite, zu Amalai hin. Er neigte den Kopf, in stiller Würdigung, oder einer Geste des Willkommens.

Ein Lächeln trat in sein Gesicht, vorsichtig und zurückhaltend zunächst, wie all seine Gesten. Aber dann wurde es breiter, offener. Und er zeigte sich darin mit seinem ganzen Wesen.

Als Verlems Lippen sich teilten sah Amalai, dass er keine Zähne hatte. Oder, nur zwei. Lang, dünn und scharf wie die Fangzähne einer Schlange.

*

Verlem ließ sein Lächeln verblassen. Seine Lippen schlossen sich. Er wandte den Blick wieder den Weiten des Tals zu.

Still saß er auf dem Berghang, in genau der gleichen Pose wie immer. Und erlaubte Amalai, ihn zu betrachten.

Amalais Inneres war gefroren. Sie konnte sich nicht bewegen.

Verlem war immer noch da, einfach da, in ihrer Gegenwart, offen, unaufdringlich, schutzlos. Er machte keine Bewegung. Keine Anstalten, zu erklären oder zu beruhigen. Keinesfalls, zu attackieren.

Langsam, ganz langsam taute es in Amalai. Sie ließ die Essenz dessen, was Verlem getan hatte, in sich einsickern. Und in der vagen und zweideutigen Art von Zeichen und Orakeln, in der tiefen Sprache von Symbolen und Gesten, erschien seine Handlung ihr nun wie eine Gabe.

Er hatte ihr erlaubt, ihn zu sehen. Er hatte ihr die Wahrheit über sich selbst geschenkt. Stück für Stück, mit jedem Atemzug ein wenig tiefer, ein wenig voller, sank Amalai in diese Wahrheit hinein.

Sie spürte ihr Gewicht auf dem Boden ruhen, auf dem Gras unter ihr. Sie schloss die Augen. Ihre Hand wanderte zurück an die Stelle hinter Verlems Rücken, die sie zuvor gefunden hatte. Und sie suchte noch einmal nach dem Sternenlicht, das von ihm ausging.

Es war noch da. Genauso stark, genauso still. Die Falten auf Amalais Stirn schwanden. Sie hielt ihre Hand ausgestreckt, ließ Verlems Energie, sein ruhiges Strahlen, durch ihren Körper rinnen wie einen geheimen unsichtbaren Fluss. Ein sanfter Schimmer von Schneeflocken und Kristall sammelte sich tief in ihrem Bauch, strömte durch ihre Knochen bis in die Zehenspitzen, bis zur Krone ihres Schädels.

Amalai öffnete die Augen und schaute Verlem direkt an, mit einem warmen, vertrauensvollen Blick. Er schaute zurück, seine Augen tief und dunkel.

Amalai setzte sich auf, so nahe an Verlem, dass ihre Schultern sich fast berührten. Die Deewelarque standen schweigend hinter ihnen, ihre knorrigen, knöchigen Arme ausgebreitet.

Amalai flüsterte. »Verlem.«

Er wandte sich ihr zu. Die Hälfte seines Gesichts fiel in den Schatten.

»Verlem«, hauchte Amalai, »kann ich dich fragen?«

Er nickte langsam.

»Was bist du?« Amalais Worte wehten hinaus wie eine schwache Brise.

Verlem schwieg. Seine Augen wanderten zu den alten, verwitterten Gestalten der Steine. Zur Dunkelheit zwischen schlanken, raschelnden Blättern der Deewelarque. Zu Amalai.

»Wenn ich dich das fragen würde«, sagte Verlem leise, »hättest du eine Antwort? Auf die tiefste aller Fragen?«

Amalai schwieg.

Nach einer Weile versuchte sie es erneut. »Du... du bist kein Mensch? Kein Tier des Terrenreichs?«

»Nein.« Die Sonne verfiel sich in einer dunstigen Wolke über dem Berghang und ließ sie in blassem, dünnem Weiß aufleuchten.

»Bist du ein Vampir?« Amalais Stimme war vage und unsicher geworden.

Verlem blickte wieder hinauf zu den Felsen der Schlucht. Eine Schlange zeigte ihren Kopf zwischen den Steinen, oder vielleicht ein Salamander. Wie der Blitz verschwand die Erscheinung wieder.

Verlem antwortete zögerlich. »Ich kann es nicht sagen. Ich weiß nicht, was für dich ein Vampir ist.«

Amalai sah ihn an. »Ich auch nicht«, murmelte sie schließlich.

Sie schaute hinaus über die Wälder, sah die Wolken wandern und sich wandeln, die Farben der untergehenden Sonne auf ihnen spielen. Ein Falke stand hoch am Himmel, ein winziger dunkler Punkt, der über den Bergen kreiste.

»Dann lass mich anders fragen.«

Das schwache Licht des sterbenden Tages fing sich in Verlems Wangen, als er sich Amalai zuwandte. Er nickte fast unmerklich.

Amalai zögerte. »Hast du Hun getötet?«, flüsterte sie schließlich. »Den Jungen im Wald?«

Verlem hielt inne, schien in sich nach einer Antwort zu suchen. Sein Blick war in die Ferne des Himmels gerichtet, auf schwindendes Licht, auf ziehende Wolken.

Dann sah er Amalai an.

»Ja.«

11

Amalai schloss die Augen. Ihr Herzschlag war schwach. Sie konnte Verlem neben sich spüren, regungslos, angespannt.

»Warum?«, hauchte sie. »Warum hast du Hun getötet?«

Verlems Stimme war leise. »Ich konnte seinen Schmerz hören. So habe ich ihn gefunden. Er lag im Sterben. Ich habe ihm Schlaf gebracht, mit einem Blick. So dass er in Frieden gehen konnte.«

Verlem zögerte.

»Im Schlaf habe ich sein Blut getrunken. Ich bin gekommen, weil er gerufen hat. Ich sah ihn, und mochte ihn. Er war schön, voller Kraft und Vitalität – wenn er nicht im Sterben gelegen hätte. Ich hatte ihn sehr gern. Und so trank ich von seinem Hals.«

Amalai zitterte. »Hast du ihn mit dem Baum erschlagen?«, zwang sie sich zu fragen.

»Nein. Das habe ich nicht. Das würde ich niemals tun.«

Amalais Atem ging schwer. »Bin ich bei dir sicher?«

»Ja.«

* * *

Im Offizierszimmer stand Pooton, ihres Zeichens Kontrolleurin für die Lernlauben des Landes, mit dem Rücken zur Wand. Ihre Augen waren schmal und die Stimme scharf. »Der Tod eines Jungen ist auf jeden Fall Grund genug für eine Untersuchung! Vor allem wenn sein Tod möglicherweise in Zusammenhang steht mit einer Anweisung, die er erhalten hat.«

»Das hier ist eine Kaserne!«, bellte Berqar. »Die Kadettenschule der Klinge ist nicht irgendein flauschiger Kindergarten, wo die Kleinen verhätschelt und vor den Unbillen des Lebens beschützt werden. Wir sind Krigas! Ihr habt keine Ahnung von der Bedrohung, der die Kadetten ins Auge sehen, um die Stadt zu beschützen! Und sie tun das willig, voller Stolz! Dafür sind sie hierher gekommen. Um stark zu sein, und mutig! Um in die Gefahr hinaus zu ziehen. Nicht, um davor versteckt zu werden von irgendwelchen besorgten Bürokratinnen. Ihr seid hier falsch!«

Pooton richtete sich hoch auf. »Die Kadettenschule der Klinge ist, formal gesehen, eine Lernlaube. Und es besteht kein Zweifel, dass sie unter mein Mandat fällt. Die Gesetze des Landes gelten auch hier, so sehr euch das missfallen mag. Ihr seid nicht die Herrscherin einer einsamen Insel. Die Kaserne ist kein Staat im Staat. Die Menschen hier unterliegen dem Schutz der Gesetze genauso sehr wie alle anderen.«

Berqar wischte mit ihrem Arm kraftvoll durch die Luft, alle Einwände hinwegfegend. »Die Gesetze! Die haben genau gar keinen Schutz geboten, als der Dämon kam! Und sie werden das auch in Zukunft nicht tun. Wir Krigas sind es, die den Mut und die Macht haben, sich der Bedrohung entgegen zu stellen! Niemand sonst! Hun ist dem Dämon zum Opfer gefallen, und wenn irgendjemand verhindern kann, dass so etwas wieder geschieht, dann sind wir es, die Krigas der Klinge!«

Berqars Kopf war vorgebeugt, ihr Nacken stark und starr wie der eines Bullen vor dem Angriff. »Kommt mir hier nicht mit Regeln und Vorschriften! Die sind nichts als Staub und Tintenkleckse in meinen Augen! Die wirkliche Welt ist hier, genau hier! Und es gibt Gefahren und Dämonen in dieser Welt. Wir sind Krigas! Wir lassen uns nicht sagen, dass wir keine Bäume fällen sollen, weil das zu gefährlich ist. Weil wir uns weh tun könnten.« Berqar schnaufte verächtlich. »Und ich werde mir auch nicht sagen lassen, wie ich meine Kaserne zu führen habe. Schon gar nicht von einer rotwangigen Büre, die denkt, das hier wäre eine Laube voll zerbrechlicher Kinder.«

Das Rot auf Pootons Wangen wurde eine Spur dunkler. Pooton strich mit der Hand über ihren Kaftan. Ihre Stimme war nun kühl und förmlich. »Wir werden in ein paar Tagen mit den Gesprächen beginnen. Es werden Einzelgespräche sein, mit ausgewählten Krigas und Kadetten. Wir werden einige der leerstehenden Räume im Westflügel dafür verwenden. Ich teile die genauen Arrangements noch rechtzeitig mit.«

* * *

Heiß und schwer brütete die Sonne über einem milchigen Wolken-
schleier. Amalai hatte ihre Bluse ausgezogen, in der vagen Hoffnung, dass eine kühle Brise ihre Haut erreichen könnte.

Nun war sie vertieft in das Leben ihrer Kräuter.

Sie teilte ihr Schicksal eines drückenden Tages voll schwüler Hitze. Sie flüsterte und fragte, zupfte und ermutigte. Die Finger im feuchten Dunkel zwischen Wurzeln und Setzlingen vergraben roch Amalai die Grüße der Erde, die Sprache unsichtbarer Winzlinge und vergangener Tode. Sie spürte das junge Leben der Triebe, das Drehen der Blätter zur Sonne.

Tiefer und tiefer sank Amalai in eine Welt der Verwurzelung und der Zeitlupe. Alles andere war vergessen. Sie fühlte nicht, wie die Stunden verstrichen. Sie hörte nicht, wie Schritte sich näherten. Nur eine Stimme, leise und melodiös, fand schließlich einen Weg in ihr Bewusstsein.

»Seid begrüßet, o holde Maid! Wollt Ihr mir Obdach geben? Weit bin ich gereist, und müde.«

Erstaunt hob Amalai den Kopf. Dann lachte sie. »Lahoon!«

Sie stand auf und strich sich mit erdiger Hand eine feuchte Locke aus der Stirn. Schweiß glänzte auf ihrem nackten Oberkörper. Lahoon kam näher und küsste ihre glitzernde braune Schulter, die nach Salz und Sommer und Frau schmeckte. Er seufzte genüsslich.

Amalai vergrub eine Hand in seinem Haar und ließ ihre Lippen über seine samtige Schmetterlingshaut wandern. »Willkommen zurück, mein Geliebter! Ja, in der Tat, ich will dir Obdach geben. So lange wie irgend möglich!« Sie küsste ihn tief und zärtlich, genoss seinen Griff in ihrem Rücken, die Berührung seiner Hände auf ihrer nackten, nassen Haut.

Schließlich zog Amalai sich zurück, etwas widerstrebend, aber doch mit einem Leuchten in den Augen. »Lahoon. Hör zu! Hier ist etwas passiert.«

Lahoon hob die Brauen.

Amalai konnte kaum noch an sich halten. »Ich habe jemanden getroffen. Oben in den Bergen. Er ist zu mir gekommen. Hat sich mir gezeigt.«

Lahoon sah sie verständnislos an. Dann begann sich langsam eine Idee in seinem Inneren zu formen. Und Hoffnung, wilde, rasende Hoffnung.

»Nein«, hauchte er. »Wirklich? Die Fay? Du hast sie gefunden? Sie sind gekommen?« Impulsiv packte er Amalai am Arm.

Amalai zog ihn hinüber zur Gartenbank. »Ja. Sind sie. Oder, er. Nur einer. Aber das ist genug.«

Lahoon hing an ihren Lippen.

12

Ein schwindender Mond stand blass am Morgenhimmel. Das Licht drang noch kaum durch die mächtigen Baumkronen, als Lahoon und Amalai aufbrachen. Aber die Vögel sangen bereits lauthals die Lobpreisung des Wunders, das demnächst über die Welt hereinbrechen würde: Die glorreiche Pracht des Sonnenaufgangs war so aufregend und verehrens-wert wie eh und je.

Die Dämmerung war das Äußerte, was Lahoon hatte abwarten können. Er hatte den ganzen Abend gebadet, sich gereinigt und vorbereitet. Gegessen, so gut es ging. Nicht meditiert, weil das gar nicht ging. Stattdessen war er auf und ab gelaufen und hatte der Versuchung widerstanden, sofort in die Nacht hinauszurennen. Letztendlich hatte er seine Laute genommen und sich selbst einen ruhigen Ort erspielt, einen Raum der Zeitlosigkeit und Geduld, der seine Anspannung aushielt und sanft zur Ruhe wiegte. Ab und zu stellte Lahoon Amalai Fragen und bat sie, Teile ihrer Geschichte noch einmal zu erzählen, immer begleitet von den weichen Klängen seiner Melodien. Lahoon spielte weiter, immer weiter, sang sich zu seinen Träumen von einer Begegnung mit Fay.

Am Morgen sah Lahoon etwas mitgenommen aus. Aber es kam überhaupt nichts anderes in Frage als sofortiger Aufbruch.

Also gingen sie.

Amalai führte Lahoon entlang der besten Route, die sie gefunden hatte. Es lag immer noch ein steiler Aufstieg darin, aber nichts annähernd so Beschwerliches wie ihre mühsame Kletterei an jenem ersten Tag.

Bald waren sie über den Kamm. Als sie aus dem Wald auf das offene Hochland traten, warf die Frühe bereits Licht und Farben in die Weite des Himmels. Goldene Wölkchen trieben auf ruhiger blauer See. Felswände glühten im Sonnenlicht und Schnee schimmerte weiß und frostig auf fernen Gipfeln. Die Luft war kühl und roch nach Aufbruch, nach Anfang.

Lahoon blickte gebannt zu den Felsen zu ihrer Linken, oben am Hang. Das musste es sein. Der Eingang. Seine Hände zuckten.

Amalai geleitete ihn bis zur Mitte der Wiese. Dort nahm sie Lahoon am Arm und hielt an. »Ich werde dich nun verlassen«, verkündete sie. »Küss mich, damit ich weiß, dass du wiederkehrst.«

Lahoon lachte, aber es war ein raues, zittriges Lachen. Mit Mühe wandte er sich vom Anblick der Schlucht ab und Amalai zu. Sein Kuss war warm und tief. Amalai umarmte ihn innig.

Dann trat sie zurück. »Verlem hat uns gesehen, gespürt. Glaube ich. Er wird wissen, dass du von mir kommst. Das ist genug. Von nun an gehst du besser allein. So dass du deinen eigenen Weg finden kannst, deine eigene Art, bei ihm zu sein.«

Amalai strich Lahoons seidig schwarzes Haar aus seinem Gesicht. Seine Schmetterlingshaut schimmerte blassblau im Morgenlicht, mit leichten Schatten aus dunklem Grün unter dem Kinn. Er sah so schön und unwirklich aus wie der Inbegriff von Fay.

Amalai hauchte einen Kuss auf seine Wange. »Alles Gute auf deinem Weg, mein Geliebter. Wir werden bald wieder beisammen sein.«

Sie verließ ihn.

Lahoon sah Amalais schwindender Gestalt nach.

Dann wandte er sich um und stieg den Hang hinauf.

Als er die ersten Deewelarque erreichte, wurde er langsamer. Er atmete heftig. Das Herz schlug laut in seiner Brust.

Lahoon stand auf der Wiese vor den großen Felsen, die den Eingang zur Schlucht bewachten. Er verneigte sich ehrerbietig. In der andächtigen Stille klang das Rauschen des Blutes in seinen Ohren wie ein Sturzbach. Lahoon verharrte in seiner meditativen Pose, gab seinem Herzen Zeit, sich zu beruhigen. Allmählich fanden seine Sinne ihren Weg in das Reich uralter Berge, schattiger Felsen, dorniger Äste. Wurden offen, empfänglich. Für jeden Duft, jeden Hauch der Fay.

Lahoon legte den Kopf zurück und hob beide Arme gen Himmel, die Handflächen nach oben, in einer Geste der Einladens, des Annehmens, des Willkommens. Eine Brise strich über das Hochland, spielte mit seinem Haar, flüsterte in sein Ohr. Der Geruch der Wildkräuter und der fernen Schneefelder füllte seine Lungen. Zwischen den Felsen glänzten hohe Grashalme grün und golden in der Morgensonne, bogen sich im Wind, tanzten zum Gesang der Luft. Weiter oben wichen sie zurück, wurden schüchtern und rar im Schatten der Deewelarque.

Lahoon ließ seinen Geist suchend zu der Schlucht wandern, über die Felsen, durch die Schatten. Er fand keine Spur von Verlem. Sein Blick glitt zu den Deewelarque, ruhte auf ihren knorrigen Skeletten voll schmaler, dunkler Blätter und dünner Dornen.

Langsam machte Lahoon einen Schritt auf sie zu. Und noch einen. Er trat zu der ersten Deewelarque, die im Schutze eines stämmigen Felsen kauerte und trank in ihrem Schatten die feuchte, dunkle Luft, die aus der Schlucht strömte. Die Deewelarque streckte ihre flachen Finger nach Lahoon aus. Vorsichtig hob er die Hand und wob seine Finger zwischen die ihren, ließ Spitze auf Spitze treffen, Geste auf Geste. Er tauchte seinen Arm tiefer in das Geäst der Deewelarque, ließ seinen samtigen Handrücken über die raue, furchige Haut der Äste gleiten. Eine schwarze, reife Beere fiel ihm in die offene Hand.

Lahoon zog seinen Arm zurück und drückte die Beere sanft zwischen den Fingern. Saft rann über seine Haut. Er roch an seiner Hand, atmete das starke, dunkle Aroma der Frucht ein. Es war süß, fremd, intensiv. Aufregend, verführerisch. Gefährlich und unbekannt.

Lahoon küsste seine Fingerspitzen. Er spürte den scharfen Stich und leckte sich über die Lippen. Seine Augen glänzten. Er wandte sich wieder der Deewelarque zu und suchte noch eine Beere, die bereit war, zu fallen. Und noch eine.

Mit einer Handvoll weicher, saftiger Perlen von tiefstem Schwarz trat Lahoon zurück auf das Grasland. Er begann, ein Muster zu legen, ein Pentagramm, jede Spitze und jede Kreuzung der Linien bewacht von einer schwarzen Murmel, von der Kraft und dem Leben in ihr.

Ein Summen begleitete Lahoon, ein leiser, unwillkürlicher Ton, dessen er sich gar nicht bewusst war. Nun gewann die Vibration in seiner Lunge an Volumen, wurde ein klarer, offener Klang, ein wortloser Gesang, der aus seiner Kehle strömte. Noch einmal trat Lahoon in den Schatten der Deewelarque, suchte eine letzte kostbare Perle, ritzte und drückte ihre schwarze Haut. Seine Finger strichen sachte über die Äste, liebkosten die langen, harten Dornennadeln. Mit Bedacht hielt Lahoon die dünne, zarte Haut seines Innenarms gegen eine Spitze und drückte zu. Seine Adern ließen eine rubinrote Träne auf die offene Beere fallen, wo sein Blut sich mit dem schwarzen Saft vermengte.

Lahoon kehrte zu seinem Wiesentempel zurück wie in einem Traum, geleitet von dem Lied in seinem Inneren. Er bot seine Gabe dar, seinen Blutstropfen inmitten der gebrochenen Perle. Achtsam legte er sie im Zentrum des Pentagramms ab und trat zurück.

Die Schatten der Berge flossen über ihm zusammen und tauchten den magischen Stern in ein unsicheres Zwielflicht. Die Linien zwischen den Beeren begannen zu glühen wie Silberfäden. Ein heftiger Wind kam auf.

Lahoon stand außerhalb des Pentagramms, die offenen Arme zum Himmel erhoben. Tief und voll erklang sein Lied, eine Stimme der Sehnsucht und Beschwörung, ein Raga aus Klängen so alt wie die Berge.

Ein plötzlicher Windstoß beugte die Gräser. Die Deewelarque flüsterten und seufzten. Der Himmel färbte sich purpurn. Dunkle Wolken zogen unruhig darüber, in tiefes Violett getaucht. Lahoon gab sich ihnen hin, öffnete sich dem Wirbeln des Himmels und der Kraft der Hymne, die aus ihm herausbrach. Er trat über die Silberlinien in das Pentagramm hinein, ließ seinen eigenen Körper an der Spitze des Sterns aufragen wie einen Leuchtturm.

Mit einem Mal herrschte völlige Finsternis. Lahoon fühlte sie um sich, schwarz und unendlich wie eine sternenlose Nacht. Die Welt war verschwunden. In der vollkommenen Stille sang Lahoons Stimme hinaus in die Kathedrale des Universums, klang fort in endlose Weiten. Die unfassbare Kälte der Leere umgab Lahoon. Doch sie ließ ihn nicht erzittern. Sein Raga trug und wärmte ihn ohne Fehl.

Über ihm erschien ein unheimliches Glimmen, gespenstische Auroren in ätherischen Farben. Sie formten sich zu Wesen einer anderen Dimension, zu schimmernden Gestalten von unirdischer Schönheit. Wesen aus dem unendlichen Raum der Sterne tanzten eine flüchtige Präsenz in das Nichts, brachten das Universum zurück ins Sein. Sie wirbelten in langsamen Spiralen, ein unaufhaltsamer Strudel aus schimmernden Farben, der um eine leere Mitte kreiste, um tiefste Finsternis.

Und aus dieser Finsternis kam Dichte, kam Substanz.

Genau im Zentrum des Pentagramms zog sich ein Schatten zusammen, wurde undurchdringlich, fest. Das Nichts bekam einen Körper.

Ein dunkler Riese erhob sich über Lahoon. Eine Säule aus pechschwarzen Wolken, die den Himmel stützte; ein Dämon, der nach den Sternen griff. Eine Macht der Dunkelheit, die auf die Erde herniederging. Eine Göttin der Nacht.

Lahoon fiel auf die Knie.

Sein Raga war fast unhörbar in dem Tosen, das seine Ohren füllte. Und doch flossen die Klänge weiter aus ihm heraus, wie ein Strom, der unaufhaltsam aus den Tiefen seines Wesens hervorbrach. Sie wurden zu einem sanften Lied aus Sehnsucht und Verehrung, Verlangen und Hingabe.

Der überwältigende Strudel aus Dunkelheit vor ihm sank in sich zusammen. Die schwarze Göttin setzte sich auf die Erde nieder, wurde zu einem Schatten menschlicher Dimension. Die unendliche Nacht rund um Lahoon wandelte sich zu grauem Zwielficht, dann zum warmen Gold eines ruhigen Morgens in den Bergen. Das Lied kam zum Ende. Die Welt kehrte zurück.

Nur eine dunkle Gestalt verblieb noch im Herzen des erloschenen Pentagramms.

Ein zierlicher Mann in schwarzen Roben, die lose um seine schmalen Schultern fielen. Zart und zerbrechlich stand er im Zentrum der verflogenen Magie, seine Augen dunkel und unergründlich.

Lahoon sah gebannt auf die Erscheinung vor ihm, auf das Wesen, das vor seinen Augen den Tiefen des Universums entstieg war. Ehrfürchtig legte Lahoon die Hand aufs Herz und verneigte sich, auf Knien, wie er war. Er verharrte mit gebeugtem Kopf und klopfendem Herzen. Dann sah er auf.

Verlems Augen ruhten auf ihm wie eine Frage.

Lahoon antwortete ohne Zögern. Er führte die Fingerspitzen an seine Lippen und berührte dann sacht den Boden, legte seinen Kuss Verlem zu Füßen.

Verlem kam auf ihn zu, mit langsamen, verhaltenen Schritten.

Er ließ sich vor ihm auf die Knie nieder, so nahe, dass Lahoon den seltsamen, unergründlichen Duft riechen konnte, der von Verlem ausging. Lahoon atmete tief ein und neigte sich weiter vor. Mit geschlossenen Augen konnte er Verlems Gegenwart spüren, die subtile Energie, die von ihm ausging, das Sternenlied, das in seinen Adern zu pulsieren schien. Eine Haarsträhne strich über Lahoons Wange. Er fühlte Verlems Atem an seinem Ohr, an seinem Hals. Mit schlafwandlerischer Gewissheit neigte Lahoon den Kopf zur Seite, brachte seine eigenen Lippen an Verlems Hals. Und küsste ihn.

13

»Ich weiß, wir sollen Kampfgeist und Alarmstimmung ausstrahlen. Wie grimmige Kriegerinnen im Angesicht ständiger Gefahr.« Rebonya blickte sich um. Die Piazza war voller Leute, die zwischen den Ständen bummelten oder mit Nachbarn unter den schattigen Bäumen plauderten und musizierten. Weiter drüben spielten alte Frauen eine Partie Boule. Kinder liefen hinter Hunden und Bällen her.

Rebonya schüttelte den Kopf. »Aber so... Ich glaube, die meisten von uns beginnen, das hier zu genießen. Es gibt Schlimmeres, als den ganzen Tag auf der Piazza abzuhängen.« Sie grinste und intonierte ihren nächsten Satz wie ein Zitat aus einem alten Buch. »Die fröhliche Gelassenheit der Bevölkerung korrodiert die Krigaseele!«

Rebonya lehnte sich gemütlich gegen die Hauswand. Gureev blieb aufrecht und leichtfüßig stehen, wie immer.

»Aber das Beste ist die Bewegungsfreiheit.« Rebonyas Stirn verdunkelte sich. »Oder das Schlimmste, anders gesehen. Wir Krigas stehen nicht nur Wache an jeder Ecke. Nein. Wenn unsere Schicht um ist, bleiben wir in der Stadt. Wir können herumlaufen, wie wir wollen.« Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust. »Undenkbar, noch vor Kurzem. Bisher war immer klar, dass Behrlem eine zivile Stadt ist, und die Krigas nur in der Kaserne zu Hause sind. Aber jetzt? Wir stolzieren überall herum. In Uniform! So als ob wir im Dienst wären, in offizieller Funktion.«

Rebonya kickte mit dem Fuß gegen einen Kieselstein. »Grässlich, gesellschaftlich gesehen. Aber wunderbar, persönlich gesprochen. Es gibt nichts Besseres für meine privaten Vergnügungen.« Ein schiefes Grinsen schlich sich in ihre Miene. »Noch nie war es einfacher, Unleha zu besuchen.«

Rebonya drehte sich zu Gureev um. »Keine große Gefahr mehr. Unwahrscheinlich, dass ich erwischt oder bestraft werde. Aber keine Sorge.« Sie legte Gureev großzügig die Hand auf die Schulter. Ihre Augen funkelten. »Ich werde dir weiterhin dankbar sein. Und es sogar zeigen.«

Die große ovale Eingangshalle des Badepalastes war voller Sonnenschein. Aber das war sie ja immer. Oder zumindest schien es immer so. Der warme Gelbton der Wände gab dem ganzen Raum eine Atmosphäre sanfter Morgensonne, selbst nachts, wenn die Halle nur vom Schein magischer Laternen erhellt war.

Amalai spazierte vorbei an zahlreichen Ständen, Tischen und Anschlagtafeln. Kunstwerke fanden sich hier neben Büchern und Heilmitteln, Lerngruppen und Spiele-Treffen.

Amalai ließ ihren Blick über Lahoons Gemälde gleiten, während sie auf ihren eigenen Stand zuing. Rasch verschaffte sie sich einen Überblick. Einige ihrer Kräutermischungen waren verschwunden, vor allem die zum Wohlfühlen und Genießen. Aber auch ein paar Heilkräuter. Da würde sie wieder nachfüllen müssen, dachte Amalai. Geistesabwesend griff sie nach der Büchse, wo Kaufwillige ihren Obolus hinterlassen konnten und betrachtete zufrieden den Regen an Silber- und Kupfermünzen, der sich in ihre Hand ergoss.

»Fette Beute«, hauchte eine rauchige Stimme in ihren Nacken, gedehnt und voll unterschwelliger Drohung.

Amalai sah sich um.

Eine Piratin lehnte in unverkennbarer Pose an ihrem Stand, ganz dicht hinter ihr, die Hand besitzergreifend gegen den Pfosten gestützt. Ihr nackter Arm, geschmückt mit breiten Bronzereifen, versperrte den Weg in einer Geste irgendwo zwischen Verführung und Gefahr.

Amalai lachte. »In der Tat. Soll ich dir Tribut leisten, o Herrscherin der Meere?«

Unleha wischte das Angebot großzügig beiseite. Sie trat einen Schritt zurück.

»Wie war deine Versammlung?«, erkundigte Amalai sich mit etwas mehr Ernst.

Unleha zuckte mit den Schultern. »Gut genug. Es sind doch einige Leute gekommen, und alle waren sich einig in ihrer Empörung. Tenatetlan wütete wie der Zorn der Götter. Alles in allem: Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen. Die halbe Stadt regt sich auf über die Krigas in den Straßen. Und niemand ist wirklich dafür. Oder vielleicht ist irgendwer dafür, irgendwo. Aber es ist keine Frage, wie das Ganze ausgeht. Es wird drei Tage der Abstimmung geben, und dann sind die Krigas weg. Berqar hat keine Chance.«

Unleha seufzte unglücklich. Sie fuhr mit der Hand über ihre kurzen Zöpfe, die erste Silberfäden inmitten des Schwarz zeigten. »Ich wünschte, es würde schneller gehen. Aber zumindest ist jetzt der Weg klar und ein Ende in Sicht. Nur noch ein paar Tage.«

Amalai nickte. »Ja. Schon komisch, dass es überhaupt so weit kommen konnte. Aber jetzt ist es ja bald vorbei!«

Und in dem Moment glaubten sie das beide.

* * *

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Lahoon erwachte. Benommen sah er sich um, ließ seinen Blick über den Berghang und die wogenden Gräser gleiten, über die Felsschlucht und die Deewelarque.

Lahoon strich sich mit der Hand übers Gesicht. Er musste auf der Wiese eingeschlafen sein. Noch einmal schloss er die Augen und reiste zurück zu den Bildern in seinem Kopf.

Verlem war verschwunden. In dem Moment, wo Lahoons Lippen ihn berührt hatten war ein Sternenschauer über ihn nieder gegangen, und Verlem zu Schatten und Luft geworden. Lahoon hatte sich nicht gerührt, war geblieben, wo er war, auf Knien am Rande des erloschenen Pentagramms. Er hatte ausgeharrt, verwirrt und überwältigt. Hatte Verlems Namen geflüstert, sehnsüchtig nach ihm gerufen, hatte gewartet und gewartet. Und war wohl darüber eingeschlafen.

Lahoon setzte sich auf und blickte sich um. Das hohe Gras neigte sich sachte schimmernd im Wind, sprach in rollenden Wellen zu ihm, in Zeichen und Mustern, erzählte von den Bergen, vom Regen, vom Leben als Halm und Wurzelwerk.

Schwer ruhten die Felsbrocken vor der Schlucht, hart und rau. Die Deewelarque sammelten sich rund um sie, duckten sich in ihren Schatten, scheuten zurück vor der Weite der Wiesen. Sie hielten sich an die Dunkelheit, die in der Schlucht hauste, und deren Tiefe von der Ferne nur erahnt werden konnte.

Lahoon stand auf und ging zögernd auf den Eingang der Schlucht zu. Er blieb mit gebührendem Abstand vor ihr stehen, hielt inne, lauschte auf den leisen, langsamen Schlag seines Herzens. Auf das Flüstern der Brise, das Schweigen der Steine, das sanfte Rauschen der Blätter.

Verlem war da.

Er stand im Schatten der Deewelarque und sah Lahoon an.

Lahoon errötete. Er neigte den Kopf, die scheue Andeutung einer Verbeugung.

Verlem ging zwischen den knorrigen Büschen davon. Lahoon sah ihn über die Felsen gleiten, mit leichter, fließender Mühelosigkeit.

Verlem drehte sich um, blickte mit dunklen Augen über die Schulter zurück.

Und Lahoon folgte. Er konnte Verlem nicht mehr sehen, aber er hatte keinen Zweifel. Er war eingeladen worden. Gerufen.

* * *

Als Kortid durch die dämmrigen Gassen zur Kaserne zurückeilte, erschienen ihm die schwarzen Umrisse der Burg wie eine Heimat, ein sicherer Hafen.

Doch das war alles nur Lug und Trug. Mit dem Kommen der Nacht wanderten alle Lichtschwerter hinaus in die Stadt, zu den Wachen. Nichts und niemand blieb in der Kaserne, um sie zu beschützen. In ihrem Schlaf waren die Krigas vollkommen ausgeliefert, hilflos und verletzlich wie ein Wurf junger Welpen.

Kortid verschränkte die Arme fest vor der Brust. So konnten die Krigas niemals gegen einen Dämon bestehen. Sie legten sich ihm vielmehr zu Füßen wie willige oder ahnungslose Opfer, bereit, verschlungen zu werden.

Ein raues, freudloses Lachen stieg aus Kortids Kehle, ein heiserer Husten der Wut. Er setzte sich auf seine Matte, die Arme um die Knie geschlungen, und starrte auf einen einsamen Stern, der kalt und blass zu ihm herunter schien.

✱

Kortid salutierte. Berqar schien es nicht zu bemerken. Doch endlich blickte sie von ihrem Schreibtisch auf.

»Sprich!«

»Kommandantin!« Kortids Stimme hielt grimmige Entschlossenheit. »Ich bitte um Erlaubnis, mich freiwillig zu melden. Als Nachtwache der Burg, um den Schlaf der Krigas mit einem Lichtschwert zu beschützen.«

14

Lahoon ging auf die kleine Steinhütte zu, eine bescheidene Unterkunft, die sich ganz hinten in der Schlucht gegen den Felsen presste.

Sie war aus unbehauenen Steinen gebaut und sah alt, einfach und urwüchsig aus. Lahoon ließ die Hand über den niedrigen Türbalken gleiten. Dann trat er ein.

Der Innenraum war dunkel und muffig. Die ganze Hütte fühlte sich nicht wirklich bewohnt an. Eher wie ein Gemälde, eine Theaterkulisse, die auf dem Dachboden verstaubt war. Ein alter Traum von einem Haus. Eine vertrocknete Blume, gepresst zwischen den Seiten eines Buches. Lahoon blätterte um. Er strich mit dem Finger über das Fensterbrett, fühlte den trockenen Staub, roch die Zeitlosigkeit. Die Dielen knarrten leise unter seinen Füßen. Lahoon blinzelte in das Halbdunkel, suchte nach Verlem. Doch er fand ihn nicht.

Lahoon drehte sich um und ging die kurze Strecke quer durch das Zimmer. Es gab eine Feuerstelle, aber kein Feuer. Auch keine Asche. Lahoon setzte sich auf das schmale Bett an der Wand, auf die harte, unebene Matte. Er strich mit der Hand über die Laken, halb in der Erwartung, dass diese unter seiner Berührung zu Staub zerfallen würden. Sie taten es nicht.

Lahoon blickte auf.

Verlem war da.

Lahoon biss sich auf die Lippen. Er stand auf, ehrfürchtig, erwartungsvoll, unsicher. Er fühlte sein Herz gegen die Rippen klopfen, ein dumpfer Trommelschlag, der seinen ganzen Körper zu prickelnder Lebendigkeit rief. Sein Atem wurde flacher, rascher. Er sah Verlem lange durch das Zwielflicht des Raumes hindurch an. Dann ging Lahoon auf ihn zu, mit zögernden, vorsichtigen Schritten, mit fragendem Blick.

Verlem rührte sich nicht. Er wartete, das Gesicht weiß und zart, die Augen dunkel.

Lahoon kam langsam näher. Seine Füße wurden geleitet von der Sehnsucht eines Lebens, der Ewigkeit seines Verlangens.

Er machte erst Halt, als er Verlem schon fast berührte, Körper an Körper. Da hielt er inne, spürte die Wärme, die Wolken prickelnder Energie, die sich vermengten.

Verlems Atem fiel wie ein Hauch in Lahoons Haar, strich über sein Ohr, seine Wange. Die wispernde Stimme schwebte mit, eine flüchtige Schaumkrone auf den Lautwellen der Luft. »Du bist zu mir gekommen.«

»Ja.« Lahoons leise Antwort war frei von Zweifel oder Zögern. Sie war ein Geständnis, und ein Gelübde.

Verlem legte einen Finger auf Lahoons Wange, liebkoste die zarte, samtige Haut, den Schimmer von Blau und Moosgrün. Er atmete Lahoons Geruch ein, tief und hingebungsvoll, mit geschlossenen Augen. »Ich will dein Blut trinken.«

Lahoon erstarrte. Aus der Eiseskälte seines Bauches heraus wisperte er: »Werde ich sterben?«

»Nein.« Verlems Augen flogen auf. »Nein. Ich werde dir nicht schaden. Du wirst leben und wohlauf sein. Ich nehme nur, was du leicht geben kannst.«

Lahoon machte einen Schritt zurück und lehnte sich gegen die raue Steinwand, suchte die Härte, die Festigkeit in seinem Rücken. Er atmete tief durch.

Verlems Stimme kam zu ihm, zaghaft und verhalten. »Ich nehme die Kraft anderer in mich auf. Ihre Essenz. Sie nährt mich, so dass ich leben kann.« Seine Zunge strich über die dünnen Lippen. »Es ist Leben, Überleben, für mich. Aber es ist auch Genuss. Und manchmal, Liebe.«

Verlem stand still, in seiner scheuen, unaufdringlichen Haltung, den Blick zu Boden gerichtet. Dann, mit dem Hauch einer Bewegung, kam er auf Lahoon zu und lehnte sich neben ihn an die Wand. Fast berührten sich ihre Schultern.

Lahoon schloss die Augen. Ein geheimes Zittern lief über seine Haut, durch sein Blut. Sein ganzer Körper atmete die Gegenwart von Verlem. Er konnte das Glimmen der Magie spüren, die durch seine Adern rann wie ein sanftes goldenes Feuer und bis tief in das Mark seiner Knochen erglühte. Sein Atem kam rasch und unregelmäßig. Er wurde überwältigt von einer Wolke der Sehnsucht, von der Wahrnehmung der fremden, unergründlichen Macht neben ihm. Sein ganzes Wesen reckte sich dieser Macht entgegen, suchte ihren Zauber, ihr Anderssein. Lahoon konnte den Ruf der Fay in seinem Inneren hören, ein tiefer, rauchiger Klang, eine süße, lockende Melodie, ein Sirenenlied. Er konnte nicht widerstehen. Er wollte nicht widerstehen. Er griff danach.

Er streckte seine Sinne nach Verlems Wesen aus, suchte das silbrige Sternenlicht, den dunklen Schatten, das unergründliche Geheimnis, das er war. Lahoon ließ sich fallen, ließ sich einhüllen von dieser Präsenz, gab sich ihr ganz hin. Sein Körper wurde weich, schmiegte sich in die Mulden der rauen Wand, an die Schulter neben der seinen.

»Ja«, murmelte Lahoon. »Ja. Ich will bei dir sein. Dich erkennen, in dir aufgehen, wie auch immer ich kann. Ich werde dir von mir geben, von meinem Körper, meinem Selbst. Ich will meine Essenz mit dir teilen.«

*

Lahoon zog die Tunika über seinen Kopf. Die Muskeln unter der Haut waren gerade zu errahnen als sein Oberkörper sich streckte, seine Arme über den Kopf reichten. Im Zwielflicht der Kammer schimmerte Lahoons Schmetterlingshaut in Moosgrün und Mitternachtsblau.

Er wandte sich Verlem zu, ließ seinen Blick über das stille, blasse Gesicht wandern, die hohen Wangenknochen, das von den Schläfen zurück gestrichene Haar. Seine zerbrechlichen Hände, die zarten Schultern. Die schwarzen Roben mit ihren weiten, losen Falten. Und ihren Knöpfen.

Lahoon starrte auf die Reihe der Verschlüsse, die senkrecht über Verlems Brust hinunterlief, von der zarten Mulde seines Halses bis zu den schmalen Hüften. Vorsichtig, wie in Zeitlupe, hob Lahoon die Hand und berührte sachte den obersten Knopf.

Er suchte Verlems Blick.

Verlems Augen waren dunkel, tief. Sie wichen ihm nicht aus.

Lahoon schluckte. Mit andächtigen Fingern öffnete er den ersten Verschluss an Verlems Roben.

Verlem ließ ihn gewähren.

Vorsichtig berührte Lahoon den nächsten Knopf. Sein Herz hämmerte gegen die Rippen. Er nahm einen tiefen Atemzug, roch die alte Luft der Hütte, den Staub, die Zeit. Und den seltsamen, aufregenden, anderweltigen Duft von Verlems Körper. Lahoon kam näher, trat tiefer in dieses Aroma, sein Gesicht direkt neben Verlems, unendlich nahe, und doch ohne Berührung.

Lahoon öffnete noch einen Knopf. Und noch einen. Er stand still, aufmerksam. Und tat nur das.

Schließlich war Lahoon beim untersten Knopf der Reihe angekommen. Die Roben öffneten sich ein wenig, fielen einen kleinen Spalt weit auseinander über Verlems Brust. Lahoon strich mit dem Finger den Rand des Stoffes entlang. Dann glitt seine Hand darunter. Sanft legte sie sich auf Verlems Haut.

Ein fremdartiger Rhythmus klopfte gegen Lahoons Fingerkuppen, ein unheimlicher Schlag, den kein menschliches Herz je hervorbringen könnte.

Lahoon biss sich auf die Lippen.

Er hob den Stoff der Roben an, schob ihn zurück über eine der schmalen Schultern. Das Kleid fiel halb über Verlems Rücken. Lahoons Hand zog am anderen Rand der Leiste, brachte sie hoch, über die zweite Schulter.

Nun rührte Verlem sich. Mit einem leichten Schütteln warf er die Robe ab, ließ sie in einem losen Haufen zu seinen Füßen fallen.

Er war nackt. Und stand da, noch immer so scheu, so zurückhaltend. Der Anblick seiner Zartheit traf Lahoon mitten ins Herz.

Im dämmrigen Zwielflicht glitt sein Blick über Verlems Körper und fand keine Nippel, keinen Nabel. Zwischen den Beinen bog Verlems Bauch sich rund und weich zurück, ohne Unterbrechung, ohne Öffnung. Nur weiße, glatte Haut.

Lahoons verwirrte Augen suchten Verlem.

»Ich bin kein Tier des Terrenreiches«, sagte Verlem leise. »Ich wurde nicht geboren und ich gebäre nicht. Ich gebe meinen Samen nicht an andere meiner Art.« Er drehte sich in die Wärme, die Lahoons Körper umgab. »Aber ich fühle, alles. Mit meinem ganzen Körper, und meiner ganzen Seele.«

Lahoons Herz hämmerte in seiner Brust. Verlems Haut schimmerte vor ihm wie blasser Nebel, sein Körper zerbrechlich wie kostbares Porzellan. Achtsam trat Lahoon näher und ließ den letzten Rest an Distanz verschwinden. Seine nackten Arme schlossen sich um Verlem, und sein ganzes Wesen atmete seinen Duft.

Eine Welle der Erregung lief durch Lahoons Körper. Er stöhnte lustvoll auf. Seine Hand wanderte über Verlems Rücken, eine sanfte Erkundungsreise über flache Hügel und lange Täler.

Ihre Schläfen legten sich aneinander, und Lahoon spürte Verlems tiefes Lächeln, seine sinnliche Freude so intensiv wie die eigene. Oder vielleicht war es seine eigene. Lahoon konnte und wollte es nicht mehr unterscheiden.

Er berührte Verlems Wange mit den Lippen. Mit einem wortlosen, unhörbaren Gebet flüsterte er sich einen Weg bis zu Verlems Mund, bis zu einem zarten Kuss, der allmählich tiefer und tiefer wurde. Lahoons Zunge strich über schmale Lippen, traf einen dünnen, scharfen Zahn. Lahoon spürte den Stich, die Ahnung eines dunklen, salzigen Geschmacks. Er zog sich nicht zurück.

Aber Verlem tat es. Mit einem kleinen Schritt löste er sich aus der Innigkeit der Umarmung. Er tat noch einen Schritt, und noch einen, und war verschwunden. Ein Schatten dämmerte in der Luft, dort, wo Verlem gerade noch gestanden hatte. Lahoon machte eine unwillkürliche Bewegung, griff in die Leere mit einem Laut von Verlust und Verzweiflung.

Doch Verlem kam zurück. Nur eine Armlänge entfernt, als eine Erscheinung aus Nebel und Sternenstaub. Er streckte die Hand einladend aus.

Lahoons Atem ging schwer. Er machte einen Schritt vorwärts.

Verlem löste sich in Dunkelheit auf. Und erschien erneut, nur ein klein wenig weiter vorn. Er blickte über die Schulter zurück, sein Rücken blass wie der Mond, seine Augen dunkel, bodenlos.

Lahoon folgte ihm, völlig verloren in dem Ruf des Fay, der vor ihm erschien und verschwand in einem Tanz aus Nebel und Sternenlicht, aus Schatten und Nacht.

Schließlich sank Lahoon neben Verlem auf das Bett nieder, nur um zu sehen, wie sich der zarte, weiße Körper erneut auflöste. Doch dann manifestierte er sich noch einmal, und kam direkt auf Lahoon zu liegen, Brust an Brust, Stirn an Stirn. Lahoons ganzer Körper erzitterte, so als hätte sich Sternenstaub direkt auf seiner nackten Haut niedergelassen, ihn ganz mit seinem ätherischen Glimmer bedeckt. Lahoon stöhnte auf. Seine Arme schlossen sich unwillkürlich um Verlem, und diesmal verschwand er nicht.

Verlem küsste seine Wange. Und dann seinen Hals, seine Brust, seine dunklen Nippel. Seine Lippen glitten über Lahoons samtige Haut und hinterließen eine Spur aus sanften Funken, aus magischem Erbeben.

Lahoons Torso streckte sich, suchte die Berührung, wollte mehr. Sein Atem ging stoßweise. Er war halb von Sinnen.

Seine Hand ruhte auf Verlems Kopf, führte ihn, oder folgte ihm auf seiner Reise über Lahoons Körper. Verlems Mund erkundete seinen Bauch, jede sanfte, samtige Stelle. Dann fanden Verlems Finger die Masche am Hosenbund und zogen sie auf, strichen über die Rundungen von Lahoons Po, die schlanken Schenkel, die filigranen Knie. Bis über die feinen Knöchel zog Verlem den Stoff mit sich auf seiner Reise. Er ließ die letzten Kleider zu Boden fallen.

Lahoon lag nackt im Zwielflicht der Hütte, seine schwarzen Haare wild und wirr auf dem Kissen, seine Haut matt schimmernd in den Farben des Meeres. Er fühlte Verlems Blick auf sich. Und dann wieder seine Lippen, seine Hände, seine sternenschimmernde Aura.

Sie strichen über Lahoons Schenkel, seinen Bauch, seinen Hals, seinen ganzen Körper bis unkontrollierte Laute aus ihm herausbrachen, fiebrig vor Lust und Verlangen.

Lahoon begann sich zu winden, zu raunen und zu rufen. Als Verlems Hand sich um ihn schloss, bäumte Lahoons Hüfte sich ihm entgegen, stieß in seinen festen Griff, bis die Ekstase ihn überrollte und sein Raunen in einen Schrei der Lust und Hingabe mündete.

*

Erschöpft lag Lahoon auf den Laken und fühlte die letzten Wellen des Glücks auf einem großen, stillen Ozean auslaufen. Sein ganzer Körper war erfüllt von einer sanft schimmernden Glut.

Warm und schwer lag er unter Verlems zarter Umarmung, umhüllt von seiner Gegenwart, seinem Sein. Von Traum und Erfüllung.

Langsam wurde Lahoons Atem gleichmäßiger, ruhiger. Ein schläfriges Lächeln spielte um seine Lippen. Als er unter seinen langen Wimpern hervorlugte, sah er Verlems dunkle Augen auf sich ruhen.

Lahoon ließ seine Hand über den zierlichen Rücken gleiten. »Komm«, murmelte er. »Komm zu mir.«

Verlem neigte den Kopf und hauchte einen Kuss auf Lahoons Handfläche, auf die zarte Haut des Gelenks. Seine Lippen glitten über das samtig schimmernde Blaugrün, über die sensible Innenseite des Arms.

Lahoon gab sich der Berührung hin, lud sie ein, hieß sie willkommen.

Verlems Hauch kam zur Neige des Ellbogens, wo die Haut so fein und dünn wurde, dass sie fast durchsichtig schien. Die blauen Venen schimmerten durch Lahoons Haut wie Flüsse in einem grünen Tal, wie dunkle Strömungen im Türkis der Meere. Der Puls des Lebens schlug warm und stark in ihnen, pochte gegen Verlems Lippen.

Verlem blickte auf. Seine schwarzen Augen schienen bodenlos.

»Ja«, flüsterte Lahoon.

Ein kurzes Aufblitzen, kalt wie ein Eis. Eine rasche, sichere Bewegung. Und Lahoon spürte, wie die Quelle seines Körpers für Verlem sprudelte, im Rhythmus seines Herzens. Das Blut rann aus seinen Adern und Lahoon ließ es ziehen, wie einen Fluss auf seinem ewigen Weg zum Meer. Er ließ sich fortwaschen, mittreiben, heimtragen in den Ozean der Entspannung und Erlösung, der ihn umfing.

Bekanntmachung

der Kontrolleurin für Lernlauben
Kreis Behrlem

an die

Kadettenschule der Klinge Yurvanias
und alle Kadetten und Beschäftigten

o) Keine Anweisung darf Gesundheit oder Leben der Kadetten gefährden. Dies gilt auch für Anweisungen im Zuge von Korrekturen.

o) Wenn ihr derart gefährliche Order erhalten solltet, befolgt sie nicht.

o) Wenn ihr erfahrt, dass andere solche Order erhalten haben, helft ihnen, sie nicht zu befolgen.

o) Berichtet alle Vorkommnisse dieser Art an die Kontrolleurin des Landes.

Die Kontrolleurin wird der Kadettenschule der Klinge regelmäßige Besuche abstatten.

Bitte berichtet alles, was von Interesse sein könnte, auch kleine oder unbewiesene Vorfälle, an die Kontrolleurin. Nachrichten können in der versiegelten Box hinter der Küche deponiert werden.

In dringenden Fällen bitte die Kontrolleurin direkt und sofort kontaktieren.

Unleha ließ das Blatt sinken und sah Rebonya mit großen Augen an.

»Diese Zettel sind in der ganzen Burg aufgehängt worden. Sogar in jeder Kadettenkammer!« Rebonya amüsierte sich königlich. »Außerdem hat die Kontrolleurin all das noch einmal mündlich gesagt, in einer Rede vor allen Kadetten. Vor allen, die nicht gerade dringend für die Dämonenabwehr in der Stadt gebraucht wurden«, schwächte Rebonya ab. »Das waren also weitaus weniger. Aber egal.« Rebonya grinste. »Die Rede hat stattgefunden. Und Berqar musste das mit anhören. Mit einem derart steinernen Gesicht, dass sie ihren Unwillen und Widerspruch nicht deutlicher hätte zum Ausdruck bringen können. Aber trotzdem. Sie musste diese Rede zulassen.«

Rebonya rutschte auf der engen Bank neben Unleha hin und her. »Das allein fühlt sich schon wie ein riesiger Triumph an.«

Unlehas Hütte war wie immer vollgestopft mit magischen Utensilien aller Art. Rebonya pflückte einen Zauberstab aus dem Tohuwabohu heraus und drehte ihn zwischen ihren Händen. »Die Kontrolleurin hat mit allen einzeln gesprochen«, berichtete sie. »Sehr weise. Und sie hatte ein schlaues System, wie sie es so macht, dass niemand sehen konnte, wann und wo du wieder heraus kommst. So dass niemand wusste, wer stundenlang drinnen war und wer sofort wieder gegangen ist.« Rebonya nickte anerkennend. »Sehr sinnvoll, in Anbetracht der Situation. Niemand in der Kaserne will als Verräterin dastehen, als diejenige, die der Kontrolleurin alles erzählt hat.«

Rebonya strich mit dem Finger über die Spitze ihres Zauberstabes. Der eingelassene Amethyst schimmerte geheimnisvoll im Zwielflicht der Hütte. »Aber trotz all dieser Mühe wird sich nicht viel ändern. Ja, diese Bekanntmachungen werden einige Zeit an der Wand hängen, weil es Vorschrift ist. Aber alle wissen, was sie diesbezüglich zu denken und zu sagen haben. Wir müssen unsere Verachtung für die Aushänge zur Schau stellen. Öffentliches Spucken wird ermutigt.«

Rebonya machte einen plötzlichen Ausfall, das Ende ihres Stabes bedrohlich wie eine Degenspitze gegen den Arbeitstisch gerichtet. Wolken aus feinstem Glas erzitterten. »Wir stehen alle noch immer unter Berqars Kommando. An der Struktur hat sich nichts geändert. Wir sind nicht frei. Nicht gleich. Wir sind noch immer Untergebene, eingesperrt in einem System aus Herrschaft und Gehorsam.«

Rebonya ließ von den halbfertigen Traptionen ab und sank zurück zu Unleha auf die Bank. »Aber es gibt jetzt einen dünnen Riss in Berqars Macht. Ein winziges Loch. Einen kleinen Zettel, der besagt, dass ihr Reich auch Grenzen hat. Dass eine andere Art zu denken möglich ist.«

Ein breites Grinsen zog sich über ihr Gesicht. »Befolgt eure Order nicht.« Helft anderen, ihre Order nicht zu befolgen.« Rebonya platzte beinahe. »Du hättest Berqar sehen sollen! Ich hätte mich die ganze Zeit auf dem Boden wälzen können vor Lachen! Oder laut schreien vor Freude.«

* * *

In den dunklen Stunden vor dem Morgengrauen stand Kortid allein im Ostflügel auf Wache.

Wie eine Kathedrale des Krieges ragten die Kreuzbögen über der großen Halle auf, hoheitlich und leer. Das hohle Echo seiner Schritte hallte in ihnen wider. Am Fuß der Treppe flackerte das Licht von Fackeln, leckte an den Wänden empor, ließ Nischen und entlegene Ecken schwarz gähnen. Längst vergessene Schwerter und archaische Hellebarden glänzten an den Wänden, zwischen verbeulten Brustpanzern und furchterregenden Morgensternen. Schatten über Schatten lebten hier und wisperten in der Stille. Die Gespenster alter Zeiten zogen durch die Burgmauern, hatten in den Steinen ihre letzte Unruhe gefunden.

Kortid machte kehrt. Er passierte Tür um Tür im endlosen Korridor, dachte an die, die dahinter schliefen. An ihren tiefen, gleichmäßigen Atem, an die weichen Körper, die geschlossenen Augen. An das Vertrauen, das sie in die Ruhe der Nacht hatten.

Kortid biss die Zähne zusammen.

Zwischen den Eisenstäben des Fensters schaute ein blasser Mond herein, zu einer schmalen Sichel geschrumpft, fast verschwunden. Sein Licht hinterließ kaum eine Spur auf den grauen Steinen.

Der Gang lag lang und schweigend vor Kortid. Magische Laternen brannten in großen Abständen entlang der Wand. Ihr matter Schein betonte nur die Finsternis in den Zwischenräumen. Wie ein bodenloser Ozean drohte die Nacht, barg monströse Ungeheuer, die das schwache Licht eines fernen Leuchtturms niemals erreichen würde.

Kortids Faust schloss sich fester um das magische Schwert. Er sprang zu den Ecken, stellte sich den Schatten. Sein Herz schlug laut in der Brust. Kortid senkte das Schwert und ließ den blauen Schein die Dunkelheit durchdringen, um alle fremdartigen Wesen ans Licht zu bringen.

Es waren keine da.

Nur die Steinfliesen des Korridors. Ein Schrank. Eine Truhe.

Kortid atmete tief aus.

Er richtete sich auf und ging weiter. Ein Fensterladen krachte gegen die Wand. Kortid fuhr herum. Und sah die dunkle Masse in der Ecke liegen. Zu Boden gesunken, verkrümmt, verstümmelt.

Kortid trat vor, stumm und hilflos wie eine Marionette, gezogen vom Horror, von der Vision eines starren, bleichen Gesichts, der Totenmaske seines Freundes.

Kortids Kopf begann zu schwimmen. Lichtpunkte traten vor seine Augen. Rasch setzte er sich und senkte den Kopf zwischen die Knie, ohne je das Schwert loszulassen. Blau und aufrecht wachte der Schein über Kortids eingerollten Körper.

Das Blut kam in den Kopf zurück. Die Schwäche verging. Kortid blickte auf, ein Bein sprungbereit angezogen. Das Licht des Schwertes erhellte die Ecke vor ihm.

Darin lag, still und schweigsam, eine zerbrochene Rittersrüstung. Schwarz und hohl gähnte der leere Helm Kortid entgegen. Beinschienen ragten in absurden Winkeln unter dem Brustpanzer hervor, Handschuhe ohne Hände zeigten verloren ins Nichts. Verstreut um die leblosen Körperteile lagen Drähte und Werkzeuge, als wären die Heilkundigen mitten in ihrer Arbeit weg gehext worden, noch bevor sie dem zerfallenen Kriga seine wahre Gestalt hatten wiedergeben können.

Kortid ließ sich gegen die Wand sinken. Er atmete tief durch. Starrte auf den steinernen Boden, ohne etwas zu sehen. Lauschte auf das Klopfen seines Herzens in der Stille der Burg.

Kortid seufzte und stemmte sich hoch. Kurz lehnte er sich gegen die Wand, dann stieß er sich ab und ging weiter, mit zusammengebissenen Zähnen und grimmigem Blick. Entschlossen, sich den Dämonen der Nacht und des eigenen Herzens zu stellen, koste es, was es wolle.

16

Das Licht der Morgensonne fiel in die Schlucht und brachte die Farben der Welt zurück.

Lahoon lag draußen im weichen Gras vor der Quelle und sah hinauf in ein schmales Stück Himmel. Er streckte eine Hand nach Verlem aus. »Ich will dich nicht verlassen. Ich habe dich gerade erst gefunden. Und eine ganze Welt mit dir. Eine Welt, nach der ich mich immer gesehnt habe, ein Leben lang.«

Verlem strich mit einem Finger über Lahoons Haar. Die wirren Strähnen flossen durch das Gras wie kleine Bäche aus Tinte, die träumend durch das Grün mäanderten. Verlem hauchte einen Kuss auf Lahoons Stirn, auf seine Wange, auf seine geschlossenen Augen. »Ich begehre deine Liebe. Sehr.« Seine Stimme war leise. »Aber ich weiß nicht, wie ich bei dir sein kann. All das ist neu für mich. Noch nie hat mich ein Mensch so sehr in seinem Leben haben wollen. Ich weiß nicht, was ich tun kann. Was es mit mir tun wird.«

Verlems dunkle Augen ruhten auf Lahoon. »Aber ich weiß, dass ich nicht Tag und Nacht bei dir sein kann. Es wäre zu viel. Ich kann es nicht halten.« Die schmalen Blätter der Deewelarque flüsterten über seinem Kopf. »Ich will zu dir kommen, aber ich muss auch gehen. In die Weite des Raumes, in den Kosmos.«

Lahoon schlang seinen Arm um Verlems Taille. »Du bist ein Wunder für mich. Ein Mysterium. Und ich will dich erkennen. Will fühlen können, wie du fühlst, sehen, wie du siehst.«

Die Deewelarque standen still und schweigsam im Schatten der Felsen, ihre ungelenken Äste knorrig und hager. Ein schwarzer Käfer krabbelte über dürre Zweige, bahnte sich mit winzigen scharfkantigen Füßen einen Weg zwischen schmalen Holzstegen und dünner Luft.

Verlems Stimme schien tief aus diesem Labyrinth der Äste zu kommen, vage und unbestimmt in Lahoons Richtung zu driften. »Es ist Magie in dir. Und in mir. Und in all den Wesen um uns.« Die Blätter der Deewelarque hielten inne. Kein Lüftchen regte sich. Nur Verlem sprach weiter.

»Vielleicht kann ich auf diese Weise mit dir teilen. Mich dir zeigen.«

Der sanfte Schein der Laterne ließ Funken in Amalais schwarzen Locken glänzen. Lahoon sah sie an. Er war mit seiner Erzählung zum Ende gekommen, nach einer langen, verschlungenen Reise mit vielen Pausen. Er hatte Bilder und Visionen mit Amalai geteilt, Musik und Stille. Hatte ihr gegeben, was er konnte.

Und sie hatte ihn gehört. In seine Arme geschmiegt hatte sie seinen Körper und seine Stimme gespürt, seinen Atem und seinen Herzschlag. Sie hatte verstanden.

So schien es Lahoon zumindest. Er streckte seine Hand nach ihr aus, berührte ihre Haut. Seine Stimme war immer noch verträumt, melodios. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich ihn so heftig liebe? Du bekommst keine Angst?«

»Habe ich Grund zur Angst?«

Lahoon schluckte eine schnelle Antwort hinunter. Stattdessen lehnte er seine Schläfe an Amalais und gab sich Zeit zu spüren, zu lauschen. Ehrlich zu sein, zu sich selbst und zu ihr, so gut er konnte. »Hast du das?«, fragte er sich selbst in einem leisen Gemurmeln. »Gibt es Grund zur Angst?«

Lahoon spürte die sanften Wellen von Amalais Atem, das Heben und Fallen ihrer Brust im Gleichklang mit der seinen. Ihre Schläfe ruhte warm an seiner Stirn, und ihre Locken zogen an seinen Fingern, als er fragend mit ihnen spielte.

Lahoon richtete sich auf. »Nein.« Seine Stimme war klar und sicher. »Kein Grund. Du wirst mich nicht verlieren. Warum solltest du? Meine Liebe zu Verlem besteht zusätzlich zur Liebe zwischen dir und mir, nicht stattdessen. Sie nimmt nichts weg, ersetzt nichts. Sie fügt nur hinzu.«

Lahoon nahm ihre Wange sanft in seine Hand. Zärtlich zeichnete er die Linie ihres Kinns nach. »Deine Präsenz in meinem Leben ist so stark, so tief. Schon so lange. Wir sind gut zusammen, sehr gut. Wie in aller Welt könnte ich mir wünschen, das zu verlieren? Dich zu verlieren?« Er zog sie an sich und umarmte sie fest, als müsste er die Gefahr ihres plötzlichen Wegdriftens abwenden.

»Und es gibt keinen Grund,« fuhr Lahoon fort. »Oder? Ungeahnte Welten tun sich vor uns auf, und wir können sie gemeinsam bereisen, du und ich. Verlem ist zu uns beiden gekommen. Unsere Leben werden dadurch nur reicher, unsere Beziehung tiefer, mit jedem Abenteuer, das wir durchleben.«

Lahoon lehnte sich an sie und sog Amalais Duft tief in seine Lunge. »Du bist mein Zuhause«, flüsterte er in ihr Haar. »Und du wirst es immer sein. Ich brauche ein Zuhause, selbst um zu reisen. Ich wäre ein Narr, würde ich meine Wurzeln abschneiden, um in den Himmel zu wachsen.«

Er küsste Amalais Schläfe. »Wir brauchen beides. Ein Zuhause und Reisen. Wurzeln und Himmel.« Lahoon sah sie hoffnungsvoll und unsicher an. »Oder?«

Amalai nickte und kuschelte sich an seine Brust. »Ja. Das brauchen wir«, schnurrte sie in die Biegung seines Halses. »Und ich kann mir kein schöneres Zuhause vorstellen als dich. Und keinen besseren Reisegefährten.«

Sie vergrub ihre Finger in Lahoons Ärmel, zwischen dem Gewebe des Stoffs und der samtigen Haut seines Arms. »Wir müssen einander nicht verlieren, wenn wir zu Verlem gehen. Wir können zusammen gehen.« Sie richtete sich ein wenig auf. »Oder, wir können zusammen sein, und beide gehen. Auch wenn wir auf etwas unterschiedlichen Wegen wandeln. Jede auf ihre eigene Art.«

Amalai lachte, sanft und tief. »Ich bin ja froh, dass ich einen Vorsprung hatte. Und Verlem zuerst allein begegnen konnte, bevor du mit dem Feuerwerk deiner Leidenschaft hier eingetroffen bist. Wer weiß, ob er mich sonst je bemerkt hätte mit meiner leisen, langsamen Art.«

Lahoon neigte den Kopf, ein schiefes Lächeln auf seinem Gesicht. »Verlem ist selbst so ruhig und leise, dass es mich sehr wundern würde, wenn er nicht zu dir gefunden hätte. Selbst wenn ich mit der Explosion meiner Sehnsucht auftauche, um ihn abzulenken.«

Seine Hand legte sich über Amalais Finger. »Es mag aber doch Gefahren geben«, fügte er zögerlich hinzu. »Einen Grund zur Angst. Denn im Moment bin ich überwältigt. Und werde das wohl noch eine Zeit lang bleiben. All meine Gefühle und Gedanken kreisen um Verlem. Er erfüllt meine Träume. Ich werde zu ihm gehen, bei ihm sein, in ihm sein, so oft ich nur irgend kann. All das ist so neu, so mitreißend. Auch wenn rund um diesen Strudel der Ozean unserer Liebe immer noch da ist, genauso groß, genauso tief: Für den Moment sind all meine Sinne auf Verlem gerichtet. Ich will mich in ihm verlieren, aufgehen in dem Wunder, das er bringt.«

Sorge lag in seiner Stimme. »Wird das für dich in Ordnung sein? Du wirst nicht leiden? Wirst du die Tiefe unserer Verbindung spüren, und dich sicher fühlen?«

Amalai sah lange in seine tiefblauen Augen. Dann zog ein schiefes Lächeln an ihren Lippen, brachte ein Grübchen in ihre Wange. »Solange ich dich kenne, warst du mit einem Fuß in der Welt der Fay. Du warst immer bei mir, und doch mit dem Blick in der Ferne, ein unerträgliches, unerfülltes Verlangen in der Seele. Nun findet dein Rufen Antwort, dein Sehnen einen Anker. Ich denke, das ist besser als zuvor.«

Ihre freie Hand fuhr durch Lahoons Haar, zog spielerisch an einer Strähne. »Du kannst Nahrung finden für den Hunger deiner Seele. Ich habe meine eigenen Quellen, mein eigenes Leben. Ich werde nicht am Fenster sitzen und seufzend auf deine Rückkehr warten. Du kannst getrost davon wirbeln, in einem Strudel aus Leidenschaft und Mysterium. Ich gehe einstweilen in den Garten. Ich sehe die Sonne aufgehen und rieche den Duft der Erde unter meinen Händen. Ich bin geborgen in einer lebendigen Gemeinschaft, und jedes junge Blatt hält Wunder genug für mich.«

Sie strich über seine samtige Wange, die grünen Schatten unter seinem Kinn. »Und ich habe sogar meine eigene Liebe zu Verlem. Auch wenn sie ruhig und langsam ist, eine sanfte Gefährtin. Sie mag aussehen wie ein Keimling, dünn und fragil. Aber die Kraft eines jeden Sprosses ist letztendlich die Kraft des Lebens selbst: riesig. Auf ihre gemächliche Art wachsen auf Dauer die größten Bäume, aus nicht mehr als einem ersten zarten Trieb. Und so bin ich gar nicht sicher, dass meine Liebe zu Verlem nicht genauso weit geht wie deine, oder noch weiter. Ich habe es nur nicht eilig.«

Lahoon lachte, tief, melodisch und glücklich. »Nein. Eilig hast du es selten.« Er ließ sich in ihre Umarmung sinken, in einen sanften, langen Kuss, in die Heimat ihres warmen, runden, erdigen Körpers.

Die Neumondnacht senkte sich langsam über den Platz vor dem Badepalast, kroch aus dunklen Winkeln und Gassen. Dicke, bauchige Wolken hingen schwer und drückend über der Stadt. Doch der Ort war noch voller Menschen.

Gureev stand Wache bei den Palasttoren, als wäre er dafür geschaffen, ein natürlicher Teil des Ensembles, eine weitere Statue mit anmutigem Körper und endloser Geduld. Kortid neben ihm war unruhig. Er sah mitgenommen aus, verbraucht, wie ein fahrender Ritter, der durch zu viele Prüfungen gegangen war, der Wüsten und Gebirge durchquert hatte ohne Rast und Ruh. Und der immer noch weiterging, mit hartem, grimmigem Blick, entschlossen, sich dem unbesiegbaren Feind, der unschaffbaren Aufgabe zu stellen.

Jedes Paar Wachen hatte immer nur ein Schwert, und Gureev spürte die Verantwortung, die darin lag, es zu tragen. Er wäre derjenige, der kämpfen müsste, während Kortid die Menschen rundum in Sicherheit brachte.

Falls das je notwendig werden sollte. Bisher schienen ihre Abende in Behrlem endlos weit davon entfernt. Die Krigas hielten Wache an den Straßenecken und manchmal kamen Leute zu ihnen, um sich über ihre Anwesenheit zu beschweren. Aber meistens nicht einmal das. Meist standen sie einfach nur da, stundenlang, und wurden von allen ignoriert bis irgendwann die Nacht hereinbrach und die Schicht zu Ende ging. Es fühlte sich eher öde an.

Aber vielleicht war das genau das Wesen der guten Wache, sagte Gureev sich ermutigend. Sie stand da, Stunde um Stunde, Tag um Tag, scheinbar vergeblich, und durfte doch nie nachlassen, nie müde werden. Musste hellwach bleiben für den einen Augenblick, wo sie plötzlich handeln musste wie der Blitz. Um Leben zu retten. Und das ewige ungewisse Warten auf den einen Moment, der vielleicht nie kommen würde, war ein Teil dieser Prüfung.

Gureev atmete tief durch und ließ seinen Blick über den Platz schweifen. Badegäste schlenderten durch die Tore des Palastes, ein Handtuch über der Schulter. Sie standen in kleinen Gruppen in der Abenddämmerung beisammen und plauderten, oder verschwanden in

den Gassen am hinteren Ende, wo die Fenster der Häuser nach und nach mit dem matten Schein magischer Laternen zu leuchten begannen. Hohe Bäume säumten den Platz. Ihre großen, mächtigen Kronen flüsterten unruhig.

Plötzlich riss ein stürmischer Windstoß an den Kleidern der Leute, so heftig und brutal, dass alle Gespräche abbrachen, alles Lachen verstummte. Erschrocken blickten die Menschen um sich.

Die Bö verebbte, doch das Rascheln der Bäume wurde lauter, drohender, wuchs an zu einem unheimlichen Brausen, jenseits von allem, was ein Baum auf Erden je hervorbringen konnte. Zwischen den schwarzen Stämmen wirbelten Geister aus Staub auf, heulten dünn und jammernd, ein hohes, hohles Klagen. Finsternis troff von den Ästen, floss über die Erde wie flüssiges Pech, sammelte sich in einer blubbernden Pfütze aus Albtraum und Nacht.

Fassungslos starrten die Menschen auf den dunklen See in der Mitte des Platzes. Die formlose Masse kochenden Teers begann sich zu erheben, einen Körper zu bilden, eine Gestalt, der trotz ihrer äußeren Form nichts Menschliches anhaftete. Mit vagen Konturen, noch halb zerfließend, drehte das Wesen den Kopf.

»Dämon!« Kortids Warnung gellte über den Platz. »Dämon!!!«

Seine Stimme überschlug sich, wurde unwirklich hell und heiser, als wäre selbst sie ein Schrei aus der Geisterwelt.

»Alle in Deckung!« Kortid packte den ersten Mann neben sich am Arm und schob ihn grob zum Palasttor. Dann wirbelte er herum, um sich einen Überblick zu verschaffen. Am hinteren Ende des Platzes flohen Leute in die Gassen oder kauerten sich in Hauseingängen zusammen. Vor dem Palast rannten manche auf die Tore zu, doch andere standen stocksteif da, hilflos und gelähmt. Sie starrten auf den wachsenden Dämon wie ein Kaninchen auf die Schlange.

Mit einem Schritt war Kortid bei ihnen, riss sie vorwärts, schob sie mit harter Effizienz weiter. In kürzester Zeit hatte er die unschlüssige Menge in den Palast manövriert. Das Echo seiner Schreie hing über dem Platz wie ein Omen. Die Luft schien gefroren.

Der dämonische Schatten glitt vorwärts. Langsam und lautlos näherte er sich dem Tor.

Das Lichtschwert schoss in seinen Weg, ein heller blauer Strahl inmitten der Finsternis. Gureev kannte keine Gedanken, keine Worte mehr. Sein ganzes Sein war nur noch auf den Dämon gerichtet, auf das Wabern der kochenden Dunkelheit vor ihm. Jeder Muskel seines Körpers war gespannt, elastisch, bereit zum Kampf.

Gureev trat vor, das Schwert hoch erhoben.

Wie Kontrahenten in einem Duell, wie ewige Feinde vor der finalen Begegnung standen die beiden sich gegenüber, einsam und allein inmitten der leeren Sandwüste des Platzes.

Die Gestalt floss vorwärts in einer seltsamen, unwirklichen Bewegung, hielt aber vor Gureevs Schwert inne. Sie zögerte. Das unheimliche Wimmern hob wieder an, wurde höher, dünner, fast unerträglich in seiner jammernden Klage, seinem gespenstischem Schmerzensschrei.

Finsternis quoll aus dem Dämon hervor, schwarze Ranken, die hungrig und suchend in die Luft griffen.

Er driftete zur Seite, um in einem weiten Halbbogen an die Palasttore zu kommen. Gureev ging Schritt für Schritt mit, vollkommen synchron. Jeden Moment hielt er das strahlende Licht genau zwischen den Dämon und die Zuflucht der Menschen, eine Schutzlinie so stark, so präzise, so unfehlbar wie sie nur sein konnte. Der Schatten schwankte hin und her, auf der Suche nach einem Durchlass. Doch er fand keinen.

Dann war die Zeit des Zögerns vorbei. Die Geduld des Dämons fand ein Ende. Er zog sich ein Stück zurück und wuchs mit einem durchdringen Kreischen an zu einem Riesen, zu einem hohen, dünnen Gespenst, dass über Gureev in den Himmel ragte wie ein Raubvogel, bereit zum Stoß.

Gureev hob sein Schwert.

Als der Schatten auf ihn niederfuhr schlug Gureev zu. Seine Klinge fuhr durch den Dämon wie durch Luft. Die Wucht des eigenen Schlages warf Gureev vorwärts, doch er fing sich leichtfüßig ab, drehte sich halb kauern um, die Knie gebeugt, den Rücken gespannt.

Aber der Dämon war getroffen. Wimmernd und zuckend krümmte er sich zusammen. Gureevs Hieb ins Leere war ein Schnitt des Lichtes in die Dunkelheit gewesen. Er hatte Wunden geschlagen.

Verzweifelt bäumte sich der Dämon noch einmal auf. Eine schwarze Tentakel griff nach Gureevs Hand. Doch Gureev hieb den Fangarm mit einem schnellen Schlag ab.

Die Schattengestalt brach in sich zusammen. Schrill kreischend wand sie sich auf dem Boden. Ströme aus heißem Pech flossen aus den Wunden, formten Pfützen im Staub, versickerten in den Ritzen. Die gespenstische Erscheinung versank. Starb, oder floh.

Gespenstische Stille blieb zurück.

Die ersten Gesichter schauten aus dem Badepalast hervor.

»Kopf runter!!!«, brüllte Kortid. Er war weiß wie Schnee. Sein ganzer Körper zitterte. Die Macht des Dämons hatte von ihm Besitz ergriffen. Und breitete sich von da langsam aus. Unaufhaltsam erfasste sie einen Menschen nach dem anderen, ein kalter Nebel, der tief in die Knochen kroch. Und dort heimisch wurde.

18

Der dritte Wahltag ging zu Ende. Im schwindenden Licht des Abends gab eine letzte Person ihre Stimme ab, bestimmte mit, ob die Krigas eine Präsenz in der Stadt haben sollten oder nicht.

Dann schloss das Schreibhaus seine Pforten und machte sich an die Auszählung. Wiederholte sie, sicherheitshalber. Weil es so knapp war. Aber dann war die Entscheidung gefallen.

In Berqars Sinne.

Die Krigas würden bleiben.

* * *

»Das darf doch nicht wahr sein. Das darf doch nicht wahr sein!« Unleha fuhr sich verzweifelt mit der Hand übers Haar. »Wie konnte das nur passieren?«

Sie schlug mit der Faust gegen die Wand. Dann sank sie am Tisch nieder und stütze den Kopf in die Hände. Mit leeren Augen blickte sie hinaus.

Durch das offene Fenster drang die Abendluft herein, in sanften, milden Wellen. Ein Vogel sang süß und inniglich in den rotgoldenen Himmel, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt als das Leuchten der Wolken und die Liebe seiner Gefährtin.

Unleha ließ ihre Stirn aufs Holz fallen.

* * *

Gureev fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Was habe ich getan? Wen habe ich bekämpft? Ich habe keine Ahnung.«

Der Ritter seiner Träume gab keine Antwort.

Gureev hob einen Arm, fragend, bittend, in einer anmutigen höfischen Geste. »Ich dachte, es wäre ein Dämon, eine tödliche Bedrohung. Aber was, wenn es einfach nur ein Wesen der Anderwelt war, das ich nicht verstehe? Hat es mich überhaupt angegriffen? Oder war ich nur in Furcht wegen des Windes, des Wimmerns, der Schatten? Für mich sah alles extrem gefährlich aus; aber war es das wirklich? Wenn ein dunkles,

fremdartiges Wesen zu mir käme um Hilfe zu suchen, nicht Kampf: Würde ich es überhaupt bemerken? Würde ich verstehen?«

Gureev konnte das Gesicht des Ritters unter dem Helm nicht erkennen. Die stählerne Maske wirkte hart und abweisend.

Gureev versuchte es noch einmal. »Ich habe jemanden verletzt, vielleicht sogar getötet. Ohne zu wissen, wen.« Gureev schüttelte den Kopf. »Hun ist tot. Aber war dies der Dämon, der ihn getötet hat? Oder überhaupt irgendetwas damit zu tun hatte?«

Gureevs Blick verlor sich in den tief hängenden Wolken. Er flüsterte, unhörbar, zu sich selbst, oder zu dem weißen Ross, zu dem Ritter seiner Träume. habe ich geschlagen?«

* * *

Lahoon schritt durch die Stille der Schlucht. Sie schien leer, verlassen. Kein Lufthauch regte sich. Die Deewelarque standen karg und schweigsam da, gaben nicht den leisesten Wink mit ihren dünnen Fingern.

»Verlem?« Lahoons Stimme war nicht mehr als ein hoffnungsvolles Wispern. »Verlem?«

Seine Füße suchten sich ihren Weg über den steinigen Grund.

»Bist du da? Geht es dir gut?«

* * *

Berqar stolzierte im Offiziersraum auf und ab. Geschriene Befehle schallten aus dem Burghof zu ihr herauf, und der dumpfe, gleichgeschaltete Klang hunderter Schritte.

Berqar hob das Kinn. Breitbeinig stellte sie sich vor der Stirnwand ihres Zimmers auf, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, den Blick auf dem übermächtigen Ölgemälde. Von einem sturmgepeitschten Bergland aus blickte der General auf sie herunter, den Säbel hoch erhoben, den ewigen Kampfschrei auf seinen Lippen. Die Leichen zu seinen Füßen sahen mit verdrehten Augen zu ihm auf.

* * *

Lahoon bahnte sich seinen Weg zwischen den Felsen. Eine Eidechse floh vor seinem Schritt. Schwer und dämmrig lag der Schatten des Berges über der Schlucht, tauchte die Welt in ungewisses Zwielficht, verschmolz mit dem Dunkel, das sich unter den Blättern der Deewelarque zusammenkauerte. Und doch sah Lahoon es: den Schatten zwischen den Schatten. Die verborgene Gestalt.

Unter den knorrigen Ästen eines Dornbusches lag ein Körper auf dem Boden, eingerollt wie eine Katze, die schwarzen Roben wirr um ihn wie ein verstörter See.

»Verlem!« Mit einem Schritt war Lahoon bei ihm.

Verlem öffnete die Augen. Er setzte sich auf und hob fragend die Brauen.

Lahoon atmete tief durch.

*

Die Luft bewegte sich wieder in der Schlucht, zumindest mit einem vorsichtigen Hauch hier oder da. Sie flüsterte in den dornigen Zweigen der Deewelarque, und mischte Verlems seltsamen Duft in die Aromen der Blätter und die Stille der Steine.

Lahoon leckte sich die Lippen. Er war am Ende seiner Geschichte angekommen, und am Anfang seiner Frage. »Das Wesen zog sich aus den Schatten zusammen, entstand aus der Dunkelheit.« Lahoons Blick suchte Verlem. »Als ich dir das erste Mal begegnet bin, bist du zu mir gekommen in einer Gestalt aus Nacht und Sternenstaub.« Seine Stimme war leise, unsicher. »Warst du es? Gestern Abend vor dem Bad?«

Verlem wich Lahoons Blick nicht aus. Seine Antwort kam so vorsichtig wie die Frage.

»Nein.«

Er verharrte, still, nachdenklich. »Wie du mich das erste Mal gesehen hast, hatte mehr mit dir zu tun als mit mir.« Er sprach langsam, zögerlich. »Wenn ich allein bin, nehme ich einfach Form an. Diese Form.« Verlem deutete auf seinen Körper.

Er sah Lahoon an. Dann verschwand er. Lahoon starrte in die Luft, in den leeren Raum, wo Verlem gerade noch gesessen hatte. Sein Blick fiel auf Gras und Steine, auf struppige Kräuter, auf den eckigen Flug eines Insekts. Dann wurde die Luft schwer und dunkel. Ein Schatten hing darin, eine Finsternis, die sich verdichtete, tief und schwarz wurde bis sie sich in einem Wirbel aus Nacht um den feinen silbrigen Schimmer in ihrer Mitte zusammenzog. Und Verlem wurde.

Blass und schüchtern saß er da, wie zuvor, und warf Lahoon einen vorsichtig fragenden Blick zu.

Lahoons Herz ging über. Unwillkürlich schlich sein Finger sich an den Saum der langen Robe.

Verlems Augen waren dunkel, voller Warten, voller Lauschen. Er beugte sich vor und hauchte einen Kuss auf leicht geöffnete Lippen.

Seine Berührung war flüchtig gewesen, federleicht, und doch sandte

sie Wellen der Sehnsucht über Lahoons Haut, und glühende Funken durch sein Blut. Sein ganzer Körper drehte sich zu Verlem, einer unwiderstehlichen Anziehung folgend, und sank neben ihm nieder mit einer Bitte, einem Ruf, einem unauslöschlichen Verlangen.

Verlem kam zu ihm wie eine Wolke aus Sternenlicht.

*

Die schattige, feuchte Luft der Quelle umspielte Lahoons Haut, liebte ihn mit ihren kühlen, flüchtigen Fingern. Er blieb ruhig liegen, blickte in den schmalen, hohen Himmel über sich, fühlte Verlems Nähe.

Langsam kehrten Lahoons Gedanken zurück. Sie liefen gemächlich auf den vertrauten Pfaden seines Inneren auf und ab und fanden dort Fragen, die noch offen herumlagen.

Lahoon setzte sich auf. »Der Schatten vor dem Bad«, murmelte er leise, während seine Finger Linien auf den Boden zeichneten, ein Muster aus Rätseln. »Wenn du es nicht warst«, hob seine Stimme sich unsicher, »wer dann?«

Verlems Blick wanderte durch die Schlucht, durch eine Landschaft aus Dornbüschen und Felsen. Eine grüne Schlange lugte hervor und verschwand sofort wieder.

»Wer?« Verlems Frage saß zu seinen Füßen wie ein weiteres kleines Tier, zu Hause zwischen Steinen und knorrigen Wurzeln. Verlem streckte die Hand aus und hielt ganz still, so als könnten seine Finger die verschwundene Schlange wieder ans Licht bringen, sie aus ihrem unsichtbaren Versteck locken. Aber sie zeigte sich nicht.

»Ich weiß nicht, wer. Nicht wer, und nicht warum.«

* * *

Die hohen Farne schwankten, strichen über den bröckelnden Putz der Hütte am Rande der Badegärten. Ein winziges Glühwürmchen stieg in die Abenddämmerung, schwebte wie ein einsames Feenlicht in einer Brise aus Traum und Mittsommernacht.

Im Inneren der Hütte hatte Unleha etwas Platz geschaffen zwischen schimmernden Kristallen und großen Pergamentrollen, zwischen magischen Instrumenten und Wolken aus gesponnenem Glas. Gerade genug Platz für zwei Personen. Das matte Licht fing sich in den Perlen ihrer Zöpfe und umgab Unlehas schwarzes Gesicht mit einem Kranz aus leuchtenden Farben. Sie hob fragend die Brauen. »Und? Kommst du mit?«

Rebonya nickte. »Ja, klar. Wenn du meinst.« Aber sie zögerte doch. »Es sind nur die beiden, richtig? Sonst niemand?«

»Nur Amalai und Lahoon. Und du und ich. Sonst niemand.«

Rebonyas Nicken wurde entschlossener. »In Ordnung. Gehen wir.« Sie hopste von der Bank und drückte die Tür zum überwucherten Garten auf. Eine dünne, blasse Mondsichel stand tief am Himmel.

Die Anspannung war noch nicht ganz von Rebonya gewichen. Aber sie zauderte nicht mehr. Mutig ging sie voran auf dem Weg durch das Dickicht. Und ließ sich dann von langer Übung und Gewohnheit übermannen. Sie duckte sich und huschte unsichtbar wie ein Schatten von Busch zu Busch, von Deckung zu Deckung, auf ihrem eigenen geheimen Weg in den Kräutergarten.

*

Das sanfte Licht der Laterne ließ den Holzboden in Amalais Werkraum in warmen Brauntönen schimmern. Lahoon legte ein weiteres Kissen für Rebonya in den Kreis um den niedrigen Tisch. In den Regalen glänzten Fläschchen und Ampullen, und ein würziges Aroma driftete durch die trocknenden Büschel zwischen den Balken, ein Geruch zwischen Sommerheu und Waldesgrün, zwischen Teekanne und Hexengebräu.

Mit glänzenden Augen machte Rebonya es sich neben Lahoons samtig blauen Beinen gemütlich.

»Es sind massenhaft Leute ins Schreibehaus gekommen«, wetterte Unleha. »Massen! Genau am letzten Tag. Wo gerade noch Zeit für sie war, ihre Stimme abzugeben. Und keine Zeit für uns, weitere Leute aufzutreiben.«

Unleha kochte. »Die Krigas wären ganz sicher abgewählt worden. Wenn es nach dem Willen der Bevölkerung ginge, säßen sie jetzt schon wieder in ihrer Kaserne. Aber so... Alle dachten, es ist eh klar, wie die Sache ausgeht. Warum sich die Mühe machen, für die Abstimmung ins Schreibehaus zu gehen? Und so ist die große Mehrheit zu Hause geblieben. Die Mehrheit, die die Krigas weghaben will. Nur die panische Minderheit, die an dem Abend beim Badepalast war, oder sich von Horrorgeschichten hat mitreißen lassen – die waren alle da! Die sind abstimmen gegangen. Und das haben wir nun davon.«

Unleha stellte ihr leeres Teeglas weit hinter sich auf den Boden, wie um es aus der Gefahrenzone zu entfernen. Sie schlug allerdings trotzdem nicht mit der Faust auf den Tisch.

Amalai zerrieb gedankenvoll Samen in ihrem Steinmörser. »Ja«, murmelte sie. »Es sieht sehr verdächtig aus. Wie ein abgekartetes Spiel. Eine gekonnte Dramaturgie. Mit nichts als Illusionen dahinter.«

»Nichts als Illusionen! Das ist doch wohl klar!« Unleha schnaubte.

»Was denn sonst? Wir wissen doch alle, dass es keine Dämonen gibt auf dieser Welt.«

Amalai neigte nachdenklich den Kopf zur Seite.

Lahoon senkte den Blick auf seine Hände.

Aber Unleha polterte weiter, ohne irgendwelche Anzeichen des Zögerns bei den anderen zu bemerken. »Ein Magja hat Illusionen heraufbeschworen, um die Leute zu verängstigen, ganz wie in alten Zeiten. In Angst versetzen, und dann manipulieren, so dass sie seinen Willen tun.« Unleha schlug sich heftig auf den Schenkel. »Und es hat funktioniert! Ich kann es nicht fassen! Ich könnte schreien vor Wut!«

Sie schrie nicht. Nicht wirklich. Aber es war verdammt nahe dran. »Wie konnten die Leute nur so blöd sein? Wegen eines Trugbilds in Panik verfallen, und dann Berqars Wünsche erfüllen?« Unleha zitterte vor Empörung und Fassungslosigkeit.

»Es ist ein böses Zeichen.« Lahoons Lippen waren blass. Mit grimmiger Entschlossenheit schnitt sein Messer durch die letzte Cassavawurzel. Er legte sie ins Wasser und stand auf, um unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. »Es zeigt, dass System dahinter steckt. Es ist kein Zufall, dass Berqar diesen Notstand ausgerufen hat, diese Dringlichkeit simuliert, die Wachen in der Stadt rechtfertigen würde. Das war keine spontane, isolierte Aktion von ihr. Sie hat einen Plan. Und mindestens einen Verbündeten. Ich weiß nicht, worauf sie letztlich abzielen. Aber ich bin sicher, dass es mehr ist, als Krigas für kurze Zeit an Straßenecken zu positionieren. Viel, viel mehr.«

Lahoon drehte sich weg und rieb über seine Arme, als müsste er ein Zittern unterdrücken. »Sie werden die alte Ordnung zurück bringen wollen. So weit sie können.«

Amalai nickte und fuhr mit der Hand durch ihre kurzen schwarzen Locken. »Wir dürfen uns nicht nochmal überraschen lassen. Wir müssen viel besser verstehen, was eigentlich los ist. Welchen Plan Berqar ausheckt.«

Amalais große braune Augen ruhten auf Rebonya. »Das ist der Grund, warum wir dich gebeten haben, zu kommen. Einer der Gründe. Weil du im Inneren der Kaserne bist, und mehr hörst und siehst als wir alle zusammen. Vielleicht kannst du die Puzzlestücke zusammensetzen.«

*

Amalai goss heiße braun-grüne Brühe in die kleinen Teegläschen. Ein würziges Aroma stieg auf. »Natürlich werden wir eine neue Abstimmung anberaumen«, stellte sie fest. »Verschwörung hin oder her. Was auch immer Berqar im Schilde führen mag, wir werden auf jeden Fall noch einen Anlauf nehmen und die Krigas schlichtweg abwählen.«

»Das geht nicht.« Unleha schüttelte den Kopf. »Du kannst nicht sofort eine neue Abstimmung zum selben Thema ansetzen. Du musst zumindest einen Mond lang warten, bevor du überhaupt einen neuen Anschlag aushängen darfst. Und dann nochmal einen halben Mond bis zur Auslotung, wo hoffentlich genug Leute auftauchen um zu bestätigen, dass es Interesse gibt an einer neuerlichen Abstimmung.«

»Ja«, stimmte Amalai unbeeindruckt zu. »Und wenn die Auslotung genug Resonanz gebracht hat, dann dauert es nochmal einen halben Mond bis die Abstimmung beginnt.« Sie schob ein dampfendes Glas zu Rebonya. »Na und? Ich habe nicht vor, Behrlem zu verlassen. Ich werde immer noch da sein, beim nächsten Neumond und Vollmond und nochmals Neumond. Ich kann warten.«

Unleha knirschte mit den Zähnen. »Ich nicht. Ich will die Krigas weghaben, am besten heute, wenn schon nicht gestern.«

Lahoon schenkte ihr ein schiefes Grinsen. »Da bin ich auch dafür.« Er legte seine Finger aneinander. »Nichtsdestotrotz. Solange wir keine Ahnung haben, wie wir das hinkriegen, sollten wir uns vielleicht an Amalais Plan halten.«

»Aber werdet ihr die nächste Abstimmung gewinnen?«, fragte Rebonya. »Wird es nicht wieder so laufen wie letztes Mal?«

»Ganz sicher nicht! Dafür werden wir sorgen!« Unleha spuckte die Worte geradezu heraus. »Wir werden nicht noch einmal hereinfallen! Wir werden Berqars Plan verhindern. Und das heißt, unter anderem, dass wir eine neue Abstimmung ansetzen. Aber das allein wird nicht reichen. Wir müssen mehr tun, viel mehr. Das Problem ist nur: wir wissen noch nicht, was.«

* * *

»Gureev?« Rebonya fragte vorsichtig, zögerlich. Fast ein wenig bittend.

Gureev blickte von seinem Buch auf.

»Wer weiß sonst noch von deiner Familie? Außer mir und Berqar, meine ich. Hast du es noch jemandem erzählt?«

Gureev schüttelte den Kopf.

Rebonya sah ihn unsicher an. »Wäre das in Ordnung? Würde es dir etwas ausmachen? Wenn ich es noch jemandem sage? Einer Freundin?«

Gureev stand ruckartig auf. »Nein. Das wäre nicht in Ordnung. Ja, es würde mir etwas ausmachen.« Er sah Rebonya scharf an. »Wie kommst du denn auf solche Gedanken?« Er schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Wenn ich sehe, wie sich das hier ausgewirkt hat, beginne ich zu verstehen, warum es hierfür Regeln gibt. Ich hätte es dir nie sagen sollen. Es nicht zugeben, auch als du es praktisch schon allein heraus

gefunden hattest. Du hast mich seitdem nie mehr als Gureev gesehen, sondern immer nur als ›den Feudalen‹. Und dass du Feudale nicht leiden kannst ändert daran überhaupt nichts. Du nimmst es genauso wichtig wie Berqar, wenn nicht noch mehr. Du hast mich einfach in eine Kategorie eingeteilt, auf Basis meiner Herkunft.«

Rebonya starrte auf ihre Füße, die Finger in den Laken vergraben. Schließlich schaute sie auf. Aber ihr Blick glitt immer wieder von Gureevs Gesicht ab und blieb in der Luft hinter seinem Kopf hängen. »Soweit ich weiß, habe ich mich dafür schon entschuldigt«, murmelte sie durch zusammengebissene Zähne. »Für den Teil, der daran wahr ist. Außerdem versuche ich bereits, es anders zu machen. Und egal, ob du findest, dass ich mich gut genug anstelle, ich werde es weiterhin versuchen.« Rebonya wandte den Kopf trotzig zur Wand. Angespannte Stille machte sich breit.

»Tut mir leid«, sagte Gureev schließlich. Die Worte schwammen mühevoll durch die dicke Luft. »Ich wollte dich nicht attackieren.« Er räusperte sich. »Es ist mir klar, dass du dich bemühst. Und es hat sich ja auch geändert. Wir sind immer noch in vielem uneins. Aber wir können reden, wie normale Menschen. Es ist wirklich schon viel besser geworden.«

Er schwieg.

Rebonya drehte sich zu ihm um. Diesmal blieb ihr Blick ohne Mühe auf seinem Gesicht, begegnete seinen Augen.

Gureev strich sich mit der Hand über die krausen Locken. »Ich möchte das nur nicht ständig haben. Wenn Leute von meiner Familie wissen und die einen mich als Feudalen hassen, während die anderen mich als Prinzen verehren, dann habe ich überhaupt keinen Raum mehr, wo ich einfach Gureev sein kann. Oder herausfinden, was das überhaupt heißt.« Er sah Rebonya fast bittend an. »Ich brauche Luft zum Atmen. Wenn andere mich so sehr in Kategorien stecken, wie kann ich jemals frei sein?«

19

Kaltes, klares Wasser sickerte durch die Tiefen der Berge, zwängte sich durch haarfeine Risse, bis es schließlich hell und funkelnd hervorsprudelte, ins Freie, ins Licht.

Verlem drückte die Holzschüssel fest gegen die Felswand. Die Schale war nun schon halb voll, hielt einen winzigen See aus reinstem Quellwasser in ihrem Inneren. Verlem zog sie so ruhig zurück, dass kaum eine Welle ans Ufer schlug. Ohne Eile drehte er sich um und schritt zu dem großen, flachen Stein, der im Schatten der Deewelarque auf dem Boden ruhte wie ein Altar.

Lahoon folgte wortlos, geleitet vom lauten Hämmern des Herzens in seiner Brust. Dornen kratzten seine Schulter, als er sich Verlem gegenüber aufstellte und gemeinsam mit ihm auf die Knie sank.

Sorgsam ließ Verlem die Schale in der Mitte des Schreins zu ruhen kommen. Die Wasser gaben leise Zeichen, dann wurden sie still. Verlem legte den Kopf in den Nacken und reckte sich himmelwärts, die Arme hoch erhoben. Ein feiner Ton brach aus seiner Kehle, fast unhörbar hell, während seine zierlichen Finger unsichtbare Zeichen in die Luft woben. Zuletzt kamen sie in einem runden Bogen zusammen, kreuzten sich vor der Brust und verharrten einen Moment, bevor Verlem sich der Deewelarque zuwandte und tief in ihre dornigen Zweige griff. Als er die Hand zurückzog, lag eine weiche Beere darin. Unter dem sanften Druck seiner Finger sprang sie auf und verströmte ihr unbändiges Aroma, wild und verlockend, fremdartig und süß. Mit einem leisen Wort ließ Verlem die schwarze Perle ins Wasser fallen, und die Ranken ihres Tintenblutes begannen durch die Klarheit zu driften wie verworrene Geister eines Orakels.

Verlem hob einen von Saft geschwärzten Finger und schrieb ein brennendes Mal auf Lahoons Stirn, genau wie auf seine eigene.

Lahoons Atem ging schwer. Seine Fingerspitzen lagen an Verlems Schläfe, diesem feinen Portal aus zartem, zerbrechlichem Knochen.

Ihre Augen trafen sich. Schweigend verneigten sich die beiden, bis ihre Stirnen sich berührten und ihre Blicken in die Tiefe des Wassers fielen. Es lag nun wieder still und klar, durchsichtig, unsichtbar. Auf der glatten Oberfläche tanzte das Licht. Der Himmel rief die Wasser an und wurde halb erhört: aufgenommen, zurückgeworfen, wieder eingefangen. So wie die schweren Felsen, die tanzenden Blätter der Deewelarque. Die ruhige Transparenz der Schale sah alles, nahm alles auf. Und behielt nichts.

Ihre Körper vereint in der andächtigen Pose aus Gebet und Magie, ließen ein Terrenmensch und ein Fay ihre Blicke versinken in der Klarheit des Wassers, in den Tiefen von Leere und Vision.

}} Die Welt lag im Dunkel. Ein eisiger Wind heulte durch die Kronen der Bäume und durchzog den ganzen Wald mit einem jammernden Klagelied.

Der Körper einer Frau lag mitten auf dem Pfad, leblos, leichenblass. Ein paar Tropfen Blut waren ausgeronnen, zu Beginn, als sie versucht hatte, sich zu wehren. Dunkle Flecken auf ihrem Kragen waren geblieben. Ansonsten gab es nur zwei kleine, rote Punkte auf ihrem Hals.

Er zog sich zurück, satt und zufrieden. Nun konnte er wieder in die Weite gehen, in die Ruhe, in die Unendlichkeit des Kosmos.

Aber dann, nach unbestimmter Zeitlosigkeit, fühlte er es erneut. Ein Ziehen in seinem Inneren. Nagender Hunger. Und so ging er wieder auf die Jagd. Es war einfach, meistens. Schnell und leise. Nach dem quälenden Drängen unerfüllten Verlangens konnte er sich fallen lassen in die Erfüllung, in den Genuss. Die Süße der Lebenskraft spüren, die in ihn hinein floss, ihn stärkte, ihm sein Dasein schenkte.

Aber es gab einen Preis. Einen Schmerz. Einen darunter liegenden Aufruhr.

Zwei Kinder, heulend über die Leiche der Frau gebeugt. Ein Mann, der hinausrennt zu dem zusammen gesunkenen Körper eines Jungen, gleich draußen vor dem Gartentor. Die Augen des Jungen, voller Panik, voll Horror, voll unausgesprochener Bitte, kurz bevor er starb.

Tränen, Schreie, Wehklagen.

Er verschwand in den Äther. Er konnte all das nicht ertragen. Es war zu viel.

Und doch kam er wieder. Zu einem dunklen Hinterhof, getrieben von einem Hunger, der schon zu lange gewartet hatte, der in ihm wuchs und zerrte, bis es nicht mehr zu ertragen war.

Die Tür öffnete sich und ein Lichtspalt fiel heraus. Die Frau ging hinüber zu den Ställen. Und schrie einmal kurz auf, bevor sie mit einem dumpfen Laut zu Boden fiel.

Ihr heißes Blut schoss in Wellen aus ihren Adern, direkt in seine Verzweiflung. Er klammerte sich an ihre Lebenskraft wie ein Ertrinkender an ein Seil. In diesem Moment kannte er nichts anderes mehr, war völlig versunken in die Erlösung aus seiner Not.

Und bemerkte es zu spät.

Rund um ihn war die Hölle losgebrochen. Feuer. Fackeln, viel zu nah, zu schnell. Eine wilde Horde, die über den Hof donnerte, voll Hass und Abscheu, zu allem entschlossen.

Er versuchte zu fliehen, sich aufzulösen. Doch es kostete so viel Kraft, sich loszureißen von der sprudelnden Lebensquelle. Sich aufzurichten, gegen einen Sog stark wie eine Meeresströmung, wie ein reißenender Wildbach.

Es war zu spät.

Die Spitzen der Heugabel drangen in seinen Körper. Ein alles zerreißenender Schmerz durchfuhr ihn wie ein Schrei, sein eigener Schrei, schrill und fruchtbar, der Todesfluch einer Harpyie. {{{

Lahoon fuhr zurück. Die Schale wurde vom Altar geschleudert und landete mit einem Krach auf dem Boden. Die heiligen Wasser flossen in den Staub. Verlem richtete sich auf, wirr und hilflos, seine Augen noch in der Ferne, in der Vision.

Lahoons Atem kam stoßweise. Die Welt nahm nur langsam wieder Konturen an. Bilder der Schlucht kamen vage und erratisch in sein Bewusstsein. Die dunkle Deewelarque. Der steile Fels. Die Luft. Lahoon atmete tief ein.

Verlem hatte sich inzwischen soweit erholt, dass er Lahoon ansehen konnte.

»Was war das?«, flüsterte Lahoon, seine Stimme schwach, brüchig. »Ist das alles geschehen?«

Verlem saß still und aufrecht neben dem Altar. Er neigte den Kopf, eine fast unsichtbare Geste der Demut, der Offenlegung, der Wahrheit. »Das ist, was war. Was ich getan und gefühlt habe. Wie es war, wer ich war, als mir nicht in den Sinn kam, dass es jemals etwas anderes geben könnte.«

Eine müde Brise wehte von den Bergen herunter. Die Kräuter auf der Dachterrasse nickten ein gelassenes Willkommen und woben ihre eigenen Düfte in den aromatischen Hauch, den ihnen der Gruß des Hochlands brachte.

»Aber wir müssen wirklich etwas auf der Piazza machen!« Unleha schlug sich auf den Schenkel. »Wir müssen die Leute anstacheln. Aber richtig, so dass echt Massen auftauchen am Tag der Auslotung!«

Mit dem Ellbogen schubste Lahoon den Stopfkorb zu Rebonya hinüber, ohne seinen eigenen Faden zu verlieren. Rebonya angelte sich einen löchrigen Socken heraus.

Amalai neigte den Kopf zur Seite. »Vielleicht.« Sie blinzelte in den sonnigen Himmel über der Dachterrasse. »Aber es sollte in einer anderen Stimmung sein. Nicht einfach noch eine Runde Wut und Angst.«

»Sondern?«, brummte Unleha. »Sollen wir vielleicht Witze machen?«

Amalai grinste. »Warum nicht? Wäre das so schlecht?« Sie stupste ein Wollknäuel mit ihrer Nadel. »Warum kann nicht alles etwas leichter und lockerer sein? Spielerisch, fröhlich. Freundlich und geduldig. Vertrauensvoll und tolerant.«

Lahoon rollte seine fertigen Stutzen zusammen und grunzte unwillig. »Ich bringe keinerlei Geduld oder Toleranz auf für die Krigas.« Er hielt inne. Sein Blick wanderte zu Rebonya. »Anwesende ausgenommen, natürlich.« Seine Ohren waren von blau zu violett gewechselt und er räusperte sich verlegen. Ein selbstironisches Grinsen stahl sich auf seine Lippen. »Nicht schlecht.« Seine Augen funkelten schon wieder. »Hier kann ich ja noch richtig etwas lernen. Es beginnt, mir zu gefallen.«

Rebonya zwinkerte ihm spitzbübisch zu.

Aber Unleha ließ sich nicht ablenken. Ungeduldig zog sie an ihrem Faden. »Wir sollten Versammlungen auf der Piazza abhalten.« Sie wandte sich halb um zu Rebonya. »Ohne Beteiligung der Kriga unseres Vertrauens, muss ich leider sagen.«

»Sei da mal nicht so sicher«, grinste Rebonya zurück. »Womöglich bin ich die ganze Zeit dabei. Wenn ich das Glück habe, zur rechten Zeit am rechten Ort Wache zu schieben, dann stehe ich mitten in eurer Party.«

»Eine Party?« Amalai sah Rebonya nachdenklich an. »Wie ein Fest, eine Feier?« Sie wandte sich zu Unleha, dann zu Lahoon. »Wie ein Kirtag? Wie ein gemütlicher Abend auf der Piazza? Mit Leckereien und Amusements?«

»Mit Musik«, warf Lahoon ein, den Blick auf Amalai gerichtet.

»Mit Musik«, stimmte Amalai zu.

Lahoon strahlte Unleha an. »Was meinst du? Ich könnte ein Konzert auf der Piazza geben. Oder zu gemeinsamem Improvisieren einladen. Es würde ein paar Leute anziehen. Das wäre doch gut?«

Unleha klopfte ihm auf die Schulter. »Sehr gut. Auch wenn ich deine Lieder nicht mag, wie du weißt. Aber anderen Leuten gefällt's, und wenn die alle kommen, haben wir viel gewonnen.«

Unleha tippte nachdenklich mit der Fingerspitze an ihre Lippen. »Eine meiner Geliebten wollte sowieso eine Samentauschbörse organisieren. Das wäre ideal. Wir kombinieren das. Und nehmen noch ein paar lustige Dinge dazu, bei denen Leute mitmachen können. Dann kommen sicher viele, spielen, bummeln und haben alle Zeit der Welt, kurz mal eben ins Schreibhaus zu gehen und eine Stimme abzugeben. Wir brauchen es ihnen nur noch vorzuschlagen.«

Lahoons Augen leuchteten, als er sich an Amalai wandte. »Da bitte! Du wolltest eine Stimmung, die ganz anders ist als Wut oder Angst. Und da ist sie: Ein Fest. Ein geselliger, kreativer Kirtag. Das ist doch praktisch das direkte Gegenteil, oder?«

* * *

Es war noch ein gutes Stück bis zurück zur Burg. Kortid bewegte sich schnell und leise durch die dämmrigen Gassen, zielstrebig aber vorsichtig. Seine Lippen waren nicht mehr als eine dünne Linie. Die anderen Krigas waren abgebogen in Richtung Taverne, und wider besseren Wissens war Kortid allein auf dem Heimweg.

Der Tag neigte sich dem Ende zu und düsteres Zwielflicht sammelte sich in Ritzen und Nischen, in Torbögen und Gartenecken. Dunkle Schatten hingen unter den breiten Dachvorsprüngen, formten obskure Kongregationen und rauchige Vorzeichen. Aschgraue Büsche kauerten am Gassenrand wie Wegelagerer.

Böse Erinnerungen stiegen ungebeten vor Kortids innerem Auge auf. Von einem finsternen Wald, einem schwarzen Umriss, einem Dämon. Einem Wesen aus Pech und Kohle, das den letzten Lebenshauch aus Huns hilflosem Körper presste.

Kortid zog sein Schwert. Das einzige Schwert, das er hatte, eines aus hartem, kalten Stahl. Es strahlte nicht mit magischer Macht, aber als Kortid es drehte, lief das Licht der Straßenlaterne die Klinge auf und ab wie ein Versprechen, wie ein Funken Hoffnung.

Kortid holte tief Luft. Mit federnder Anspannung im ganzen Körper ging er weiter, den Blick nach vorn gerichtet, alle dunklen Nischen absuchend, alle erahnten Verstecke.

Als der Schatten sich bewegte, war Kortid schnell wie der Wind.

Sein Schwert lag an der Kehle einer älteren Frau, bevor sie ihn überhaupt bemerkt hatte.

Kortid senkte sein Schwert sofort wieder. »Ich bitte um Verzeihung.« Seine Stimme war rau und brüchig. »In der Dunkelheit sieht ein Schatten aus wie der andere. Ich halte Ausschau nach Dämonen. Jetzt ist die Zeit, wo sie kommen. In der Dämmerung. Da haben sie getötet, letztes Mal.«

Kortid räusperte sich und trat einen Schritt zurück. Seine Augen waren schmal. »Du solltest besser im Haus bleiben zu dieser Stunde.« Er nickte ominös und ging.

Starr und steif sah die Frau Kortid und seiner Klinge nach, wie sie in der Dunkelheit verschwanden.

* * *

Eine Wolke schob sich vor die untergehende Sonne und warf blaugraue Schatten über die Piazza. Rebonya stand hinter Gureev und knirschte mit den Zähnen, wie so oft. Gureev hingegen trat mit kraftvoller, fließender Bewegung vor und verbeugte sich anmutig vor dem Kriga in der Reihe gegenüber.

Berqars Befehl schallte über die Formation. Helle blaue Lichtstrahlen schossen durch die Dämmerung, Zeichen der Macht und der Hoffnung. Sie drehten, senkten, kreuzten sich, zogen schwungvoll auseinander, um sich in einem eleganten Bogen wieder zu begegnen.

Die Krigas führten die Schwerter mit der Sicherheit tief sitzender Praxis, jede Bewegung eine Routine, die in endlosem Exerzieren innerhalb des Kasernenhofs geboren worden war. Um nun hinaus zu gehen in die Welt.

Jede Nacht würde sie vor den Augen aller wiederholt werden, mitten im Herzen von Behrlem: die Wachablöse. Ein neu erfundenes Ritual, das doch den Geruch der Tradition in sich barg, den Hauch der Magie. Die Schönheit eines Tanzes. Das Versprechen einer Präsenz. Oder die furchtbare, unausgesprochene Drohung.

*

Lahoon und Amalai gingen schweigend durch die Dämmerung nach Hause. Die großen, behäbigen Häuser links und rechts setzten sich gemütlich zur Ruhe, versanken immer tiefer in schläfriger Dunkelheit, während die Farben der Welt allmählich verblassten. Goldenes Laternenlicht blinzelte in den Fenstern.

Aber vor dem inneren Auge der beiden Wandelnden tanzten noch andere Bilder, voller Schwerter und magischer Lichteerigen. »Es war wunderschön«, sagte Lahoon, Vorwurf und Verachtung in der Stimme. Mit erhobenem Arm machte er eine elegante Drehung, eine tiefe Verbeugung, eine halbe Pirouette. Dann hielt er inne. »Wie können sie es wagen, Schönheit und Zauber für so etwas zu missbrauchen!« Lahoon schüttelte empört den Kopf. »Und all das baut auf Pramus' Magie auf.«

Grimmig marschierte er weiter. »Selbst wenn all sein Blitz und Donner nur Illusion war: Pramus hat echte Magie gewirkt in jener Nacht, als er die Lichtschwerter segnete. Er hat der Wirklichkeit seinen Stempel aufgeprägt, sie nach seinem Willen geformt.«

Er drehte sich zu Amalai um, während er vor der Haustür aus den Schuhen schlüpfte. »Denn die Leute haben ihm geglaubt. Ganz sicher. Pramus' Vorstellung hat sie in ihren Bann gezogen. Zumindest manche glauben jetzt wirklich, dass die Lichtschwerter magisch sind, zaubermächtig. Und einen Dämon bezwingen können. Wie ja vor dem Badepalast bewiesen wurde.«

Nachdrücklich rieb Lahoon seine Füße in der Waschschüssel. »Der Glaube versetzt Berge. Wenn die Wahrnehmung sich verändert, wird sich auch das Verhalten ändern. Und somit hat sich die Realität verändert, auf allen Ebenen. Im Denken, im Fühlen, im Handeln. Und in allem, was dieses Handeln bewirkt.«

Lahoon entzündete eine Laterne. »Drum, sage nie, dass Pramus' Magie gar nicht existiert. Denn wir sehen die Auswirkungen ihrer Macht.«

Das sanfte Licht ließ Wellen von Grün und Meeresblau über Lahoons nackten Oberkörper laufen, als er seine Bluse über den Kopf zog. »Schau ihn dir an. Pramus. Er segnet die Krigas. Und steht klar im Bunde mit Berqar. Es kann gut sein, dass er derjenige war, der das Bedrohungsbild vor dem Badepalast überhaupt erst erschaffen hat.« Lahoon schüttelte sich. »Wie nahe am Abgrund ich gestanden habe! Wenn ich denke, wie knapp ich davor war, mich ihm anzubieten, ihn um Unterrichtung zu bitten! Ihn zu meinem Meister zu machen. Ich bin diesem Dämonenbeschwörer gerade noch um Haaresbreite entronnen.«

Ein schiefes Lächeln stahl sich auf Amalais Lippen. »Und stattdessen bist du direkt zum Dämon gegangen.«

Lahoon lachte. All die Schwere und Anspannung fiel von ihm ab wie ein nasser Umhang, der ungehindert zu Boden glitt. Lahoon legte einen Arm um Amalais Taille. »Ganz genau. Weil sich heraus gestellt hat, dass der Dämon wesentlich vertrauenswürdiger ist als der Beschwörer. Und außerdem wunderbar. Hinreißend. Umwerfend.« Seine Augen strahlten.

Amalai schmunzelte. Sie ließ ihre Fingerspitze über Lahoons Kinnlinie gleiten, bevor sie ihm einen Kuss auf die Wange drückte. »Du bist schön, wenn du verliebt bist«, hauchte sie in sein Ohr. »Sehr schön.«

Lahoon wandte sich ihr ganz zu, sein Mund so nah vor dem ihren, dass ihr Atem sich vermengte. »Gut«, murmelte er ermutigend. »Das höre ich gern.« Lahoons Finger spielten mit Amalais schwarzen Locken. Sein ganzer Körper rieb leicht gegen den ihren, als sein Wispern wie eine Liebkosung ihren Nacken entlang glitt.

»Ich stehe ganz zu deiner Verfügung.«



21

Unleha schüttelte den Kopf. »Nein.« Rund um sie zerstreuten sich die Leute, die aus dem Schreibehaus geschlendert kamen. Die meisten von ihnen waren schon seit Jahren bei den Übungsstunden der Mediaten dabei, bildeten eine vertraute Gemeinschaft kompetenter Menschen, die den Höfen, Familien und Nachbarschaften zur Verfügung standen.

Einzelne drehten sich um und winkten zu Amalai zurück bevor sie gingen.

Unleha grummelte. »Obwohl es schon gut war, das einmal zu sehen. Tolle Sache, für sich genommen. Und zu dir passt das ja auch. Du kannst Redekreise und so weiter halten. Ruhige Runden mit tiefem Zuhören, wo Leute von Herzen ihre persönliche Wahrheit teilen. Du bist ein Naturtalent bei so was.«

Unwillkürlich beschleunigte Unleha ihren Schritt. »Aber ich nicht. Ich kann nur laute, lebhaft Debatten initiieren, passionierte, streitbare Diskussionen. Nix langsam. Nix Redepause. Und Brücken bauen ist auch nicht meines. Ich will die Leute überzeugen, verdammt noch mal! Und zum Schluss die Abstimmung gewinnen! Ich will nicht bloß alle Menschen verstehen. Ich will die Krigas weghaben!« Sie kickte einen losen Stein die Gasse hinunter.

Amalai legte die Hand auf Unlehas Arm. »Das meine ich ja. Halte du deine eigenen Versammlungen ab, auf deine Weise. Leute überzeugen ist auch wichtig. Deine Energie ist einmalig, und du bist mitreißend auf eine Art und Weise, die ich nie hinkriegen würde. Es braucht deinen Geist, dein Feuer.«

Amalais Finger drückten fest zu. »Trag deine Flamme weiter. Achte dabei bloß darauf, dass du die gebauten Brücken nicht abfackelst. Dass wir zum Schluss mit tausend goldenen Kerzen dastehen, und nicht mit einem brennenden Haus.«

In der Stille der Schlucht lag Lahoon vor dem Altar auf den Knien, seine Hand um die Rundung der Holzschale gelegt. Die Deewelarque flüsterten kryptisch an seiner Seite, wisperten ihre Liturgie zu dem vertrauten Ritual.

Lahoon fühlte das Zeichen aus dunklem, aromatischem Saft auf seiner Haut brennen. Er verneigte sich, langsam und vorsichtig, bis Verlems Stirn die seine berührte. Sein Blick verlor sich in der Klarheit des Wassers, in einem durchsichtigen Spiegel, einer flüssigen Leere, die alles würde halten können.

Lahoon sank in ihre Tiefen, in die Seele eines Fay.

}} Eine friedliche Müdigkeit lag über der Welt. Die Luft war heiß und schwer, und Schweißtropfen schienen von den Mooslappen zu perlen, die matt und abgerissen in den Ästen hingen.

Seine nackte Haut schimmerte ungewiss im smaragdnen Licht des Sumpfes. Er lagerte auf einem umgefallenen Baum, dessen sterbende Krone in den Tümpel hineinragte. Graue Fische schwammen zwischen vermodernden Zweigen und Würmer gruben sich in den schlammigen Grund.

Eine Libelle saß auf einem Ast, vollkommen still. Ein Hauch von Licht fing sich in ihren zarten Flügeln. Dann hob sie ab und tanzte ein Muster aus Linien in die Luft, eine unsichtbare Wolke aus kurzen, eckigen Zuckungen. Als sie sich wieder niederließ, war es an genau derselben Stelle, mit genau derselben Blickrichtung wie zuvor.

Er spürte die raue Borke gegen seinen Schenkel reiben. Auf dem Tümpel gingen zierliche Wesen über das Wasser, durchquerten dunkle Abbilder von Blättern und Stämmen, hinterließen Kreise aus Miniaturwellen mit jedem Schritt ihrer filigranen Beine.

Die Libelle flog noch einmal auf und wob einen Bausch abgehackter Zacken über den Sumpf, bevor sie zurückkehrte und sich niederließ, regungslos auf ihrem Ast, ganz genau wie zuvor.

Sie tat das wieder und wieder. Erhob sich von ihrem Platz, spann ein ruckelndes Zickzack in die Luft, um sich dann wieder ganz präzise in Position zu setzen, wie eine Statue, die zwischendurch zum Leben erwachte und keine Spuren ihrer heimlichen Wanderungen hinterlassen wollte.

Einmal flog sie ein Stück weit auf ihn zu, ließ ihren wolkigen Tanz auf halbem Wege zwischen ihm und ihrem Zuhause in der Luft hängen, bevor sie kehrt machte und zurückflog.

Er stutzte, stirnrunzelnd. Hatte sie ihn gemeint?

Hatte sie ihn gesehen, ihn besucht, ihn betrachtet? Oder war es bloß ein Zufall? Zog sie einfach in eine beliebige Richtung los, und diesmal war es eben die seine gewesen?

Aber dann stieg die Libelle auf und flog keine ruckelnde Wolke, sondern eine klare, gerade Linie, schnell und zielsicher. Sie schoss direkt auf sein Auge zu.

Er zuckte zurück. Schützend schlossen sich seine Lider.

Sein Herz schlug Alarm.

Doch er ward nicht getroffen.

Als er wieder hervor blinzelte, war die Libelle schon auf dem Rückweg. Sie nahm ihre alte Pose ein, exakt und unbewegt.

Er starrte sie an.

Sein Atem war rasch und flach geworden.

Sie hatte ihn gemeint. Kein Zweifel.

Er rührte sich nicht.

Was wusste eine Libelle von seinen Augen? Von ihrer zarten Verletzlichkeit? Von dem Zugang, den sie zu seinem Inneren gewährten? Ein Paar dunkler Pupillen: das untrügliche Zeichen einer fremden Gegenwart, eines anderen Tieres. Was bedeuteten sie ihr?

Wollte sie ihn angreifen? Oder testen?

Wenn er jemand mit einer langen, klebrigen Zunge gewesen wäre, die blitzartig hervorschnellt, dann hätte die Libelle hier ihren Tod gefunden. Sie war ein großes Risiko eingegangen. Und hatte überlebt.

Er beäugte sie misstrauisch.

Und in genau dem Moment hob sie wieder ab. In einer geraden Linie, aber sanft und gemächlich. Mit all der Anmut ihres langen, schlanken Körpers, mit der Aura eines Raubtieres, mit den Flügeln einer Fee.

Sie flog direkt zu ihrem Ziel und setzte sich zum allerersten Mal an einen anderen Ort.

Auf seine Schulter.

Er erschauerte.

Er war nackt, und in der schwülen, drückenden Luft war sein Körper in Schweiß und Aromen gebadet. Die Libelle war geradewegs in seinen sinnlichen Nebel geflogen, um ihn zu atmen, um seine ätherische Essenz unter ihren Panzer fließen zu lassen, tief in ihr Inneres. Um ihn zu berühren, ihren zerbrechlichen Körper auf diesen schweren Riesen treffen zu lassen. Um auf ihm zu sitzen.

»Was tust du?«, flüsterte er.

»Willst du mich umwerben? Mich erforschen?«

Die Libelle rührte sich nicht.

»Mich in Besitz nehmen?«

Winzige harte Füße kratzten auf seiner Haut.

Er strich mit der Zunge über seine Lippe.

Auf ihn war Anspruch erhoben worden, in der einen oder anderen Weise. Von einem fühlenden Wesen. Einem anderen Bewusstsein. Einem lebendigen, atmenden Körper. {{{

Verlem hob seinen Blick aus dem Wasser und lehnte sich zurück. Er sank auf seine Fersen nieder. »Damals habe ich es bemerkt«, flüsterte er, noch halb im Traum. Er legte eine Hand auf den Altar. »Rückblickend scheint es offensichtlich. Aber ich habe es lange Zeit nicht gesehen.«

Das Rascheln der Deewelarque begleitete seine Stimme. »Die Libelle lebt. Erlebt. Fühlt. Und sie tritt mit mir in Beziehung.« Verlem hielt inne. »Und wenn die Libelle das tut, so tun es alle.«

Er strich mit dem Finger über die Arabesken der Flechten. »Ich dachte immer, dass die Tiere um mich herum stumpf sind. Unbewusst. Dass sie Dinge tun, aber nicht wissen, wer sie sind, wo sie sind, oder wer bei ihnen ist.«

Seine Hand ruhte vor einer Ameise, die mit winkenden Fühlern auf ihn zukam. »Aber sie wissen es. Sie spüren sich. Ich war derjenige, der dumpf und gefühllos war. Und in meiner eigenen Abgestumpftheit hielt ich alle anderen für trüb und leer. Aber in Wirklichkeit sind alle wilden Tiere unendlich lebendig. Feinfühlig und aufmerksam. Sie spüren die kleinste Bewegung in ihrer Welt. Selbstverständlich bemerkt eine Libelle ein riesiges Tier in einer Duftwolke, das ihr direkt gegenüber sitzt. Natürlich weiß sie das. Und natürlich ist es für sie relevant. Wer da kommt. Es ist schließlich ihr Raum, ihr Leben.«

Verlem zog seine Hand zurück und ließ die Ameise allein weiter gehen.

»Seit damals sehe ich es immer mehr. Wie lebendig alle Geschöpfe sind. Und wie wichtig das ist.«

Verlem blickte auf und sah Lahoon tief in die Augen. »Ich wusste immer schon, dass Menschen leben. Und fühlen. Dass sie am Leben hängen. Ich wusste das. Auch zuvor. Aber es schien keine Rolle zu spielen. Als würde das trotz allem nicht wirklich zählen. Doch nach und nach begann ich, die Lebendigkeit aller Wesen ernst zu nehmen.«

Mit flottem Schritt überholte Unleha den Ochsen, der den Acker neben dem Weg pflügte. Sie hatte den Stadtrand schon weit hinter sich gelassen, und wenn es gut ging, könnte sie noch vor Mittag zurück sein. Gekonnt kickte sie einen heruntergefallenen Ast beiseite, um die Bahn für Karren freizuhalten.

Aber dann hielt sie inne.

Von der Kurve des Weges aus sah sie das Glitzern des Baches, der sich durch die Felder wand, und darüber den anmutigen Bogen der alten Holzbrücke, ebenso schön wie praktisch in seiner Schlichtheit.

Doch es war nicht die Brücke selbst, die Unleha staunend erstarren ließ. Es war der Mann, der unterhalb des Bogens durch die Luft flog.

Seinen Griff an den Balken ständig wechselnd kletterte er kopfunter mit der Leichtigkeit eines Eichhörnchens, eines vergnügt spielenden Affen, einer Ameise, die mühelos gen Himmel spazierte. Leichtfüßig und elegant schwang er sich von einer Brückenseite zur anderen, ohne Anzeichen der enormen Anstrengung, die ihn jede dieser Bewegungen kosten musste. Schweiß glänzte auf seinen nackten Armen, betonte das Spiel der Muskeln unter seiner Haut.

Aber dann war die Vorstellung zu Ende. Mit einem letzten Knall, laut wie ein Hammerschlag, schloss der Mann seinen Tanz ab und hievte sich hinauf auf den Brückenbogen. Keuchend saß er gegen die Brüstung gelehnt, die Augen geschlossen, eine kleine Holzkiste neben sich auf den Planken.

Unleha ging auf ihn zu. »Hallo, du Held!«

Seine Augen flogen überrascht auf.

Unleha grinste. »Veertan, meine geliebte Tochter, findet dich schlichtweg großartig. Seit sie der Jugend der Vrumen beigetreten ist, gibt es bei uns zu Hause regelmäßig neue Strophen im Epos deines Ruhms zu hören.«

Unleha blickte unter die Brücke. »Und ich muss zugeben, ich kann verstehen, warum. Wenn das Training als Vrume unter deiner inspirierten Leitung dazu führt, dass man derart durch die Luft tanzen kann...« Unleha stieß einen leisen Pfiff aus.

Dorarin, seines Zeichens Herz der Vrumen von Behrlem und darüber hinaus Gärtner und Handwerker der Stadt, schenkte Unleha ein strahlendes Heldenlächeln. »Die Freiwilligen bei den Vrumen reparieren keine Brücken«, teilte er mit und schüttelte die Werkzeugkiste neben sich. »Das bleibt mein persönliches Vorrecht.«

»Das beruhigt mich zu hören.« Unleha nickte ihm zu und bewunderte die frisch eingesetzte Planke, soweit sie sie von oben her sehen konnte. Inzwischen hatte Dorarin sich ausreichend erholt, um sich aufzurappeln und, wieder ganz Anmut und leichtfüßige Energie, neben Unleha auf der Brücke zu stehen. Er knüpfte die Gürtel und Seile um seine Hüfte auf.

Unleha blickte ihn an. »Sag, Dorarin, was meinst denn du als Herz der Vrumen zu den Krigas? Wenn irgendjemand in den Straßen Wache halten sollte, um notfalls Gewalt gegen drohende Gefahr einzusetzen: dann wären das doch die Vrumen, oder?«

Dorarin nickte. »Natürlich wären wir das. Wenn der Einsatz physischer Gewalt je in Erwägung gezogen würde.« Er strich leicht mit der Hand über das Geländer. »Aber dazu gibt es derzeit keinen Grund. Nicht den geringsten.« Dorarin zuckte mit der Schulter. »Es gibt keine Dämonen. Und wenn Leute sich trotzdem fürchten, und Krigas an den Straßenecken wollen...« Seine Brauen hoben sich. »Dann ist das ernst. Besorgniserregend. Finde ich. Aber es ist ihre Stadt, und sie haben das Recht, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Auch, sich zu irren oder Unsinn zu beschließen. Und auf jeden Fall hat niemand das Recht, darauf mit Gewalt zu antworten.«

Dorarin schob seine flachen Hände auf der Brüstung zusammen, in einer langsamen, bedachten Bewegung, wie ein ritueller Zug in einem uralten Spiel von Symbolen. »Als Vrumen greifen wir nur ein, wenn wir Weisung von den Schieden bekommen. Und wie du weißt, werden solche Weisungen nie leichtfertig gegeben. Nur, wenn in einem Konflikt alle Bemühungen der Mediaten nicht gefruchtet haben, und dann selbst das letzte Wort der Schieden nicht respektiert wird. Erst dann.«

Dorarin neigte den Kopf. »Oder, natürlich, um Menschen zu trennen, die gewalttätig werden. Aber das alles ist sehr, sehr selten.«

Unleha betrachtete ihn nachdenklich. »Kommt es eigentlich je vor, dass Leute euch tatsächlich attackieren?«

»Fast nie. Normalerweise reicht es völlig aus, dass die Leute wissen, wie Recht gesprochen wurde.« Dorarin rollte sein letztes Seil auf. »Und in schwierigen Fällen kommen wir einfach als große Gruppe.«

Unleha lachte. »Ah ja. Das hat Veertan mir erzählt. Sie sagte, es sah aus wie ein Kloster auf Pilgerreise. Eine stille, andächtige Versammlung in respektvollem Abstand, als würde gleich eine Gruppenmeditation

beginnen. Und den Streitenden war mit einem Blick klar, wer ihr seid und warum ihr gekommen wart. Also haben sich endlich dem Spruch des Schiedshofes gefügt.«

Dorarin sah Unleha mit hochgezogener Braue an. »Tatsächlich. Und woher weiß Veertan das alles so genau?«

Unleha räusperte sich. »Oh. Naja. Vielleicht hätte ich es nicht erwähnen sollen. Jedenfalls, gewissenhaft wie sie ist, hat meine Tochter sich schlau gemacht bevor sie sich zur Jugend der Vrumen gemeldet hat. Sie hat einen Blick auf das Training geworfen, aber eben auch auf einen echten Einsatz, als sich die rare Gelegenheit dazu einmal geboten hat. Frag mich nicht, woher sie das wusste. Aber auf jeden Fall hat sie alles aus absolut sicherer Distanz beobachtet, sagt sie.« Unlehas Augen blitzten. »So sicher, scheint's, dass nicht einmal der größte Held unter den Vrumen, ein Mann begnadet an allen Sinnen und Fähigkeiten, sie dabei gesehen hat.«

»Versuche nicht, mir zu schmeicheln.« Dorarin konnte sein Grinsen nicht verbergen. »Ich bin über so etwas erhaben.«

»Wie jeder wahre Held«, gab Unleha ihm salbungsvoll Recht. Sie sah Dorarin nachdenklich an. »Sag, wie ist das eigentlich mit der Wachablöse, mit dem allabendlichen Schwertertanz der Krigas? Würden die Vrumen nicht mindestens so gut aussehen, mit ihren eigenen Übungen?«

Dorarin rieb sich das Kinn. »Würden wir vielleicht.« Er hielt inne. »Aber wir können das nicht machen. Nicht so.« Er neigte den Kopf zur Seite. »Wir üben die innere Haltung immer gemeinsam mit der äußeren. Bescheidenheit und Zurückhaltung. Deshalb sind alle Vrumen auch in der Ausbildung der Mediaten. Um diese Ruhe zu erlernen, das Ausgleichende. In dem Sinne passen wir nicht gut zu Angeberei oder einer öffentlichen Zurschaustellung.«

Dorarins Blick glitt in die Ferne. »Macht ist eine heikle Sache. Und Gewalt eine gefährliche, immer. Sie muss das letzte Mittel bleiben, wenn alles andere versucht wurde. Und nicht nur das: Es muss zusätzlich auch so sein, dass Gewalt in dem Moment tatsächlich hilft. Das ist ja nicht automatisch der Fall. Nur weil andere Lösungen gescheitert sind.«

Dorarins Blick löste sich vom Horizont und kehrte zu Unleha zurück. »Jedenfalls: In Bezug auf Krigas oder Dämonen gibt es derzeit nichts zu tun für die Vrumen. Wir halten uns raus.«

Unleha sah ihm direkt in die Augen. »Ja. Ich weiß.«

Ein leises Lächeln zog sich über ihre Lippen. »Ich wusste es. Und ich stimme zu. Aber ich liebe es, diese Worte von dir direkt zu hören. Von dir, dem Herz der Vrumen.«

Eine frische Brise wehte über das Hochland, brachte dem warmen Tag eine Ahnung von eisigen Gipfeln und endlosen Horizonten.

Amalai ging den Hang hinauf. Sie konnte die Schlucht bereits sehen, den schwarzen Spalt, die Felsen vor dem Eingang.

Sie sah Verlem.

Er saß auf der Wiese, im Schatten der letzten Deewelarque, ganz wie immer, seine Füße auf dem Boden, die Arme lose um die aufgestellten Knie gelegt. Sein Blick schweifte weit über das Tal, über den tiefen Wald, die dunklen, flüsternden Baumkronen.

Amalai trat leise hinzu und setzte sich neben Verlem, in genau der gleichen Pose. Der Himmel wölbte sich hoch und blau vor ihren Augen. Kleine schwarze Vogelsilhouetten kreisten unter dünnen Wolkenschleiern, tanzten anmutig zur Melodie des Windes.

Amalai spürte den leisen Atem der Deewelarque in ihrem Rücken, den feuchten, grünen Hauch, den die dunklen Blätter aussandten. Reich und nährend füllte er ihre Lungen. Amalai sog ihn tief in sich ein, schloss die Augen und blies sachte zurück ins Grün. Wie ein unsichtbarer Nebel hing ihre kleine Wolke Menschenluft zwischen den Zweigen. Die Deewelarque trank daraus und vermischte Amalais Essenz mit Sonnenlicht und Quellwasser tief aus dem Felsen. Und aus all diesem Sein erschuf die Deewelarque das Leben von Blatt und Wurzel, sich selbst.

Amalai wandte sich wieder dem Tal zu. Sie spürte Verlems Gegenwart an ihrer Seite, seinen scheuen, fragilen Körper. Seine ruhige, zarte Energie.

Sie schlüpfte hinter ihn in den Hang, ihre Bewegungen weich und gemächlich wie das Nicken der Gräser, wie die sanfte Grazie der Halme. Fast umarmte sie Verlem mit ihren offenen Knien, die neben seinen Schultern standen, ihr ganzer Körper so nahe an dem seinen in dieser ätherischen Berührung.

Verlem hieß sie willkommen, lud sie ein mit der Stille seines Körpers, seines Geistes. Sie durfte bei ihm sein.

Amalai ließ sich tief in das Gefühl von Verlems Gegenwart gleiten. Fühlte sein unsichtbares Strahlen aus Sternenlicht, sacht und stark. Ganz fern, und ganz präsent.

Vorsichtig, in einer subtil schlängelnden Bewegung, wand Amalai ihren Arm aus der Tunika. Verlems fremdartiger Geruch kitzelte ihre Nase, als sie ihr Gesicht in seinen Nacken legte. Zögernd und doch vertrauensvoll hob Amalai ihren Arm und legte ihn auf Verlems Knie, direkt vor seiner Brust. Die Sonne schimmerte auf dem Goldbraun ihrer nackten Haut.

Amalai spürte, wie Verlem der Atem stockte. Sonst machte er keinen Laut, keine Bewegung. Als er sich zu ihr umwandte, waren seine Augen schwarz wie die Nacht.

»Du willst mir Lebenskraft schenken?« Der Hauch einer Frage.

Amalai nickte, eine Geste des Herzens mehr als des Körpers. »Ja.« Ihre Lippen waren gleich neben Verlems Ohr, aber ihre leise Stimme trug in den Wind, in den weiten Himmel über dem Hochland.

Verlem legte den Kopf in den Nacken, als fühlte er das Licht der unsichtbaren Sterne auf seinem Gesicht, als sendete er mit seinen geschlossenen Augen ein Gebet in die Fernen des Universums.

Dann kam er zurück, schmiegte seinen Körper in die Rundungen von Amalais Gliedern, in ihre offene, lose Umarmung. Amalai konnte das Klopfen seines Herzens spüren, ein unebener, ungleichmäßiger Rhythmus, ein fremdartiger Klang.

Verlems Finger schoben sich schüchtern unter Amalais Hand, baten sie ohne Worte, sich zu heben, nur ein wenig. Verlem verneigte sich, legte seine Stirn auf ihre warme Haut. Er ließ die samtige Berührung über seine Brauen gleiten, über seine Wangen, seine geschlossenen Lider. Dann drehte er ihren Arm, so dass die zarte, verletzte Innenseite nach oben lag, seine Lippen auf der dünnen Haut, auf dem süßen, kräftigen Schlag ihres Pulses.

Verlem legte seinen Kopf zur Seite, ließ seine Schläfe auf Amalais Arm zu ruhen kommen. Seine Augen fanden die ihren. Es lag nichts als Vertrauen und Willkommen darin.

Verlem küsste die Neige ihres Ellbogens. Dann stach er mit einer kleinen, schnellen Bewegung die Ader auf.

Amalai spürte den kurzen Schmerz, aber sie zuckte nicht. Sie blieb bei Verlem, in tiefer Verbundenheit. Sie fühlte, wie er ihre Essenz in sich aufnahm, wie der heiße Strom des Lebens von ihr zu ihm floss, sein Kopf auf ihrem Arm, sein ganzer Körper in ihrer losen, liebevollen Umarmung.

Amalais Gesicht lag fest und sicher an Verlems Schulter, in der Biegung seines Nackens. Mit halb geschlossenen Augen ließ Amalai ihren Blick über Verlems vertraute Form in die Ferne gleiten, über die wogenden Gräser hinweg zu den feinen Wolkenschleiern, zu den verblassenden Erinnerungen eines goldenen Morgens. Klar und schwarz stand ein Falke vor den zarten Farben des Himmels.

Für einen langen, zeitlosen Moment verweilte Amalai in dieser schweigenden Kommunion mit Verlem, mit dem Wiegen der Gräser und der Tiefe des Gesteins.

Noch lange nachdem Verlem aufgehört hatte zu trinken blieb er bei Amalai, geborgen in ihrer Umarmung, ihrer Gegenwart. Sein Kopf ruhte auf ihrem Arm, sein Blick in der Weite des Tales. Amalai spürte ihn mit all ihren Sinnen, und all ihrer Seele. Seine Fremdheit, den Duft der Anderwelt. Die Vertrautheit, die Zartheit seines Wesens. Würzige Aromen und leuchtende Sonne strichen mit der Brise über die Berge und ließen alles zu einem großen, allumfassenden Ganzen verschmelzen, eins mit Amalais eigenem tiefen Glück.

*

Die Blätter der Deewelarque drehten sich im Wind. Verlems Stimme nahm ihr sanftes Rascheln auf, sprach zu ihren dunklen Blättern ebenso sehr wie zu Amalai und zu den wogenden Gräsern.

»Ich kann nicht glauben, was in meinem Leben geschieht. Was mit mir geschieht. Wer ich geworden bin.«

Wie ein heimgekehrter Vogel ruhte sein zarter Kopf in Amalais Armbeuge. »Du wirst nicht glauben, wer ich war.«

Verlems Augen wanderten hinaus zum Horizont. »Ich hätte mir nie träumen lassen, dass dies möglich sein könnte. Menschen kommen zu mir. Einer nach dem anderen. Um von sich zu geben, freiwillig, offenherzig. Um mir zu geben, mir.« Seine Stimme war leise. »Da ist eine Schönheit in meinem Leben, ein Reichtum und eine Liebe, die ich mir nie hätte vorstellen können.«

Eine schwarze Beere, prall vor Saft, glänzte zwischen den eckigen Zweigen der Deewelarque, zwischen langen dünnen Dornennadeln. Zwei winzige Vögel versuchten mit scharfen Schnäbeln daran zu picken.

Verlem flüsterte ihnen zu. »Dies war einmal ein Schlachtfeld. Eine harte, blutige Welt. Ich musste um mein Leben kämpfen. Dachte ich.«

Die Beere fiel zu Boden, reif und voll, und öffnete sich für die beiden Vögel, die ihr folgten und unsicher zwischen den nickenden Sternchen und Glöckchen der Wildkräuter herum hüpfen.

Verlem ließ seine Wange über Amalais Haut gleiten, fühlte ihre samtige Weichheit. »Meine Welt hat sich gewandelt. Sie war einmal ein einziger Krieg, ein Kampf aller gegen alle. Aber nun... Was einmal Feindschaft und Hass war ist zu Großzügigkeit und Liebe geworden. Genau die gleiche Sache: die Art, wie ich das Blut der Menschen trinke. Sie ist von einem Kampf auf Leben und Tod zu einem Pfad der Freundschaft und Schönheit geworden. Wer hätte das je für möglich gehalten?«

23

Unleha war durch die andere Tür in die Teebücherei gekommen, hinten durch die Buchhandlung. Vorsichtig bahnte sie sich ihren Weg durch ein schummriges Labyrinth aus Stapeln und Regalen, bis sie vorsichtig hinüber spähen konnte in den angrenzenden Teeraum. Aber anscheinend war Amalais Redekreis gerade zu Ende gegangen. Unleha würde niemanden stören.

Es waren ziemlich viele Leute gekommen, schien es. Die Menschen standen in kleinen Grüppchen beisammen oder machten es sich auf dem Kang gemütlich, umgeben von aromatischen Gerüchen und dampfenden Schalen.

Unleha sah den Bäcker vom Wollmarkt, von dem sie wusste, dass er einen Höllenrespekt vor Dämonen hatte und ein leidenschaftlicher Befürworter der Kriga-Wachen war. Mit einem dankbaren Kopfnicken akzeptierte er ein Glas Tee von Amalai und lehnte sich leicht gegen ein Regal voller Bambusrollen. In entspannter Haltung stand er da, den Kopf nachdenklich geneigt, während er an seinem Tee nippte und Amalai zuhörte.

Der Raum war erfüllt von sanftem, ruhigen Gemurmel. Eine junge Frau kuschelte sich behaglich in eine stille Ecke. Andere fanden sich um Tischchen voller Leckereien zusammen und sprachen in dem weichen Tonfall, den Leute so oft hatten nach einer Übung in reinem Zuhören und ehrlichem, tiefem Teilen.

Unleha nickte zufrieden. Es dürfte gut gewesen sein. Ziemlich gut.

* * *

»Wir hatten immer Rituale und Lobpreisungen zu Hause«, sagte Kortid. »Das gehört sich einfach. Respekt zu zeigen vor den Gottheiten.« Er wandte sich Gureev zu, einen glosenden Funken in den Augen. »Und es wäre der Gipfel der Dummheit, es gerade in Zeiten der Not nicht zu tun.«

Kortid ballte die Faust. »Die Macht der Dämonen ist unermesslich. Noch nie haben wir uns so einem Feind gestellt, so einer Gefahr ins Auge

gesehen. In unserer Unwissenheit, unser Unerfahrenheit, wie sollen wir kämpfen? Wir brauchen göttliche Hilfe! Himmlische Mächte, die uns stählen, uns gegen die Dämonen beistehen.«

Kortid warf Gureev einen erwartungsvollen Blick zu. »Also, kommst du mit?«

*

Kortid traf Gureev nachts im Kasernenhof. Ein blasser Halbmond lugte hinter hastenden Wolkenfetzen hervor, als sie sich an leeren Ställen vorbei zum verlassenen Westflügel schlichen, bis zu einem niedrigen, versteckten Tor. Die schwarze, senkrechte Pupille einer Schießscharte starrte sie feindselig an, als Kortid klopfte. Einen langen, schweigsamen Moment lang geschah nichts.

Doch dann öffnete sich die Pforte. Und sie stiegen hinab in die Unterwelt, in ein Geflecht aus Kellern und Gängen, von dessen Ausmaßen Gureev keine Ahnung gehabt hatte. Nach der ersten Treppe wurden ihnen die Augen verbunden. Blind folgten sie dem Kriga, der sie durch unbekannte Tiefen führte, durch ein endloses, abgründiges Labyrinth. Hohl hallten ihre Schritte in den Gewölben. Gureev verlor jegliche Orientierung.

Schließlich hieß man sie auf dem harten Steinboden niederknien. Die Augenbinde fiel. Sie waren zur Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen, die sich in der Vorhalle sammelte. Einem Ort der Reinigung für die Unwürdigen, der schweigenden, demütigen Vorbereitung vor dem Einlass in ein Heiligtum.

Gureevs Geist wurde still, ruhig, und doch wach und klar während sein Körper zu schmerzen begann vom endlosen Ausharren in einer Pose der Ehrerbietung und Unterwerfung. Aber das Ende war nah.

Tief und erhaben hallte die Stimme des Priesters durch den Raum zwischen den Steinsäulen, rief zu ihnen herab aus der Dunkelheit einer unsichtbaren Nische hoch über ihnen.

»Ich schwöre bei meiner Ehre«, intonierte er, und die kniende Menge wiederholte, in einem großen, verschmelzenden Chor, »Ich schwöre bei meiner Ehre«.

»Dunkel soll Dunkel bleiben, und Schweigen Schweigen. Niemals werde ich eröffnen, was meiner Seele Auge sah.«

Sie sprachen ihm nach, willig und gehorsam. Sie ließen los, gaben sich hin. Folgten ihm in immer größere Inbrunst, in immer heftigeres Verlangen, in die Sehnsucht nach einer alles übersteigenden Kraft, einer großen Welle, die sie alle mitreißen und hinwegspülen würde.

*

Die Steinsäulen der Krypta ragten hoch auf ins Gewölbe, verloren sich oben in der dunklen Unsichtbarkeit von Schatten und Wolken. Mäandernde Geister stiegen aus Räucherschalen auf, tanzten um flackernden Fackelschein, dehnten ihre Körper in die Atemluft von unzähligen Menschen, die sich im engen Raum zwischen den Steinwänden aneinander drängten.

Kortid schwamm in der rauchigen Suppe, die Aromen des Mysteriums in seiner Lunge und seiner Seele. Vage erkannte er den Bäcker, der mit den Leuten aus Behrlem gekommen war. Jenen wahren Gläubigen der Stadt, die auf der anderen Seite der Krypta auf Knien gelegen hatten, in schweigender Läuterung. Und zugleich mit den Krigas durch die offenen Tore herein geströmt waren, um die unterirdische Kapelle mit ihrer Verehrung und Passion zu erfüllen.

Kortids Stimme verschmolz mit dem hundertfachen Pulsieren eines Sprechgesangs, dem uralten Rhythmus von Vergessen und Trance. Einer Kraft so enorm und unwiderstehlich, dass sie ihn mit sich zog wie eine Meeresströmung, wie ein tosender Sturm. Überwältigt wie ein winziges Tier im Angesicht der Naturgewalten ließ Kortid sich gehen, transzendierte die Verletzlichkeit seines eigenen, kleinen Körpers, die zarte Sterblichkeit seines Fleisches. Erleichterung und Ekstase durchfluteten ihn wie ein erlösendes Feuer. Er ging auf in der Größe und Unbesiegbarkeit des geeinten Volkes. In der Urkraft der Elemente. In der Macht der Götter.

Goldene Linien begannen zu glühen, der Umriss eines enormen Bullen mit breiten Hörnern, den Augen eines Falken, der Mähne eines Löwen. Der Chor der Krigas wurde laut, eindringlich, fokussiert. Alle Energie lief zusammen in dem einen Bild der Gottheit, Vineehah dem Krieger, dem Wütenden, dem Zerstörer.

Die Anspannung wuchs bis zur Unerträglichkeit, bis zu dem Punkt, da die Linien des Feuerbullens zu vibrieren begannen. Und in ein leuchtendes Flammenbild explodierten.

Als Vineehah schließlich losbrüllte mit der Lust eines wütenden Drachen, die Dolche der glühenden Zähne gebleckt, brüllten die Stimmen hunderter Kehlen mit ihm, verschmolzen zu einem einzigen großen Höllendonner. Die Krypta schien zu brennen, die Luft kochte. Ein inneres Zittern erschütterte die Tiefen der Steinwände.

Schließlich verblasste die göttliche Erscheinung, wurde von sengender Flamme zu glühenden Kohlen, zu einem tiefen rot-goldenen Schein. Ihre Aura senkte sich langsam über zwei Silhouetten auf dem Podest um den Altar. Berqar, auf ein Knie niedergelassen, das Haupt ehrfürchtig geneigt.

Pramus, aufrecht, die Arme in Anbetung erhoben, die Brust entblößt vor der Größe der Gottheit.

Das Echo des übermächtigen Donners hing im Raum wie die letzte Erschütterung eines Erdbebens.

Berqar erhob sich. Mit wogenden Roben wandte Pramus sich der Masse zu, seine Arme hoch und weit, als wäre die ganze Macht der Götter zwischen ihnen gefangen. Pramus warf sie in die Menge.

Hohl und heilig hallten seine Worte durch die Gewölbe der Krypta. »Auf nun, Krigas! Sturm, brich los!«

Die Doppelflügeltüren in der Seitenwand der Krypta schwingen auf. Kortid stand an der Schwelle. Dunkelheit zog sich in die große leere Halle vor seinen Augen, verlor sich in der Höhe der gewundenen Säulen. Nur vereinzelt züngelten unruhige Fackeln entlang der Wand.

Kortid zückte seinen Dolch. Mit weichem, federndem Schritt, den Rücken gebeugt, alle Muskeln gespannt, trat er vor. Getrieben von der unwiderstehlichen Macht des Rituals strömten die Krigas in den Saal, glänzende Klingen und funkelnde Spitzen in ihren Fäusten, ein schweigender Fluss schleichender, kampfbereiter Silhouetten. Schatten aus Stein und Feuerschein flossen über den Boden, sammelten sich in Ecken, tauchten den Raum in dunkles, ungewisses Mysterium.

Und dann brach die Hölle los.

Wie eine Kanonenkugel schoss ein bulliges Wesen aus der Dunkelheit, schlug einen Haken, verschwand zwischen den Säulen. Ein Kriegsschrei gellte aus den Kehlen der Krigas. Wie ein Mann stürmten sie zum Angriff. Kortid wurde mitgerissen in ihrer brausenden Flut.

Die schwarze Gestalt floh, rutschte, wandte sich um. Dann griff sie direkt an. Rannte in die Menge der Krigas, durchbrach die erste Linie. Kalte Panik und blinder Kampfgeist ergriffen Kortid, vermengten sich mit dem Hochgefühl und dem Schwindel, die schon in seinem Inneren herrschten. Rund um ihn tobte der Sturm.

Mit schrillen Angstschreien entkam der Schatten den Krigas. Triumphgeheul mischte sich in das Trampeln der Stiefel, das Lärmen der Treibjagd. Ein neuer Angriff, ein weiterer Schlag. Verfolgung bis zum Tod. Der schwarze Schatten entkam, verschwand. Wurde aufgestöbert, weiter gehetzt. Mit dem durchdringenden Schrei eines verwundeten Tiers stürmte der Schatten direkt auf Kortid zu. Kortid riss den Dolch hoch und stieß mit unbändiger Kraft zu.

Wieder und wieder hob und senkte sich sein Dolch, im Rhythmus des Gedränges von Krigas um ihn, ein Gewitter aus Klingen, die in den heißen, zappelnden Körper zu Kortids Füßen stachen, in einem Strudel aus Panik, Wahnsinn und Bluttausch.

Das qualvolle Heulen des Tieres wurde unerträglich, gipfelte in einem markerschütternden Todesschrei. Die Krigas antworteten mit ihrem eigenen Schrei, einem Siegesgrölen, einem Brüllen der Wut. Dem Donner entfesselter Brutalität.

*

Leise und umsichtig schloss Gureev die Tür der Kammer. Er ließ seine Hand die Wand entlang gleiten, wollte ohne Licht und Lärm zu seiner Matte finden.

Aber Rebonya erwachte trotzdem. Verschlafen entzündete sie für ihn eine Laterne und blinzelte unter dem Arm hervor, mit dem sie ihre Augen beschattete.

»Wie war's?«, fragte sie mit verschlafener Stimme, während sie die Decke höher unter das Kinn zog.

Gureev sah zu Boden. Dann wandte er sich ab.

»So schlimm?«, wunderte sich Rebonya.

Aber sie hatte ihre Antwort.

24

In der geheimnisvollen Gemütlichkeit von Amalais Kräuterküche ließ Rebonya sich auf einem Kissen neben Unleha nieder, ein dampfendes Glas voll seltsamer Düfte in der Hand. Tee, hatte Amalai ihr versichert. Einfach nur zum Trinken und Genießen. Keine magischen oder sonstwie dubiosen Eigenschaften. Dankbar nahm Rebonya einen Schluck.

Lahoon schob die Teekanne von der Tischkante zur Mitte und wieder zurück. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ließen alle Farben des Ozeans über seine Wange schimmern.

»Wir müssen dir etwas sagen«, setzte er an, unsicher, wie und wo beginnen. Sein Blick streifte Unlehas Gesicht. »Wir hätten es vielleicht auf sich beruhen lassen, wenn es nur um unsere persönlichen Meinungen gegangen wäre. Unsere Weltsicht, und die Art, wie wir im Leben stehen. Da hätte es nichts gemacht. Aber wenn wir in die Stadt ziehen mit Reden und Proklamationen – das ist etwas anderes. Da müssen wir explizit werden. Und ehrlich miteinander sein.« Er räusperte sich. »Ich könnte nichts öffentlich verkünden, woran ich nicht selber glaube. Oder wovon ich sogar sicher weiß, dass es nicht stimmt.«

Lahoon sah Unleha bittend an. »Was Dämonen betrifft, bin ich nicht sicher.« Seine Stimme wurde leise und eindringlich. »Aber ich weiß, dass es Wesen aus der Anderwelt gibt. Die keine Menschen sind, keine Tiere dieser Terrenwelt. Wir haben einen getroffen. Einen Fay.«

*

Der Himmel draußen war schwarz geworden, ein samtiges Firmament voller Sterne. Der goldene Schein der Laterne erhellte sanft die Gesichter und warf unsichere Schatten zwischen die trockenen Kräuterbüschel, die unter den Balken tanzten.

Rebonya blickte starr in ihr Teeglas.

»Lahoon«, sagte Unleha, ihr Ton alarmiert und gleichzeitig beschwichtigend. Bemüht, auf Lahoon einzugehen, und ihn doch zur Vernunft zu bringen.

»Lahoon, ich weiß, du träumst immer schon von einer Feenwelt. So bist du einfach. Du hast es sogar zu deinem Beruf gemacht, mit deinen Bildern und Liedern. Aber das sind Träume, Lahoon. Fantasien. Das hast du auch selbst immer so gesagt. Du hast nie behauptet, dass du die Orte deiner Gemälde bereist hättest. Oder die Wesen darin getroffen.«

Unleha räusperte sich. »Und jetzt wäre ein extrem schlechter Zeitpunkt, um damit anzufangen«, fügte sie hinzu. »Ich weiß nicht, was für eine Beziehung du dir da angefangen hast, mit einem Eremiten in den Bergen. Es geht mich auch nichts an, und ich muss es nicht verstehen. Du kannst machen, was du willst, solange es dir und ihm gefällt. Und wenn du Deewelarque-Beeren auf eine ungesunde Art und Weise verwendest oder den Kontakt zur Realität verlierst, dann ist das ein Grund zur Sorge, denke ich, aber immer noch mehr für dich und für Amalai. Noch immer nicht mein Kaffee.«

Ihre Stimme wurde zunehmend scharf. »Wenn du aber vorhast, in der Stadt aufzutauchen und zu verkünden, dass du einen Dämon getroffen hast, dann ist das etwas anderes. Damit würdest du Berqar direkt in die Hände spielen. Das wirst doch selbst du in deinem momentanen Zustand einsehen? Du hast deine Abscheu vor den Krigas und der Kaserne nicht vergessen, hoffe ich? Vor Krieg und Gewaltherrschaft, vor allem, wofür sie stehen? Kannst dich noch an die Grundfesten deiner Überzeugungen erinnern, und sie nicht hinterrücks untergraben?«

Unleha atmete tief durch. »Halte dich doch bitte zumindest für jetzt noch zurück. Wenn du schon unbedingt deine Bekanntschaft mit einem Dämon verkünden musst, dann tu es wenigstens nach der Abstimmung, nicht davor.«

Mit einer harschen, eckigen Bewegung stand sie auf und ging.

*

»Was ist los?«, fragte Gureev nach einem kurzen Blick auf Rebonyas Miene.

»Nichts«, grummelte sie.

Gureev wartete. Rebonya setzte sich neben ihn auf die Matte und seufzte schwer. Die Ellbogen auf die Knie gestützt ließ sie den Kopf hängen, den Blick gesenkt.

Dann sprang sie auf und trat gegen die Wand, bevor sie schlaff auf ihre eigene Matte niedersank, den Arm über die Augen gelegt. »Das würde dir gefallen«, murmelte sie. »Das würde es. Es bietet dir so eine schöne Gelegenheit für ein: ›Hab ich doch gleich gesagt!‹«

*

Gureev saß nachdenklich auf seiner Matte. Seine Hand strich sachte und sorgsam über das Laken, glättete die Falten. »Unleha hat es also nicht geglaubt«, sagte er. Dann hob er den Blick zu Rebonya. »Aber was ist mit dir?«

Rebonya wand sich. Sie presste die Hände auf ihre Augen, ihr Gesicht zu einer Maske des Abscheus und Widerstands verzogen. »Ich hasse das«, presste sie hervor. »Ich hasse das.« Sie sah Gureev an. »Ich würde alles geben, damit es nicht stimmt.«

*

Amalais Kopf lag an Lahoons Schulter. »In der Hinsicht hat Unleha Recht, weißt du«, murmelte sie unglücklich. »Wir würden wirklich Berqar in die Hände spielen, wenn es so aussieht, als würden wir sagen, dass wir einen Dämon getroffen haben. Und so würde es aussehen. Egal, wie umsichtig und genau wir sind mit dem, was wir tatsächlich über Verlem sagen. Irgendjemand würde es so auffassen. Oder so hindrehen. Und damit die Runde machen.«

Lahoon dachte an ein paar Leute in den okkultistischen Gruppen, zu denen er gehörte. Er seufzte. Dann dachte er an Berqar, und biss die Zähne zusammen.

In dem Moment ging die Tür auf und zwei Gestalten stolperten aus dem nächtlichen Garten herein.

»Hallo«, sagte Rebonya unsicher. »Das ist mein Zimmergenosse. Gureev. Du hast ihn schon einmal gesehen«, nickte sie Amalai zu.

Sie schubste Gureev vor sich her. »Wir reden. Immer mehr. Und so habe ich ihm von Verlem erzählt.« Sie starrte auf den Boden, die Hand zu einer Faust geballt. »Ich hoffe, das war in Ordnung.« Rebonya blickte auf. »Jedenfalls, Gureev wollte mehr wissen. Wollte euch fragen.« Sie fasste Gureev leicht am Ellbogen. »Und im Gegenzug wird er euch etwas erzählen, was ich bisher nicht sagen durfte. Etwas, das ihn persönlich betrifft. Und vielleicht Berqars Pläne.«

* * *

Still und tief lag die Nacht über der alten Burg. Fahles Mondlicht fiel in den Kasernenhof. Innen war alles dunkel. Nur ein schwacher grauer Schimmer schlich sich zwischen den Eisenstäben der schmalen Fenster hindurch, brachte mattes Zwielflicht in eine karge Kammer.

Doch an den dicken Steinwänden begann die Nacht herunter zu tröpfeln und sich in der Ecke zu sammeln. Schwarzes Nichts floss und wirbelte, wurde zu Formen und Konturen. Wurde dicker, dichter, solider, vertiefte sich in sich selbst bis es zu einem Körper gerann, einer Kreatur der Nacht, geboren aus der Essenz der Finsternis.

Das Schattengeschöpf hob den Kopf. Die Kammer war kalt und abweisend. Aber es kam Wärme und Bewegung von den Menschen, die darin lebten. Das langsame Heben und Senken ihrer Lungen, die Geräusche ihres Schlafes. Ein lockender Geruch erfüllte die Luft, ein lebendiges Aroma inmitten all der Last aus behauenen Stein, die rund um sie thronte.

Lautlos trat Verlem an eine der Matten heran. Ein bildschöner Junge lag darauf, mit schwarzer Haut und ebenmäßigem Gesicht. Verlem kniete nieder und legte eine Hand auf seinen Arm. Der Junge öffnete die Augen, doch sobald er Verlems Blick begegnete, sank er zurück auf sein Kissen, in einen Schlaf, der tiefer war als jeder andere. Ein Schlaf ohne Traum, ohne Erinnerung.

Verlem wandte sich der anderen Matte zu, wo ein Mädchen fest in die Decke gewickelt war, bis über die Schultern, so dass nur ein wirrer schwarzer Haarschopf oben herausschaute.

Sie fuhr herum, als Verlem sie berührte, aber sobald ihre erschrockenen Augen in die seinen schauten, war sie schon nicht mehr bei sich.

Verlem ließ sie sanft auf das Kissen zurück gleiten. Er betrachtete sie lange, strich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht, fuhr mit dem Finger sacht über ihre Wange. Er liebte es, bei ihr zu sein. Bei den beiden. Sie waren anmutig, stark, voller Lebenskraft. Und sie fühlten sich gut an. Verlem kam, so oft er konnte, ohne sie zu schwächen.

Langsam zog er die Decke von der Schulter des Mädchens, bis hinunter zur Hüfte. Der weite Ärmel ihres Nachthemdes war zurückgefallen. Verlem schloss die Finger um ihr Handgelenk und fuhr in Richtung Schulter hinauf, bis der gesamte Stoff sich unterhalb der Achsel bauschte. Frei und bloß lag ihr Arm in seiner Hand.

Verlem lag vor dem Mädchen auf den Knien. Er neigte den Kopf, legte die Stirn an ihre Schulter, und verharrte schweigend, dem langsamen, tiefen Rhythmus ihres Atems lauschend. Der Geruch ihres Körpers hüllte ihn ein.

Verlem ließ seine Stirn ihren Arm entlang gleiten, bis zur zarten, weichen Haut in der Neige ihres Ellbogens. Er blickte auf in ihr schlafendes Gesicht. Zwischen seinen Lippen blitzen zwei scharfe Spitzen wie Kristall. Und stachen die Arterie auf, mit vollkommener Präzision.

Verlem fühlte ihr Blut, ihren Pulsschlag, den Fluss ihrer Lebenskraft, frisch, warm, wunderbar. So nährend, so heilsam, so bestärkend. Verlem seufzte genussvoll, als er sich der köstlichen Erlösung hingab, die Lippen an ihre Haut gedrückt.

25

Der Tag war heiß gewesen, und die Sonne legte sich faul und müde auf den Kurven des Horizonts zur Ruhe. Der Abend kam mit einem Überschwang aus Gold und Purpur auf der einen Seite, mit vornehmem Grau und Lavendel auf der anderen. Kleine weiße Wolken zogen durch den leuchtenden Raum, und Verlem blickte zwischen ihnen hindurch bis zum fernen, fahlen Gesicht eines zunehmenden Mondes.

Vor ihm streckte sich der See, klar und glatt wie ein Spiegel, ein reines Bild aller Himmelsfarben.

Verlem war noch nie geschwommen, noch nie versunken. Das Reich der tiefen Wasser war eine unbekannte Welt für ihn.

Er suchte Amalais Blick, mit einem neuerlichen Zögern, einer unsicheren Frage in seinen Augen. Er fand Antwort und Beruhigung in ihrem warmen Lächeln. Langsam hob Verlem seine Hand an den Hals, öffnete einen Knopf seiner Robe, dann noch einen. Bis der Stoff zu Boden glitt und er nackt im Abendlicht stand, so wie Amalai auch.

Vorsichtig setzte er einen Fuß ins Wasser.

Der Strand war flach und sandig. Verlem ließ den See seine Zehen umspielen, seine Füße küssen. Mit kleinen, schüchternen Schritten wagte er sich näher. Er spürte die Kühle, das Lecken und Ziehen an seinen Waden, seinen Schenkeln, seinen Hüften.

Verlem hielt inne.

Amalai war an seiner Seite.

Er lauschte hinaus in die Tiefen des Sees. Dann ließ er sich ganz in die Umarmung des Wassers sinken. Der nasse Kuss des Sees umfing seinen Körper, zog ihn hinab in ein fremdes Element, in ein sinnliches Reich voll unbekannter Wasserwesen.

Die Wellen schlossen sich über seinem Kopf. In völliger Versunkenheit trieb Verlem dahin. Dann spürte er, wie Amalai sich unter ihn schob. Wie sie sein Gesicht zum Himmel hob, ihre Brust unter seinem Rücken, ihr warmer Arm um seine Taille geschlungen.

Amalais Beine bewegten sich unter den seinen, in weichen, gleichmäßigen Zügen, trugen ihn hinaus in die zärtliche Zudringlichkeit des Sees, der sich an seinen Körper schmiegte, der jede seiner Poren erkundete.

Der Himmel über ihnen dehnte sich endlos, voll wolkiger Nebelberge, die das Licht der sinkenden Sonne fingen und auf den Spiegel des Sees hinunterwarfen. Verlem streckte eine Hand hoch, griff nach den Weiten des Kosmos über ihm, nach all den leuchtenden Farben. Ein glasklarer Tropfen fiel zu ihm zurück, streifte seine Wange und verschwand in den Wellen aus Gold und Purpur, in denen er schwamm.

Mit einem Seufzen aus der Tiefe seines Wesen ließ Verlem los, ergab sich voll und ganz dieser sinnlichen Welt.

*

Der runde Bauch einer Laute schmiegte sich in Lahoons Hände. Er sang Gute-Nacht-Lieder für das Land, ruhige Abendklänge, die langsam hinaus schwebten, um der Sonne hinter den Horizont zu folgen, um winzige Träumer in Erdhöhlen zu begleiten, um eingeringelte Blüten in den Schlaf zu wiegen. Die Goldtöne in den Wolken waren mattem Grau gewichen, und aus den Badegärten drang noch das leise Gemurmel zufriedener Menschen. Wie farbige Glühwürmchen glommen die Laternen über den Teichen, spielten mit ihren Spiegelbildern im Wasser. Lahoon hatte kein Licht auf der Dachterrasse entzündet, und so saßen sie unter der weiten Kuppel des Himmels und begrüßten das Kommen der Nacht.

Amalai legte ihren Kopf in den Nacken und fühlte Lahoons Rücken an dem ihren, die sanfte Bewegung seines Atems, seiner Schultern. Seine Finger glitten weiter über die Saiten der Laute, lockten leise, verträumte Melodien hervor.

Amalai ließ ihren Blick hinauf wandern zu den ersten blassen Sternen, und dann hinüber zu Verlem, der in der Ecke der Terrasse stand, sehr still, wie eine alte knorrige Pflanze, die schon seit Ewigkeiten an dieser steinigen Wand wurzelte. Eine seltsame, verwunschene Präsenz, eine reservierte Schönheit.

Eine warme Welle lief durch Amalais Herz. Vorsichtig stand sie auf und ging zu Verlem hinüber, um bei ihm zu sein, um einen Kuss auf seine Wange zu hauchen. Seine zarte Mondscheinhaut kitzelte ihre Lippen, und sein seltsamer, anderweltiger Geruch ihre Nase. Verlem wandte sich ihr zu. Amalai tauchte in seine dunklen Augen und fand ein schüchternes Lächeln in der Tiefe. Sie neigte den Kopf und küsste Verlem erneut, sanft und langsam, auf den Mund.

Lahoon hatte sich ihnen zugewandt, sah sie an, sang für sie. Nun schlenderte er herüber und ließ die Laute sinken, um seinen Arm um Amalais Taille zu legen. Er stand als eine weiche Umarmung in ihrem Rücken, sumnte Lieder von Liebe und Glück, von Sehnsucht und Frage.

Als er aus Amalais Lockenmeer wieder auftauchte, war es mit leuchtenden Augen und einer halb vergessenen Frage. »Verlem... Wir sollen dich bitten. Da ist jemand, der dir begegnen möchte. Der sehen will, verstehen will. Weil er von dir gehört hat, durch uns.« Über Amalais runde Schulter hinweg sah Lahoon Verlem fragend an. »Wärst du bereit? Würdest du ihn treffen?«

Die Terrassenwand strahlte die Wärme eines langen Sommertages aus. Verlem schien mehr denn je in den rauen Stein zu wachsen. »Ich bin scheu. Schüchtern.« Seine Stimme war leise wie das Rascheln der Blätter in der Ferne. »Und schnell überfordert.«

Eine Eidechse kroch aus einem schmalen Geheimgang in der Mauer und suhlte sich in den Hinterlassenschaften der Sonne, die im Stein geborgen waren. Wie ein Kleinod aus Gold und Jade hing sie über dem rauen Gemäuer, dann huschte sie wieder in ihr Versteck, ein winziger Blitz, der in unbekannten Tiefen verschwand.

Verlems Hand tastete nach einem Griff in der Steinwand, suchte Halt und Sicherheit. »Ich kann Menschen begegnen. Wie ich auch euch begegnet bin. Aber besser nur einem auf einmal. Und langsam.« Seine Zunge fuhr über die trockenen Lippen. »Es kommt darauf an. Wer es ist. Wie es ist.«

Lahoon nickte. Seine Finger berührten sachte Verlems Arm. »Seine Name ist Gureev. Er lebt in der Burg. Ich weiß nicht, ob du ihn gesehen hast: jung, schlank, mit schwarzer Haut und kurzem, krausem Haar. Mit einem Körper voller Anmut und einer Stimme voll Melodie.«

Verlems Blick glitt in den Himmel, zu Bildern und Erinnerungen. »Ja«, kam seine abwesende Stimme zu ihnen zurück. »Ich habe ihn gesehen. Gespürt. Er ist mir vertraut. Und willkommen. Ich mag ihn sehr.« Verlem nickte Lahoon ganz leicht zu. »Ich werde zu ihm kommen. Wenn er mich haben will.«

* * *

Gureev zupfte an den Ecken von Rebonyas gefalteten Laken, glättete sie zu noch perfekterer Vollkommenheit. Er hatte das bisher nie getan. Aber nun, da er Besuch erwartete, schien es ihm angemessen. Respektvoll.

Rebonya hatte kein wildes Chaos hinterlassen, als sie zu ihrem Dienst in die Stadt aufgebrochen war. Nur eine milde Form von Unordnung. Völlig akzeptabel, unter normal Umständen.

Aber heute Abend wollte Gureev die Kammer in ihrem bestmöglichen Zustand wissen. Außerdem wollte er sich vorbereiten, irgendwie. Und dazu fiel ihm nicht viel anderes ein.

Mit einem letzten glättenden Strich über die Laken wandte Gureev sich ab und stand zwischen den aufgerollten Matten, den Blick auf das kleine Fenster gerichtet, auf den leeren Tisch, die kargen Steinwände. Die Schatten in der Ecke.

Die Schatten waren dunkel. Immer dunkler. Und begannen zu tanzen, zu wirbeln. Gureevs Atem wurde flach. Die Essenz der Nacht schien sich in dieser Ecke zu sammeln, eine Öffnung zu erschaffen, einen Durchgang in die schwarzen Weiten des Universums, in endloses, haltloses Nichts, das in den Stunden vor Sonnenaufgang die Welt zu verschlingen drohte. Dann glomm ein schwacher Silberschein auf, nicht mehr als ein glitzernder Hauch, und gab dem grenzenlosen All ein Zentrum, ein Herz, und ein Ziel. All die Dunkelheit begann sich darum zu drehen, zu sich zu finden. Sie wurde von Nichts zu Etwas, von Raum zu Körper. Wurde lebendig.

Verlem stand in der Ecke, klein, zart, mit schwarzen Roben, die lose um seine schmalen Schultern fielen. Seine Haltung war ruhig, fast schüchtern. Die feinen Linien seines Gesichts sprachen von Stille und Wachheit, von der Aufmerksamkeit eines scheuen Tieres, das jeden Atemzug der Welt mit all seinen Sinnen wahrnimmt.

Kein Laut und keine Bewegung kam von Verlem, aber seine dunklen Augen ruhten auf Gureev mit einem Ausdruck tiefen Lauschens, voller Präsenz und Empfänglichkeit.

Gureev verlor alle Zweifel. Sein Herz klopfte stark in der Brust, als er graziös und ehrerbietig das Haupt neigte. Dann gab er seiner Intuition nach. Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Arme in einem Halbkreis vor sich geschlossen, und verbeugte sich tief im vollen höfischen Gruß vor höchsten Noblen.

*

Gureev stand am Fenster, den Rücken zu Verlem gekehrt. Er sah zwischen den Eisenstäben hinaus in den Hof, oder in unbestimmte Ferne.

»Will ich, dass du mein Blut trinkst?« Gureevs Stimme war leise, zögernd. »Nein.« Ein Flüstern. »Nein. Ich kann nicht sagen, dass ich das will.« Er wandte sich um, doch sein Blick glitt an Verlem vorbei. »Es fühlt sich falsch an. Irgendwie. Es ist mein Blut, und es sollte durch meine Adern fließen. Nichts anderes.«

Er trat ein paar Schritte zurück. »Aber... Ich verstehe natürlich. Du brauchst das. Es ist deine Nahrung. Die Grundlage deines Lebens.«

Gureev stand da in seiner leichtfüßigen, anmutigen Haltung, als wäre er im Begriff, in einen Ballsaal hinaus zu schreiten. »Deshalb... wenn irgendjemand mich fragen würde... wäre ich bereit, ein wenig von mir zu geben, um jemand anderem das Leben zu retten – ja selbstverständlich. Natürlich würde ich das tun.«

Er sah Verlem an. »Ob das nun dein Leben ist, oder das Leben der Person, die du nicht töten musst, weil du auf andere Weise genährt wirst. Von vielen Menschen, mit vielen kleinen Gaben.«

Gureev trat nun tatsächlich nach vorne, aber statt in einen Ballsaal schien er eher in eine Kathedrale zu schreiten, all seine Bewegungen voll Ehrfurcht vor dem heiligen Mysterium. »Ich bin zutiefst berührt von dem, was du getan hast. Wer du geworden bist. Wie du ein neues Selbst kreiert hast, ein neues Leben.«

Seine Stimme war weich. »Du hast dich von der Gewalt verabschiedet in einer Welt, wo der Kampf unausweichlich schien. Wo du dachtest, dass dir der Tod droht, sobald du nicht tötetest. Und doch hast du dich abgewandt. Und einen vollkommen neuen Weg gefunden.«

Gureev hielt inne, als hätte er den Altar im Herzen seines Schreins erreicht. »Du hast deine ganze Welt neu erschaffen. Solche Transformationskraft ist unfassbar. Ist heilig.«

Er sah Verlem direkt in die Augen. »Und ich will, dass diese Kraft unter uns weilt.«

Gureev breitete den Arm in einer weiten, offenen Geste aus. »Deshalb: Ja. Jeder einzelne dieser Gründe wäre für sich allein schon genug. Wenn es nur darum ginge, dein Leben zu retten. Oder das einer anderen Person. Nur um eine Verneigung vor der Transformation deines Lebens, deines Wesens. Oder darum, uns mit der Präsenz solcher Macht zu segnen. Es wäre schon genug.«

Der Mond kam hinter einer Wolke hervor und badete den kalten Stein der Kammer in seinem silbernen Glanz.

Gureev sprach leise. »Also: Ja. Natürlich. Ich bin bereit. Bereit, von mir zu geben. Von meinem Blut. Um all das möglich zu machen.«

Er leckte sich über die Lippen. »Wirst du hierher kommen, in meine Kammer? Du wirst mich in tiefen Schlaf versetzen, und am nächsten Tag bin ich etwas müde, aber sonst weiß ich von nichts?«

Verlem nickte.

Gureev hob den Kopf. Seine Entscheidung war gefällt, sein Gewissen rein.

»So sei es.«

Der Klang eines großen, alten Gongs verhallte. Der letzte purpurne Schimmer von Magie schwand dahin. Der Magja drehte seinen Stab, und alle Krigas löschten ihre neugeborenen Lichtschwerter, ließen die leuchtenden Strahlen in den hölzernen Griff zurückfallen. Wie ein Mann standen sie auf und verschwanden in der Dämmerung.

Die Menge der Zuschauenden begann sich zu zerstreuen. Unleha kochte. »Wie können sie es wagen! Diese Unverfrorenheit! Es wird immer schlimmer.« Sie schüttelte wütend den Kopf. »Ich frage mich ja, ob es nicht falsch von uns war, überhaupt da zu bleiben und auch zuzuschauen. Und damit ihr Publikum noch zu vergrößern, ihnen noch ein bisschen mehr Aufmerksamkeit zu geben.«

Amalai hakte sich bei Unleha unter und grinste. »Ich denke, es hat schon gepasst. Schließlich gibt es kaum etwas, was den Zauber einer hinreißenden Vorstellung so sehr zerstört wie der laufende Kommentar einer unzufriedenen Meckertante direkt neben dir im Publikum.« Sie zwinkerte Unleha zu. »Ich glaube, du warst richtig gut.«

Unleha schnaubte. Aber es schien ihr nichtsdestotrotz zu gefallen. »Na, hoffen wir's.« Doch der grimmige Zug in ihrem Gesicht kam zurück. »Aber echt. Es ist unerträglich. Die Rede, die Berqar gerade gehalten hat! Vor den Krigas, angeblich. Aber vor der Stadtöffentlichkeit, wenn du mich fragst! Ich wette, sie hat das schon hundert Mal gemacht, innerhalb der Kaserne. Und jetzt traut sie sich, damit raus zu kommen. Aufrufe zu Krieg und Gewalt, im Namen von Sicherheit und Freiheit. Ich bitte dich! Wir sollten ihr das echt nicht durchgehen lassen. Sie nutzt die Gelegenheit, um sich als öffentliche Rednerin in Szene zu setzen. Als Staatslenkerin, die den Leuten das Gebot der Stunde erklärt.«

Lahoon kam aus dem Krämerladen und schloss sich ihnen stillschweigend an. Amalai nahm seine Hand, aber ihre Stimme war schwer, als sie Unleha antwortete. »Ja. Es war gut inszeniert, wie immer. Erst die Krigas, in Formation, um Aufmerksamkeit zu schaffen. Dann Berqars Rede, zunehmend dramatisch – und schließlich ein Schauspiel voll

grandioser Magie, mit Donnergrollen und strahlenden Schwertern, und einem mächtigen Magja, der alles Böse besiegen kann.« Amalais Griff schloss sich fester um Lahoons Hand. »Es war beeindruckend. Mitreißend. Furchterregend.« Ihr schiefes Grinsen kehrte zurück. »Abgesehen von dem Gemecker an meiner Seite.«

Unleha seufzte. »Aber was machen wir jetzt?« Sie ging rasch weiter, Anspannung in jedem Schritt. »Vielleicht sollten wir öfter herkommen. Regelmäßig. Selbst für die Wachablöse. Und sicherstellen, dass wir ihre Vorstellung stören.« Sie sah Amalais Blick. »Oder uns über sie lustig machen. Auf eine vollkommen freundliche, liebevolle Art.« Ihre Lippen zuckten. »Oder ein unzufriedenes Dauermeckern abhalten, genau außerhalb ihrer Hörweite.«

Amalai zwinkerte ihr zu. »Vielleicht.« Sie wog bedächtig den Kopf. »Obwohl das schwierig sein wird. Es so zu machen, dass wir tatsächlich den Zauber ihres Auftritts brechen, statt nur zusätzliche Kraft hinzuzufügen. Indem wir ihnen noch mehr Aufmerksamkeit verschaffen. Denn selbst wenn wir als Gegenkraft auftreten: Auch das ist Kraft, und auch das fügt zum Ganzen noch hinzu. Es schafft zusätzlich Emotion, Aufmerksamkeit und Gewicht.«

Unleha machte ein wegwerfende Geste, als hätte sie nun keine Geduld mehr mit dem Argument, das sie gerade eben selbst noch gebracht hatte. »Wir müssen jetzt ernst machen«, sagte sie mit Nachdruck. »Berqar und Pramus haben einen Plan. Wir können nicht einfach nur herumstehen und hoffen, dass alles gut wird. Wir müssen was tun!«

Amalai nickte. »Das machen wir. Auch wenn die meisten Menschen uns nicht brauchen werden, um zu ihrer eigenen Weisheit zurück zu finden.«

Amalai ließ ihren Blick über die Häuser der Gasse schweifen, über ihre behäbigen Mauern, ihre golden schimmernden Fenster. »Der Dämon vor dem Bad war ein dramatischer Akt. Er hat die Leute für einen Tag in seinen Bann gezogen. Aber nach der ersten Aufregung werden doch viele zu dem Schluss kommen, dass es nur eine Inszenierung war. Immerhin haben wir das alle als Kinder so gelernt: dass Dämonen nie mehr waren als Schreckgespenster der alten Magjas. Es ist doch wahrscheinlich, dass die Leute sich an diese Variante der Geschichte erinnern und zu ihrer alten Überzeugung zurück kehren.« Amalai nickte einem Mann im Stall zu. »Und die Krigas abwählen.«

Der Mann winkte vertraulich zurück, und ein braunes Pferd schnaubte zustimmend über seine Schulter. Die warme Lichtkugel einer Straßenlaterne schwebte am Gassenrand.

»Illusionen, Illusionen...« Lahoon summte und schnalzte und wiegte sich sachte, während er durch die Abendluft schritt. Dann hüpfte er leicht, änderte den Rhythmus und spielte mit der Melodie. Mit verträumten Augen sang er vor sich hin, ein sich wandelndes Lied unter dem letzten Licht des nachtblauen Himmels.

* * *

Lahoon ließ seine Schätze auf den Tisch gleiten, der schon überquoll wie ein Füllhorn. Schwarz und rotgold drängten sich die Früchte der Erde in der Schüssel, kugelten um smaragdene Stängel und frische Blätter. Dunkelviolette Pflaumen, sonniger Honig und schneeweiße Sahne lachten Lahoon an wie der Inbegriff von Reichtum, wie die Einladung zu einem Fest der Sinne.

Mit einem glücklichen Seufzer ließ Lahoon sich niedersinken und griff zu einer Melone, die wie der Großteil dieser Kostbarkeiten aus ihrem eigenen Garten kam.

Amalai schnitzte eifrig an einer Wurzel, deren Ende bereits in kleinen Stücken in einem Wasserkübel badete und sich langsam durchweichen ließ. Mit nasser Hand strich Amalai ihren Ärmel zurück und nahm das Gespräch wieder auf, das sie beim Schälen und Waschen begonnen hatte. »Die Begegnung mit Verlem öffnet mir so viele ungewohnte Pfade. Ganz andere Arten, die Dinge zu sehen.«

Sie blickte Lahoon über die Landschaft der Fülle hinweg an. »So wie das hier.« Amalais Finger berührten die goldenen Körner. »Wer sind diese Wesen? Sie wachsen aus der Kraft der Sonne, kreieren sich selbst aus den Wellen des Kosmos.« Amalai zeichnete die Adern im Inneren eines Blattes nach. »Wir Tiere können das nicht. Wir müssen von der Kraft anderer zehren. So wie Verlem auch.«

Vorsichtig nahm sie ein braunes Ei in die Hand. Die Frucht eines Vogels, ein Same, der noch zu einem neuen Wesen heranwachsen könnte, fliegen und singen und Junge aufziehen. Oder aber das Leben anderer nähren, in einem großen, verwobenen Netz aller Wesen. »Ich nehme ihre Lebensenergie in mich auf. So wie Verlem die meine.«

Lahoon kam um den Tisch herum und drückte einen Kuss in Amalais Haar, während er sie von hinten umarmte.

Sie drehte sich halb zu ihm um und lehnte ihre Wange an seine Brust. »Und das bringt mir die Frage: Nähre ich mich von anderen so, wie auch ich bereit bin, andere zu nähren? Zeige ich zumindest so viel Umsicht, so viel Achtsamkeit wie Verlem? Bemühe ich mich, kein unnötiges Leid zu verursachen, und auch die anderen gut leben zu lassen?«

Amalai strich über einen Maiskolben, mit sanften Fingern, mit nachdenklichem Blick. Sah die Samen wachsen, oder sterben.

»Wir nähren uns immer schon an anderen. Nun ist ein anderer gekommen, um sich an mir zu nähren. Es hilft mir. Ich erlebe das gleiche Tun nun von der anderen Seite. Und kann mich so ganz neu einfühlen in das Gewebe des Lebens.«

* * *

Fieberhaft warf Kortid sich auf seiner Matte hin und her. Schweiß stand auf seiner Stirn.

}}} Von allen Seiten schlich die Dunkelheit an ihn heran. Vage Umrisse lauerten zwischen schwarzen Baumstämmen, zwischen gewundenen Säulen. Kortid stolperte vorwärts, blind, gefühllos, über unebenen Boden, zwischen Fallstricken und Gruben. Ein unheimliches Weinen tönte aus der Ferne, ein klagender Wind, ein angstvolles Jaulen.

Kortid beeilte sich. Zweige oder Geister schlugen in sein Gesicht, zerrten an seinen Kleidern. Er versuchte, sein Schwert zu ziehen, aber er konnte es nicht finden. Die Scheide war leer. Der Griff glitt aus seinen Fingern. Kortid fasste nach, fand Halt, und verlor ihn erneut, wieder und wieder.

Er versuchte zu rufen, aber kein Laut kam aus seiner Kehle.

Kortid rannte vorwärts, atemlos.

Doch da verfangen sich seine Füße, und er schlug hart auf den Boden. Eine dunkle, unförmige Masse lag vor ihm zwischen den Wurzeln. Huns tote Augen starrten aus einer Maske hervor.

Kortid sprang auf, den Rücken zu einem Baumstamm gekehrt, sein ganzer Körper kampfbereit. Schon schoss eine schwarze Kreatur auf ihn zu. Mit einem Schrei warf Kortid sich auf sie. Sein Schrei verformte sich, wurde schrill, unwirklich, ohrenbetäubend, der Schrei des Dämons. In rasendem Rhythmus stach Kortid auf das Untier ein. Blut rann über seine Hände, sein Gesicht, seine Seele, verwandelte den Boden unter seinen Füßen in einen stinkenden, brodelnden See, der ihn hinunter zog wie ein Strudel, um ihn zu ertränken. {{{

Kortid schnappte nach Luft. Seine Hände krampften sich um das Laken. Sein Magen war ein einziger harter Knoten.

Er starrte hinaus in die Dunkelheit. Die echte Dunkelheit, die in seiner Kammer. Huns Matte lag stumm und leer an ihrem Platz.

Zwischen den Gitterstäben des Fensters fiel fahles, dünnes Licht herein, Kunde eines Vollmondes irgendwo am fernen Himmel, der die Schatten nur noch vertiefte.

Kortid biss sich auf die Lippe. Er würde wach liegen, starr und steif, bis zum Morgengrauen. Er wusste es. Er hatte es immer gewusst, jedes Mal, in jeder dieser endlosen Nächte, da er allein war mit den Alben der Finsternis.

* * *

Der sanfte Schein magischer Laternen erhellte die Taverne, ließ das Holz der Tische in warmen Brauntönen erglühen, die Gläser mit goldenen Funken zwinkern. Ein paar Krigas kamen durch die Tür, müde vom langen Wachestehen, und setzten sich an die Theke. Die Wirtin wischte die Hände an der Schürze ab und ging zu ihnen.

Kortid sank bleischwer auf seinen Schemel nieder. Mit einem unterdrückten Stöhnen rieb er sich die Schläfen. Die Geräusche der Taverne umfluteten ihn, klappernde Teller und sanftes Gemurmel, ab und zu unterbrochen von einem Lachen.

Direkt hinter ihm feierte eine Gruppe fröhlich und lauthals vor sich hin. Ihre farbenfrohen Roben schimmerten im weichen Laternenlicht wie sorgsam arrangierte Ölfarben in einem alten Gemälde. Ihre Bewegungen flossen an Kortids Augenwinkel vorbei, am Rande seines Bewusstseins. Er hörte ihre Trinksprüche, ihre Witze, ihr Geplänkel durch die schummrige Taverne poltern.

Kortid seufzte. Seine Augen brannten. Sein Kopf war eine große schmerzende Wolke. Ein unsägliches Gewicht zog an jeder Zelle seines Körpers.

»Geh bloß nicht allein nach Hause, mein Freund!«, rief eine der Feiernden laut. Ihre Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung über ihre einmalig gute Pointe. »Nicht im Dunkeln! Da könnte dich das Monster fressen! Schließlich gibt es hier Dämoonen!!!« Die ganze Gruppe bog sich vor Lachen.

Ein dünner Faden in Kortids Innerem riss.

Er stand auf.

Wie ein Zombie drehte er sich um, sein Gesicht bleich, sein Körper leer, getrieben von einer fremden Macht. Er trat heran, mit mechanischem, abgehacktem Schritt. Ausgezehrt und gespenstisch wie ein verwüstetes Ödland stand er neben dem Tisch.

Die Gruppe wurde still, sah unsicher zu ihm auf.

Kortids Stimme kam wie aus weiter Ferne, hohl und monoton.

»Wage es nicht.«

Seine Worte hatten den Widerhall des Horrors, ein Omen drohenden Untergangs. »Wage es nicht, dich darüber lustig zu machen.«

Die jungen Leute am Tisch starrten Kortid an.

Die anderen Krigas hatten sich umgedreht und folgten Kortid verwirrt. Sie bildeten eine Linie in seinem Rücken. Eine Wolke sprachloser Beklemmung hing um Kortid, floss durch die Taverne, umfing langsam einen Tisch nach dem anderen mit ihrem eisigen Hauch.

Kortid merkte nichts davon. Sein lebloser Blick war auf die junge Frau vor ihm gerichtet. Leere und Wahnsinn standen in seinen Augen.

Die Frau schluckte. Ihre Hände schlossen sich fest um den Kelch.

Mit einer abrupten, eckigen Bewegung drehte Kortid sich um und ging.

Die Krigas zögerten. Sie blickten ihm nach, hörten den dumpfen Klang der zufallenden Tür. Dann fällten sie ihre Entscheidung, ohne ein Wort. Sie stampften auf, warfen der versammelten Gemeinschaft einen drohenden Blick zu, und verließen die Taverne.

Furchtsame Stille füllte den Raum. Und verging nicht mehr. Selbst als ein zögerndes Gemurmel wieder anhub, als Meinungen und Kommentare ausgetauscht wurden und Leben und Gläserklirren wiederkehrten, blieb die mulmige Starre zurück, in den hinteren Ecken, im dunklen Untergrund. Sie hatte sich in den Ritzen eingenistet, gleich neben den Schatten und der Angst.

Kortid saß vor dem Ostflügel der Burg auf dem Boden. Er ließ den Kopf in die Hände sinken. »Ich kann so nicht weitermachen.« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und sah Gureev durchdringend an. »Ich habe nicht wirklich geschlafen seit...« Er machte eine unbestimmte Geste. »Es geht einfach nicht.«

Gureev setzte sich zu ihm.

Kortids Atem kam flach. »Ich habe Berqar schon um einen Trank gebeten, damit ich schlafen kann. Zumindest tagsüber, wenn das Licht etwas Sicherheit bietet.« Er verschränkte die Arme vor der Brust, als ob das Halt geben könnte. »Aber irgendwie scheint es nicht zu klappen, nicht einmal mit dem Trank. Er führt nur dazu, dass sich mein Magen verkrampft und ich nichts essen kann.« Seine Zunge strich über die trockenen Lippen. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich werde langsam wahnsinnig vor Erschöpfung.«

Kortid schloss die Augen. Sein Gesicht war grau, hager. Er sah furchtbar aus.

Gureev atmete tief durch. Er rutschte etwas näher, lehnte seine Schläfe gegen die Wand, gleich neben Kortids müdem Haupt. Ihre Schultern berührten sich. Gureev lauschte auf ihren Atem, auf das leise Auf und Ab ihrer Lungen, wie die sanften Wellen eines Meeres. Kortid entspannte sich unmerklich. Er neigte sich eine Spur zur Seite, lehnte seinen Kopf an Gureevs.

»Danke«, murmelte er. »Gureev. Du bist mir ein Trost.« Kortid richtete sich wieder auf. »Zumindest kann ich mit dir reden. Zumindest hörst du mich. Du verstehst.«

Sein Blick glitt in die Ferne, zwischen die leeren Ställe am anderen Ende des Hofes.

Gureev schaute Kortid lange ins Gesicht, bevor auch er seinen Blick hinaus zu den Mauern der Burg wandern ließ. »Weißt du«, begann er unsicher, »ich kenne vielleicht jemanden, der dir helfen könnte, zu schlafen.«

Kortids Augen flogen sofort zu ihm.

Gureev räusperte sich. »Ich weiß aber nicht, ob es dir recht wäre. Ob du das willst.« Er sah den Ausdruck auf Kortids Gesicht und fuhr hastig fort. »Ich weiß auch nicht, ob es funktionieren würde. Aber ich denke eher schon.«

»Was?« Kortids Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

Gureev blickte zu Boden. »Ich weiß von jemandem, der die Fähigkeit hat... Leute in Trance zu versetzen. Wenn du es so nennen willst. Zwei Arten von Trance. Eine ist sofortiger Tiefschlaf. Vollkommen, traumlos. Fast so, als würdest du das Bewusstsein verlieren.«

Gureev hielt inne. »Die andere ist eine Trance des Vertrauens. Er erweckt in dir ein Gefühl der Geborgenheit, der Sicherheit – nun, des Vertrauens. Dieses Vertrauen ist auf ihn gerichtet, als Person. Aber ich denke, dass es auch allgemein beruhigend sein könnte. Und bei Panikattacken helfen. Oder bei Albträumen.«

Kortid rührte sich nicht. Seine Augen ließen nicht von Gureevs Gesicht ab. »Er ist ein Heiler?«

Gureevs Ohren glühten. »Nein. Nicht direkt.« Er räusperte sich. »Er ist ganz anders als alle Menschen, die ich kenne.«

Leben kehrte in Kortids Züge zurück. Da war wieder Farbe in der weißen Haut seiner Wangen, und Energie in seinen Bewegungen. »Natürlich will ich das. Ich muss es versuchen. Alles. Irgendwas. Was auch immer mich aus diesem Zustand herausbringt. Es ist unerträglich.« Er brauchte eine Antwort. »Was soll ich tun? Wie kann ich ihn treffen?«

Gureevs Blick glitt wieder hinaus über den Hof. Dann sah er Kortid in die Augen. »Er hat keinen Laden in der Stadt. Aber ich werde versuchen, ihn zu finden. Und zu fragen, ob er bereit ist, seine Gaben anzubieten. Ob er denkt, dass es passend ist, und überhaupt funktionieren könnte. Und dann komme ich zu dir zurück und berichte, was er gesagt hat.«

Kortid ergriff Gureevs Arm und drückte ihn fest. »Danke«, flüsterte er mit fiebrigen Augen. »Ich hoffe, du findest ihn. Schnell.« Er sah den Ausdruck in Gureevs Gesicht und lachte fast, ein heiseres, hilfloses Keuchen. »Kein Stress, natürlich. Du rettetest ja bloß mein Leben.«

* * *

Lahoons Pfauenhaut schimmerte sanft im Schein der magischen Laterne, als er sich wieder zwischen Amalai und Verlem auf sein Kissen niederließ. Gureev hatte ihnen eine Geschichte gebracht, eine Mär von Angst und Schrecken, von Dämonen und Alben, von Schlaflosigkeit und Erschöpfung. Von einer verzweifelten, ausweglosen Situation, und dem dringenden Ruf nach Hilfe.

»Ich weiß nicht«, seufzte Gureev. »Ich bin so unsicher. In Bezug auf alles.« Er hob den Kopf. »Wärest du bereit, das für Kortid zu tun?« Gureev warf Verlem einen zweifelnden und hoffnungsvollen Blick zu. »Würde es funktionieren?« Er zögerte. »Und ist es richtig, das zu tun?«

Ein Hund bellte in der Ferne, alarmiert durch das Auftauchen von Fremden in seinem Heim.

Verlem sah Gureev mit seinen schwarzen, ruhigen Augen an. »Es würde funktionieren.« Seine Stimme verschwamm mit dem Zirpen der Grillen draußen. »Und ich wäre bereit, das für ihn zu tun.« Verlem zögerte. »Ob es richtig ist: da habe ich keine Ahnung.«

Ihre Körper warfen lange Nachtschatten durch die goldene Luft der Kräuterküche, runde, dunkle Wesen im schimmernden Äther.

Amalais Blick war nachdenklich, sorgenvoll. Sie legte ihre Hand leicht auf Verlems Arm. »Es würde bedeuten, dass wir dich zu Kortid schicken. Dich. Wo du doch derjenige bist, der durch seine Albträume spukt, der im Horror dunkler Ecken lauert. Du, der ihn fast zum Wahnsinn treibt.«

Amalais Finger glitten über Verlems feine, helle Haut. »Oder nicht du. Ganz und gar nicht du.« Sie sah ihm in die Augen. »Du bist es, den er im Wald gesehen hat. Aber du bist nicht der Dämon, vor dem er Angst hat. Überhaupt nicht.«

»Nein.« Verlems Stimme driftete durch den Raum wie eine Spinnweben im Wind. Die Dunkelheit jenseits des goldenen Laternenscheins nahm sie in sich auf.

Gureev räusperte sich. »Kortid wüsste nichts von deiner wahren Natur. Oder zumindest habe ich bisher nichts davon verraten. Denn im Moment ist sowieso alles zu viel für ihn.« Gureev neigte besorgt den Kopf. »Aber wir müssen es ihm sagen. So bald wie möglich.«

Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn Kortid es selbst herausfindet. Womöglich sogar bald, viel zu bald. Während er noch halb verrückt ist vor Angst.« Gureev wandte sein Gesicht ab. »Kortid würde sich hoffnungslos betrogen fühlen. Von mir, und vielleicht sogar auch von allen, von der Welt. Er würde nie wieder jemandem vertrauen. Und womöglich in einen Wahn kippen, aus dem er nicht mehr herausfindet. Den Verdacht, dass alle Menschen Verräter sind, oder verkappte Dämonen.«

Gureev strich sich mit der Hand über das krause Haar. Sein Gesicht war kantiger als sonst. »Deshalb sollte ich Kortid die Wahrheit sagen. Am besten sofort.« Gureev zögerte. »Aber was, wenn es zu viel ist? Für ihn. Und dann für euch.« Gureev sah in die Runde. »Schon jetzt richtet Kortid Unheil an mit dem, was er sagt und tut in seinem Zustand. Wird das noch

schlimmer, wenn er mehr weiß über Verlem oder die Leute, die ihm nahestehen? Würde er euch schaden?»

Gureevs Augen suchten Antworten, Hinweise, Beruhigung, als sie zwischen Amalai, Lahoon und Verlem hin und her wanderten. Doch sie blickten nur schweigend zu ihm zurück.

Sie wussten es nicht.

Die Ampullen im Regal glänzten mit warmem Funkeln, und die Kräuterbüschel zwischen den Balken sandten ihre Botschaft von Heu und Sommer, Heilung und Wohltat, Same und Wiedergeburt.

Amalai atmete tief ein. »Vielleicht sollten wir es einfach versuchen. Auch wenn Kortid nicht genau weiß, wer es ist, der ihm dieses Angebot macht. Aber das Angebot selbst ist echt, und ist, was es zu sein vorgibt. Eine Trance. Ein Zauber, eine einzigartige Form der Magie.« Amalai sah Gureev direkt an. »Ich denke, Kortid kann bewusst entscheiden.« Tiefe Sorge lag in Amalais Miene. »Und nach dem, was du erzählst, braucht Kortid diese Hilfe dringend.«

Gureev legte die Hände übereinander. Sein Atem war ruhig und kontrolliert. »Nun gut. Ich werde mit Kortid sprechen, so ehrlich, wie ich kann. Und ich werde so viel über dich preisgeben, wie es in dem Moment gerade möglich scheint.« Gureevs fragender Blick traf Verlem.

»Ja.« Verlems Augen waren ruhig und dunkel wie immer.

Gureev atmete aus. Dann schloss er die Augen. »Ich hoffe bloß, dass es funktioniert. Dass es nicht nach hinten losgeht.«

Die Taverne war gut gefüllt, und das lebhafte Gemurmel eines geselligen Abends mischte sich mit dem Klirren der Gläser und dem Schaben der Stühle auf dem Holzboden. Ab und zu hob sich eine laute Stimme oder ein Ausbruch von Gelächter über den dahinplätschernden Geräuschpegel hinaus.

So wie Unlehas zunehmend hitzige Rede, die mit jedem neuem Zuruf der Krämerin Tenatetlan weiter an Fahrt und Feuer gewann. »Es gibt keine Dämonen!!! Das Ganze ist vollkommen lächerlich!« Unlehas empörte Worte waren weit über ihren eigenen Tisch hinaus zu hören. »Dämonen waren nie etwas anderes als Illusionen, das wissen doch alle! Ein Instrument der Manipulation und Unterdrückung.«

Eine Gruppe Krigas kam herein und machte es sich an der Theke bequem.

Ein alter Mann an Unlehas Tisch schubste sie mit der Schulter. »He«, murmelte er, »leise jetzt.« Er nickte unauffällig in Richtung der Krigas.

»Wie, leise jetzt?« Unleha sah ihn verwirrt an. Ihr Blick glitt zwischen den Krigas und dem Mann hin und her.

»Sie mögen das nicht. Diese Art von Gerede. Du weißt schon. Sie lassen das nicht zu.«

Unleha starrte ihn entgeistert an. Dann brach ihr Temperament durch. »Wie bitte? Sie lassen das nicht zu? Seit wann muss ich denn Krigas um Erlaubnis bitten, bevor ich etwas sage?« Sie drehte sich halb in Richtung Theke um. »Dies ist ein freies Land! Es sind die Zeiten nach dem Wandel, nicht davor! Wir leben nicht unter der Herrschaft von Krigas und Feudalen. Oder Magjas, mit all ihren lächerlichen Monstern!«

Die Krigas an der Theke spürten die Welle der Aggression und wandten sich halb zu Unleha um, ohne zu wissen, worum es ging oder was eigentlich los war. Aber sie standen auf, sicherheitshalber.

Unleha schob ihren Stuhl zurück und machte einen Schritt auf die Krigas zu, ein Glosen in den Augen. »Was macht ihr überhaupt hier? Seit ich denken kann, war es Krigas verboten, uniformiert in der Stadt zu

erscheinen. Jetzt gibt es diese Ausnahme, für die Wachen, was schon schlimm genug ist, wenn du mich fragst. Aber Besuche in der Taverne sind da nicht inbegriffen! Und erst recht nicht irgendwelche Vorrechte, zu bestimmen, was gesagt werden darf und was nicht! Also, raus mit euch! Kommt wieder, wenn ihr zivilisiert gekleidet seid!«

Unlehas Arm zeigte direkt zur Tür. Tenatetlan war an ihrer Seite, die Fäuste auf den Hüften, Dolche in ihrem Blick.

Die Krigas rückten enger zusammen, mit angespannten Muskeln und Mienen.

Einige Leute von anderen Tischen standen auf und kamen hinzu um zu vermitteln, zu beruhigen. Oder um ihre Meinung zu sagen. Unleha sollte aufhören. Die Krigas sollten gehen. Oder sich keine Sorgen machen. Bald fingen die Leute an, untereinander zu streiten. Eine Wolke der Anspannung und Aufregung braute sich über der Gruppe zusammen, immer dichter und dunkler, aufgeladen mit dem Potenzial von Blitzen.

Tenatetlan war mittendrin. Sie trat ganz dicht vor einen der Kriga und reckte herausfordernd ihr Kinn, ihr ganzer Körper eine einzige Drohung. Er versuchte etwas zu sagen, aber Tenatetlan kam ihm zuvor. »Raus mit euch! Ab in eure Kaserne!« Sie stieß ihn vor die Brust und er stolperte einen Schritt rückwärts.

»He!«, rief er. Sobald er sich gefangen hatte, ging er automatisch in Kampfhaltung. Genau wie alle anderen Krigas.

»Halt! Zurücktretet!«

»Niemals!«, brüllte Tenatetlan. »Wir lassen uns keine Befehle geben!« Sie trat rasch vor und stieß dabei gegen Unleha, die in den Kriga neben ihr stolperte. Der stieß sie so heftig zurück, dass Unleha zu Boden fiel.

Tenatetlan schrie auf.

Und das Gewitter brach los.

* * *

Im schwindenden Abendlicht hockte Kortid bei den Ställen, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Gureev kauerte sich daneben. Die Sandwüste des Hofes erstreckte sich vor ihnen bis hin zu den grauen Klippen der Burgmauer.

»Ich habe ihn gefunden. Den Heiler«, begann Gureev.

Kortids Kopf flog zu ihm herum. »Und?« Seine Augen waren fiebrig.

»Er ist bereit. Er würde kommen und dich in Trance versetzen. Wenn du es willst.«

»Natürlich will ich!« Da war kein Zögern, kein Zweifel in Kortids Antwort.

Gureev lächelte hilflos. »Ich sollte dir noch etwas sagen«, fuhr er fort.

»Über den Heiler. Warum er so ungewöhnlich ist.« Gureev zögerte. »Er ist ein Fay. Deshalb hat er diese Kräfte, diese einzigartige Magie.«

Kortid machte eine wegwerfende Geste, hielt aber mittendrin inne. Er starrte Gureev an. »Er ist fay?« Kortids Stimme war dünn, wacklig.

Gureev sah ihm fest in die Augen. »Ja.«

Kortid wurde blass. »Er ist kein Mensch?«

Gureev legte eine Hand auf Kortids Arm. »Nein. Nicht ganz, zumindest. Nicht nur.« Er drückte leicht zu. »Er ist fay. Deshalb kann er diese Heiltrance wirken. Wie sonst kein anderer.« Gureev lehnte sich leicht zurück. »Aber du musst ihn nicht treffen. Deshalb sage ich es dir ja. Du kannst frei entscheiden. Ob du mit ihm zu tun haben willst, und seiner Magie aus dem Reich der Fay.«

Kortid wandte sich ab. Er blickte starr geradeaus auf die karge Fläche aus Beige und Grau. Ein Zittern lief durch seinen Körper. Seine Hände waren mit festem Griff umeinander geschlossen.

Gureev sagte nichts. Er blieb einfach an Kortids Seite, die Hand auf seinem Arm, den Körper neben dem seinen. Gemeinsam sahen sie hinaus ins Nichts.

Ein Windstoß wirbelte Staubgeister auf, ließ sie einen Moment lang tanzen, bevor sie sich wieder in dünne Luft auflösten. Oder sich niederlegten, ein Stück weiter vorne, ihr dünnes Wesen ausgebreitet über ihren Gefährten auf dem Boden.

Endlich blickte Kortid auf. »Ich weiß es nicht«, presste er zwischen den Zähnen hervor. Seine Stimme war dünn und müde. »Ich weiß gar nichts, dieser Tage. Ich kann einfach nicht mehr.« Er lehnte den Kopf gegen die Wand hinter sich. »Lass ihn zu mir kommen. Er soll mich in Schlaf versetzen.« Kortid riss den Kopf hoch, die Augen weit offen. »Aber nicht ins Vertrauen! Wenn es vielleicht nicht gerechtfertigt ist!« Panik lag in seiner Stimme. Dann gab er einen kleinen, erstickten Laut von sich, ein erstorbenes Lachen. Sein Kopf fiel wieder zurück an die Wand. Als Kortid die Augen erneut öffnete, griff er nach Gureevs Hand, die immer noch auf seinem Arm lag. »Wirst du dabei sein? Wenn er kommt? Wirst du bei mir bleiben?«

»Ja.« Gureevs Stimme war tief, und ein wenig rau. »Ich verspreche es.«

* * *

Ein Himmel voll Lavendel und Mitternachtsblau wölbte sich über der Piazza und ein paar letzte Sonnenstrahlen umrandeten kleine Wolken mit Gold. In der dämmerigen Abendstimmung strahlten die Lichtschwerter hell und rein, klare Striche, die Zauber und Hoffnung in die Luft schrieben in ihrem kunstvollen Tanz. Im Ritual der Wachablöse.

Rebonya führte die Klinge mit Kraft und Geschick, ihr junger Körper eins mit der Waffe in ihrer Hand. Sie traf den Kriga der anderen Reihe in einem eleganten Pas de Deux, dann einer vollen Drehung mit gesenktem Schwert, dann wieder auf verschlungenen Pfaden, mit denen sie sich als Paar durch die Reihen der Krigas woben, einem flüssigen Platzwechsel, bei dem sie sich wechselseitig den Rücken deckten.

Passend zu der exquisiten Symmetrie im Ballsaal der Krigas schwebte der süße Klang von Musik durch die Luft und begleitete das ritterliche Schauspiel.

Obwohl niemand in der Kaserne dies geplant hatte. Oder auch nur hatte kommen sehen.

Ein paar dutzend Schritte neben dem Tanz der Krigas saß Lahoon auf einer Kiste und spielte. Sein rabenschwarzes Haar grüßte die Nacht, seine samtige Haut schenkte der Dämmerung Schimmer aus Saphir und Asche. Aber seine Stimme sang zu den Linien aus leuchtendem Bernstein im Himmel.

Rund, weich und voll flossen die Melodien aus seiner Laute, in perfekter Harmonie mit der Anmut der Krigas. Lahoons klangvolle Stimme trug den Refrain mühelos über den Platz. »Illusionen! Illusionen!«

Eine kleine Menschenmenge hatte sich rund um Lahoon versammelt. Wie auch an den letzten Abenden schlossen sie sich Lahoon an, ein wohlklingender Hintergrundchor, voll Volumen und Resonanz, manchmal sogar mit einer zweiten Stimme.

Der Schwerterreigen der Krigas blieb nicht mehr unkommentiert. Jeden Abend begleitete ihn die Musik, veränderte die Macht und die Bedeutung des zauberhaften Schauspiels.

»Illusionen! Illusionen!«

Ein Glaubensbekenntnis, ein Appell, eine Proklamation tanzte über die Piazza, im schillernden Gewand eines Liedes.

Amalais Kräuterküche hatte vorübergehend den Charakter einer Krankenstation angenommen. Immer mehr Leute waren hereingeströmt auf der Suche nach Wundsalben und blutstillenden Mitteln.

Lahoon war inzwischen heimgekommen und servierte stärkende und beruhigende Tees, während Amalai die letzten Reste einer Tinktur auf Unlehas Prellungen auftrug. Tenatetlan war auch erschienen, eine selbstgemachte Bandage um den Kopf, schief und hastig gewickelt, mit einem Blutfleck über dem Ohr. Tenatetlan trug sie wie eine Flagge, einen Schwur. Den Eid einer Kämpferin.

»Es reicht!« Tenatetlans Augen glühten. »Sie sind zu weit gegangen. Jetzt gibt es kein Zurück mehr!«

Die Leute grummelten und rutschten auf ihren Kissen hin und her. Tenatetlan brodelte wie ein Dampfkessel. »Erst marschieren sie in die Stadt, stellen sich an den Ecken auf, als ob die Straßen ihnen gehörten. Als ob unser Zuhause Teil ihrer Kaserne wäre, unter ihrem Kommando. Und dabei ist es ja nicht geblieben! Sie sind weiter gegangen, in unsere Geschäfte, unsere Tavernen. Um dort zu herrschen! Um uns zu befehlen, was wir sagen dürfen und was nicht. Sie wollen unsere Köpfe kontrollieren! Unser Denken! Das werden wir niemals zulassen! Wir müssen zurückschlagen! Kämpfen, mit all unserer Macht. Für unsere Heimat, für unsere Freiheit!«

Lahoon stellte ein Glas Tee vor ihr ab. Sein Gesicht war blass unter der blauen Haut.

Amalai verstaute ihre Ampulle im Regal, aber drehte sich halb zu Tenatetlan um. »Wenn wir zu hart werden, spielen wir Berqar direkt in die Hände.« Ihre Stimme war ruhig und bedacht.

Doch Tenatetlan explodierte. »Du und dein Duckmäusertum! Du kannst ja weiter still und leise sein, den Kopf senken und auf Nettigkeiten hoffen. Aber wir sehen ja, wohin Bravsein uns führt! Krigas überall! Und wenn wir es wagen, unsere Meinung zu sagen, werden wir grün und blau geschlagen!«

Tenatetlan ballte die Faust. »Nein. Die Zeit der Geduld ist vorbei.« Sie rutschte hinüber zu Unleha für einen Schulterschluss. Ihre Augen funkelten Amalai wütend an. »Du kannst ruhig hier sitzen und die Nase rümpfen. Aber während du deine Blumen gegossen hast, waren wir im Kampf!«

Tenatetlan hakte sich bei Unleha unter. »Wir werden es ihnen zeigen! Wir jagen die Krigas aus der Stadt!«

* * *

Verlem kniete vor dem Altar. Mit seiner Schwere und Zeitlosigkeit trug der Stein die Schale, die auf ihm ruhte, und das kalte Quellwasser darin.

Lahoon blickte in den durchsichtigen Spiegel, sah das Abbild des Himmels, der dunklen Deewelarque. Dann fiel eine gebrochene Beere in die Tiefe und ein Tanz von Tintenflüssen durchbrach die stille Transparenz, wob Fragen und Zeichen in ihre Mitte, bis sich die schwarzen Ranken langsam auflösten und in die Unsichtbarkeit eingingen.

Das Mal auf Lahoons Stirn brannte auf seiner Haut. Er lehnte sich langsam vor, die Fingerspitzen an Verlems Schläfe, den Blick gesenkt in die Hellsichtigkeit des Wasser, bereit, alles zu empfangen, was die klare Leere ihm geben mochte.

}} Er ging inmitten einer tiefen Furche durch ein riesiges Brachland. Der Pfad unter seinen Füßen war breit und ausgetreten und er kam flott voran. Nur, dass es kein Voran war. Er bewegte sich schnell, aber nicht in die richtige Richtung. Da wollte er nicht hin.

Er hielt inne, verunsichert, und sah sich um. Das Licht war fahl, der Boden grau und schwer. Die endlose Ebene rund um ihn lag in trübem Zwielicht, unfruchtbar, leblos.

Er fühlte sich unwohl. Er legte die Arme um die Brust und sah zu Boden. Der Pfad zu seinen Füßen war ihm vertraut, in einem abgründtiefen, unentrinnbaren Sinn. Er war schon einmal hier gewesen. Vielleicht immer. Vielleicht war er sein ganzes Leben lang nie irgendwo anders gewesen als hier. Und dennoch. Es war falsch. Er wollte hier nicht sein. Wollte diesen Weg nicht weiter gehen.

Er drehte sich um. Rund um ihn waren tiefe, hohle Furchen, ein gigantisches Feld voller Spuren, die alle in die gleiche Richtung zeigten, in endloser, hoffnungsloser Wiederholung. Sie starrten ihn an, ohne Vorschlag, ohne Kompromiss.

Aber er musste raus.

Er wandte sich von dem Pfad zu seinen Füßen ab, versuchte, im rechten Winkel dazu zu gehen. Er schaffte es nicht. Der kleine Hügel zu seiner Rechten wuchs zu einem unüberwindlichen Hindernis an, einem grauen Wall aus Lehm, der an seinen Beinen hing wie ein Klotz. Der ihn einsog wie ein Sumpf, ihm keinen Halt bot um aufzutreten, um sich abzustößten.

Er lehnte sich zurück, nutzte das ganze Gewicht seines Körpers um sich zu befreien, um zurückzufallen auf den Weg, von dem er gekommen war.

Schwer atmend landete er auf dem Boden.

Und versuchte es noch einmal.

Er legte sich quer über den Wall, sein ganzer Körper flach und weit, und rollte hinüber. Von oben bis unten mit Lehm beschmiert stand er auf. Sein Herz klopfte heftig. Er stand auf dem Grunde der nächsten Furche, die genauso tief, genauso ausgetreten war wie die erste. Und in genau die gleiche Richtung wies. Es war ein Weg, eine Schiene, ohne Abzweigung.

Er konnte die Spuren sehen, die sein Körper auf seinem Fluchtversuch hinterlassen hatte. Der Damm hinter ihm war eingesunken unter seinem Gewicht. Langsam floss der Lehm wieder in die Kerbe zurück. Aber eine leichte Mulde blieb. Eine Delle. Ein Pass. Eine Erinnerung an den Ungehorsam, der Hauch einer Ahnung, dass ein anderer Weg möglich sein könnte.

All seine Kleider, seine Glieder waren nun staubgrau. Der Lehm klebte an ihnen, zog ihn hinunter, machte jede Bewegung schwer und mühsam. Aber er wusste nun, wie es ging.

Er rollte über den nächsten Wall, und den nächsten, arbeitete sich mühsam und beharrlich voran. Sein Atem ging schwer. Seine Muskeln fühlten sich seltsam an. Nicht bloß müde. Irgendein seltsames Zittern, eine unwirkliche Transformation lief durch sie hindurch.

Er blickte an sich hinunter und sah, wie seine Hosen zu breiten, losen Streifen wurde, Stoffbahnen, die von seiner Hüfte hingen und frei im Wind flatterten. Ihr mattes Grau wurde zu Blau, erst zu dem eines verregneten Ozeans, dann zu dem eines tiefen, klaren Berghimmels. Seine Beine schauten dazwischen hervor, länger und runder als zuvor.

Sein Herz begann, in einem starken, freudigen Rhythmus zu schlagen. Wind kam auf und trug ihm süße, vielversprechende Aromen zu, Träume einer fernen, seltsamen Welt, mysteriös, aber reich und verlockend, einladend.

Er hob den Blick. Mit großen Augen und windzerzaustem Haar sah er, wie sich die ganze Welt um ihn wandelte. Wasser sammelte sich zu einem

Rinnsal, dann zu einem Bach. Gradlinige Furchen wurden hinweggespült als der schwellende Fluss sich in seinem Bett einrichtete, Kurven und Schlingen durchs Land zog in einer Weichheit und Verspieltheit, die undenkbar gewesen war in der Welt der geraden Linien, die gerade noch geherrscht hatte.

Ein Quell silbriger Funken erwachte tief in seinem Herzen, ein helles Glitzern. Das Sprudeln füllte seinen Körper, bis es aus ihm herausbrach als ein Laut der Verwirrung, der Hingabe und Sehnsucht, der sinnlichen Freude. {{{

Die Vision verblasste. Lahoon lehnte sich vorsichtig zurück, löste langsam seine Finger von Verlems Schläfe. Lahoons Augen waren noch voller Träume. Er flüsterte verworren. »War das im Reich der Fay?«

Verlem kniete still neben dem Steinaltar. »Es war in mir.«

Die Deewelarque hielt einen schützenden Ast über Verlem.

»Ich wusste, dass ich nicht mehr töten wollte. Und ich wusste, was ich tun musste.« Er zögerte. »Es war klar. Einfach. Aber unendlich schwer.«

Inmitten der raschelnden Blätter brach ein kleiner Kokon auf. Verlems dunkle Augen ruhten auf seiner schmalen Form. Zwei zarte Fühler tauchten auf, und ein zierlicher schwarzer Kopf. Das kleine Wesen kämpfte mit seinem Gefängnis, mit seiner alten Hülle, die zu eng geworden war. Verlem hob einen Finger, aber berührte nichts. Nur seine Stimme wob sich durch das Geäst.

»Ich habe die Dinge lange Zeit auf eine bestimmte Art und Weise gemacht. Dann wollte ich sie anders machen.«

Verlem drehte seine Hand, hielt sie wie einen sicheren Boden unter den zitternden Kokon.

»Es klingt sehr einfach. Aber es war schwer. Der schwierigste Teil. Jemand anderer zu werden. Die Dinge anders zu sehen, als ich sie immer gesehen hatte. Ich wusste, wohin ich wollte, und warum. Aber jeder Schritt war unendlich ermüdend. Mein altes Leben zog mich zurück, wieder und wieder. In eine Furche, die nicht nur ich gegraben hatte, sondern auch unzählige Wesen vor mir und um mich.«

Verlem liebte den knorrigen Zweig der Deewelarque, wo jede knotige Ecke eine Spur war von Momenten der Vergangenheit, eine im Holz verkörperte Erinnerung.

»Es gibt Muster im Stoff der Wirklichkeit. Furchen in ihrem Land. Sie werden tiefer und tiefer eingeschrieben, mit jedem Wort, mit jeder Tat. Jede Bewegung hinterlässt Spuren in unseren Körpern, unseren Seelen, unserer Welt.«

Verlems Finger reisten den Ast entlang bis hin zu einer Stelle, wo ein dünnes junges Blatt hervorspross, direkt unter der alten Wunde eines abgebrochenen Zweigleins.

»Die Muster der Wirklichkeit zu verändern ist schwer. Anstrengend. Es braucht Kraft und Mühe, eine Furche zu verlassen, die bereits tief eingegraben ist. Eine neue Rinne zu kreieren, eine, die es noch nie gab. Quer zu den Furchen zu gehen, in einer unmöglichen Richtung.«

Verlem öffnete seine Hand für die Welt. »So viele andere haben mir geholfen. Mit ihrem Wandern, ihren Leben. Es ist unmöglich, allein zu gehen.«

Eine dünne schwarze Schönheit war aus dem Kokon gekrochen. Roh und zerbrechlich, mit zerknitterten, unfertigen Flügeln, drückte sie sich gegen den rauen Stamm der Deewelarque, rang nach Atem in einer Welt, die nie wieder die alte sein würde.

Hoch oben, im schmalen Himmelstreifen über der Schlucht, zogen Wolken vorbei und ließen das Licht schwanken. Die Grautöne im Steinaltar antworteten, sachte, subtil, und ihre Nuancen wurden weicher.

Verlem wandte sich wieder dem Schrein zu und tauchte einen Finger in das kristallklare Wasser der Schale. Er hob einen glitzernden Tropfen an Lahoons Stirn. Lahoon spürte, wie die kühle Klarheit das brennende Mal erfüllte und davontrug.

Verlem wusch das Zeichen des Zaubers auch von seiner Haut. Dann schlossen seine Finger sich um das glatte, polierte Holz und hoben die Schale hoch in den Schatten der Deewelarque, wie eine Opfertgabe, einen heiligen Gral.

Verlems Lippen bewegten sich, und Lahoon konnte seine Worte mehr fühlen als hören, feine, unwirkliche Töne fast jenseits des Wahrnehmbaren.

Die Blätter der Deewelarque regten sich und ein aromatischer Dunst von Borke und Beeren driftete aus den Tiefen des Geästs. Verlem öffnete die Augen. Mit einem zierlichen Finger griff er ins Wasser, ließ eine weitere flüssige Perle herabfallen auf den knorrigen Stamm der Deewelarque. Dann goss er seine Opfertgabe aus, ließ Licht und Klarheit niederregnen und all die lebensspendende Kraft in den Boden sinken, um die Wurzeln der heiligen Pflanze zu nähren.

Verlem wandte sich Lahoon zu und sah ihn mit seinen dunklen Augen an.

»Für mich ist es tiefe Magie. Diese Macht, die Wirklichkeit neu zu formen, mit unserem Geist, mit unseren Leben.«

Der helle, klare Ruf der Morgenfanfare drang durch Gureevs Träume. Er räkelte sich.

Auf der anderen Matte drehte Rebonya sich mit einem dumpfen Grunzen zur Wand. Gureev lächelte. Er konnte nicht sagen, ob Rebonya wirklich jeden Tag unwillig war, aufzuwachen, oder ob sie ihm bloß das bisschen Zeit allein geben wollte, das ihm morgens so willkommen war.

Wie auch immer. Gureev nahm die gebotene Gelegenheit dankbar an. Langsam und genießerisch glitt seine Hand über die Spitzen seiner Brust, hinunter zum nackten Bauch. Seine empfindsame Haut reagierte sofort auf die Berührung, mit Hitze und Leidenschaft, so wie sein ganzer restlicher Körper auch. Voll aufgestauten Begehrens am Ende einer langen Nacht legte Gureev den Kopf in den Nacken und seufzte.

Rebonya hatte die Augen noch geschlossen. Sie war nicht Teil von Gureevs Morgenritual und wollte es auch nicht sein. Aber sie war froh, die Schwingungen zu spüren, die da von seiner Seite kamen. Was auch immer sie sonst an Gureev ärgerte, seine Art, den Tag zu beginnen, erfüllte ihre karge, kalte Kadettenkammer jedes Mal mit einer Atmosphäre von sinnlicher Freude und warmer Lebenskraft, mit dem direkten Gegenteil von Strenge und Hass. Das schuf eine tausendmal angenehmere Stimmung zum Aufwachen. Und als eine Welle der genussvollen Erlösung durch den Raum rollte und Gureev zu seinen Exerzitien überging, war auch Rebonya fast schon bereit, aus dem Bett zu krabbeln.

Zu ihrer Überraschung wandte Gureev sich an sie. »Ich wollte dir noch danken, Rebonya. Dass du mich gefragt hast.«

Rebonya blinzelte Gureev aus verschlafenen Augen an und rieb sich über den Hinterkopf.

Gureev hob mit einer fließenden Bewegung die Arme und nahm die Pose seiner nächsten Übung ein. »Dass du mich mitgenommen hast, meine ich. Zu Amalai, Lahoon und Unleha.«

Mit müheloser Präzision berührten sich seine Hände und glitten dann in einem runden Bogen neben sein gebeugtes Knie. »Du hattest recht. Keine von ihnen hat mich in eine Kategorie gesperrt, mich nur als ›den Feudalen‹ gesehen. Niemand hat mir meine Familie vorgeworfen. Aber es hat auch niemand erwartet, dass ich das Land regieren sollte. Oder ihnen in irgendeiner Hinsicht überlegen sein.«

Gureev sah Rebonya an und nickte ihr leicht zu. »Es ist gut gelaufen. Die Leute sind mir alle ganz entspannt begegnet. Ich bin frei. Freier, als ich dachte.« Ein ironisches Lächeln zupfte an seinem Mundwinkel. »Wie ein Gleicher unter Gleichen«, zitierte er den feierlichen Eid des Wandels, und glitt zurück in die anmutige Ruhe seiner Übung.

* * *

Kortid ging unruhig in der Kammer auf und ab. Graues Morgenlicht fiel durch das vergitterte Fenster, und mit ihm das Gähnen und gedämpfte Gemurmel der Kadetten auf Frühschicht.

Kortid ballte die Fäuste. Er trat zum Fenster.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren.

Die Tür der Kammer hatte sich geöffnet und wurde schon wieder geschlossen, hinter Gureev und der Person, die mit ihm gekommen war. Ein kleiner, zarter Mann, mit dunklem Haar und weißer Haut.

Verlem.

Kortid schluckte. Angst stieg in ihm auf, Angst und wilde, verzweifelte Hoffnung. Seine Hände zitterten, als er den Kopf vor Verlem neigte.

Gureev setzte sich still auf ein Kissen in der Ecke. Aber Verlem blieb bei der Tür stehen, schüchtern und zurückhaltend, als würde er darauf warten, eingelassen zu werden. Seine dunklen Augen ruhten auf Kortid, voller Aufmerksamkeit, voller Lauschen. Kortid stand erschöpft und ausgelaugt vor ihm. Ein Wrack. Und immer noch voller Anspannung, voll verzweifelter Kampfgeist.

Verlem tat einen kleinen Schritt zur Seite, der Hauch einer Bewegung. »Möchtest du mich hier haben?«

Kortid riss den Blick hoch. »Ja!« Seine Augen waren glänzend, fiebrig. »Ja. Bitte, komm herein.« Er setzte sich auf seine Matte. Verlem folgte ihm, langsam, mit vorsichtigem Abstand. Mit genug Raum für Kortid, den ersten Schritt zu tun.

Kortid schlüpfte unter die Decke. Er rutschte ein wenig zur Wand, um Platz für Verlem zu machen.

Verlem kniete am Rande der Matte und sah mit unergründlichen Augen auf Kortid hinunter. Ein Windstoß fuhr durch den Kasernenhof, wirbelte Staub auf, klopfte gegen die Fensterläden.

»Ich kann dich in Schlaf versetzen. Tiefen, traumlosen Schlaf. Es ist eine magische Gabe, die mir eigen ist. Möchtest du, dass ich sie anwende?«

Eine eisige Faust schloss sich um Kortids Herz, ohne Erklärung, ohne Vorwarnung. Er erstarrte. Sein Atem stockte. Er drückte sich gegen die Wand.

Verlem sah die Panik in seinen Augen und stand sofort auf. Er machte ein paar kleine Schritte zurück.

Kortids Atem kehrte wieder. Aber seine Finger krampften sich immer noch um das Laken. Kortid zog die Beine an und umfasste sie fest mit den Armen. Er legte die Stirn auf die Knie und gab seinem Herzschlag Zeit, sich zu beruhigen, tiefer zu werden, beständiger. Kortid hob den Kopf und blinzelte zu Verlem hinauf.

Verlem, zierlich und blass, stand immer noch ein paar Schritte entfernt und schien mit allen Sinnen zu lauschen. Zurückhaltend, abwartend. Scheu. Vollkommen unbedrohlich.

»Tut mir leid«, flüsterte Kortid.

Verlem schüttelte ganz leicht den Kopf, eine fast unmerkliche Bewegung. »Nein.« Seine Stimme schwebte durch die Luft wie ein fallendes Blatt. »Geh mit deinem Gefühl. Nur so weit, wie du gut kannst.«

Seine Worte fielen direkt in Kortids Herz. Es wurde warm, taute aus dem Eis heraus und begann, einen starken, kräftigen Lebensrhythmus zu schlagen, fest und regelmäßig. Kortids Finger ließen die Laken los. Sein Blick wurde weicher, als er sich Verlem zuwandte.

»Bitte komm zurück.« Kortid streckte sich auf der Matte aus.

Verlem setzte sich vorsichtig an den Rand.

Kortid räusperte sich. Er musste die Frage einfach stellen, die Antwort hören, von Verlem. »Wenn du mich in Schlaf versetzt...« Kortid wandte sein Gesicht ab. Seine Stimme war ein heiseres Flüstern. »Werde ich wieder aufwachen?«

Verlem saß vollkommen still, wie aus Holz geschnitzt, selbst sein Atem unhörbar.

»Ja. Du wirst wieder aufwachen. Du wirst nicht sterben.« Die Worte kamen sanft und leise von seinen Lippen. »Für ein paar Stunden wird dein Schlaf so tief sein, dass er kaum gebrochen werden kann. Aber gen Abend wirst du von selbst erwachen. Du wirst leben, und wohlauf sein.«

Kortid nickte. Er wandte sich Verlem wieder zu, aber sein Blick glitt immer noch ab zur Wand. »Während ich schlafe... so tief, dass nichts mich wecken kann...« Er sah Verlem nun direkt in die Augen. »Wirst du nichts anderes mit mir tun? Nichts, als mich in Schlaf zu versetzen? Versprichst du es mir?«

Verlem senkte ganz leicht den Kopf. »Ja. Ich verspreche es.«

»Danke.« Kortid atmete aus. »Danke, dass du gekommen bist. Und so viel Geduld mit mir hast.«

Er blickte kurz zu Gureev hinüber und sah ihn nicken. Kortid leckte sich über die Lippen. Dann ließ er sich auf das Kissen zurück sinken, die Arme lose neben dem Körper.

»Ich bin bereit.« Seine Stimme war leise, aber gefasst. »Ich bitte um deine magische Gabe. Schenke mir Schlaf.«

Kortid sah in Verlems dunkle, stille Augen. Alle Anspannung und Angst wich von ihm als ein Segen des Vergessens, des Loslassens ihn umfing wie ein warmer, freundlicher Ozean, eine Meeresumarmung, die es ihm endlich erlaubte, hinabzusinken in tiefe, heilsame Ruhe.

Nebelschwaden stiegen aus dem Hang, aromatische Wolken und geisterhafte Schleier, die unter dem fahlen Gesicht des schwindenden Halbmondes tanzten.

Die riesige Kupferschlange öffnete ihr Maul oben vor dem Waldrand, spie warmes, duftendes Wasser aus, voller Erinnerungen an Genuss und Heilung, an all die Freuden eines heißen Bades. In einer langen Kaskade von Becken wanderte das Nass den Hügel hinunter, schimmerte moosgrün in einem, violett im nächsten, voll wogender Algen, schwimmender Blüten oder flüsterndem Schilf.

Der Badepalast hatte die gewöhnliche Dorfweise, die sich jenseits des Baches bis zum Waldrand hinauf zog, verwandelt in einen heißen Sumpf exotischer Pflanzen. In Amalais Ecke sogar in eine Brutstätte fremdländischer Schlingen und schwerer Düfte, geheimnisvoller und aufreizender Gefährtinnen, die es normalerweise nie bis in die Nähe der behäbigen Provinzhauptstadt Behrlem geschafft hätten. Aber nun waren sie da, und sorgsam umhegt von ihrer getreuen Gärtnerin.

Amalai stieg gerade herab von einem morgendlichen Besuch ihrer Becken, als sie unvermutet auf eine zweite Frühaufsteherin traf, die am Fuße des Hügels stand, gebeugt über das komplexe Kontrollsystem der Weichen, Dämme und Wehre.

✱

»Sie wollte keinen Krieg anzetteln«, sagte Unleha verteidigend, während sie den kupfernen Zauberstab in ihrer Hand drehte. »Tenatetlan ist als fahrende Händlerin einfach nicht kleinlaut unterwegs. Sie will bloß, dass wir stark und entschlossen auftreten und den Krigas richtig was entgegensetzen. Einen Massenaufstand, der sich nichts gefallen lässt. Dass wir nicht zaghaft und schüchtern sind, vorsichtig Kompromisse in Verhandlungen suchen, Regeln einhalten, auf Prozeduren warten.«

»Was wir hier letztendlich schützen wollen«, sagte Amalai langsam und mit Bedacht, »sind unsere Werte. Unsere Art, zu leben und uns zu organisieren. Die wir mühsam mit dem Wandel errungen haben.« Sie rieb ein Tuch über das Fläschchen in ihrer Hand. »Und soweit ich

verstehe, ist es ein Herzstück des Wandels, immer Lösungen durch Verhandlungen zu suchen. Und Mehrheiten in den Prozeduren, die wir für uns geschaffen haben.« Ein Lichtstrahl fing sich in dem Glas und ließ es hell aufleuchten, wie ein goldenes Juwel voller Heilkraft. »Auch, dass wir einander immer mit Respekt behandeln. Wenn geht, sogar mit Freundlichkeit.«

Amalai umschloss die Phiole mit ihrer Hand und ließ sie in die Tasche gleiten. »Ich fürchte, dass Tenatetlan Dinge vorschlägt, die uns in die falsche Richtung führen. Wo wir selbst nicht mehr unseren Prinzipien gemäß handeln. Und die auch sonst kontraproduktiv sind.«

»Wieso kontraproduktiv?«

Amalai machte eine vage Geste. »Gewalt schürt Gewalt. Angst schürt Angst.« Sie griff mit leeren Händen in die Luft, auf der Suche nach Worten. »In einer ruhigen Kleinstadt voll kompetenter, kooperativer Leute könnte niemand den Ruf nach Krigas rechtfertigen. Oder nach Gewaltanwendung. Warum auch? Wozu denn? Es gibt überhaupt keinen Grund, brutal zu werden.«

Amalai legte Zeigefinger und Daumen aneinander. »Deshalb braucht Berqar eine Bedrohung. Irgendeine. So wie den Dämon: Hier ist ein Grund zur Furcht, und somit auch zur Bewaffnung. Voilà. Das war der erste Vorwand, den Berqar gebracht hat. Und den nächsten sollen wir ihr liefern.«

Amalais Hand schloss sich zu einer Faust. »Je mehr Spannungen es gibt, je mehr Aggression und Feindseligkeit, umso mehr Rufe nach ›Verteidigung‹ wird es geben. Unruhen und Aufstände wären ideal für Berqar. Irgendein Ausbruch von Gewalt, auf den dann mit Gewalt geantwortet werden kann.«

Amalais Hand öffnete sich wieder, langsam, wie eine Blüte im unwiderstehlichen Bann des Morgens. »Am besten ist es, in jeder Hinsicht, wenn wir eine entspannte, kooperative Stadt sind. Was ja ohnehin tatsächlich der Fall ist, die meiste Zeit. Wir sind kompetent und freundlich, fähig, miteinander zu reden und gemeinsam unser Leben zu organisieren.«

*

Unleha hatte sich auf ein dickes Rohr gehockt und tippte mit dem Zauberstab auf ihren Schenkel.

In abschließendem Tonfall schob Amalai noch einen Gedanken nach. »Im Grunde geht es darum, wie unsere Gesellschaft aufgebaut ist. Und wie wir miteinander umgehen. Deshalb sollten wir selbst unser Bestes tun, um die Werte zu verkörpern, die wir in Yurvania sehen wollen.«

Unleha applaudierte, den Stab unter die Achsel geklemmt. Ihr Mundwinkel zuckte. »Wohl gesprochen, teure Freundin.« Sie duckte sich an dem von Amalai geworfenen Tuch vorbei. »Nun, weise Frau, wie würde das denn genau aussehen, deiner Meinung nach? In Anbetracht dessen, dass wir auch tatsächlich etwas bewirken wollen. Nämlich die Krigas aus der Stadt rausschicken.«

Amalai hob kurz eine Schulter. »Wir haben einen guten Plan, oder? Kein Grund, den fallen zu lassen.« Ihre Augen wurden schmal. »Aber wir sollten noch mehr tun. Angesichts dessen, was gerade passiert ist.«

*

»Ich werde mich sicher nicht bei einem Kriga entschuldigen!« Unleha stellte unsichtbare Nackenhaare auf und unterdrückte ein grimmiges Knurren.

Sie stand neben dem untersten Becken, dort, wo die Kupferrohre das gereinigte Wasser wieder in Spiralen himmelwärts führten. Vor der Spitze ihres Turms neigte sich die glänzende Riesenschlange zurück in Richtung Badepalast, in einem monumentalen Triumphbogen, als wollte sie die kleinen Sterblichen, die unter ihr am Bach entlang spazierten, in Staunen und Ehrfurcht versetzen.

Am Fuße des Turms, wo Unleha stand, waren die Rohre grau und grün von einer Patina aus Wetter und Flechten. Und hinter ihrem Rücken begannen Büsche und Farne zu schwanken, als sich jemand zwischen ihnen hindurchzwängte.

»Nicht alle Krigas sind böse Menschen«, sagte Amalai bedächtig, während sie die knackenden Zweige im Auge behielt.

Unleha folgte Amalais Blick und drehte sich just in dem Moment um, als Rebonya erschien, einen verunsicherten Ausdruck in ihren braunen Mandelaugen.

»Rebonya ist keine Kriga«, brummelte Unleha, während sie sich wieder zurückdrehte und Rebonya mit einer ungeduldigen Handbewegung heranwinkte. »Sie ist bloß eine Kadette.«

»Das heißt, in ein paar Monden wird sie zu einem bösen Menschen?«

»In ein paar Monden wird sie zu einer Bewohnerin der Hauptstadt«, grunzte Unleha. »Aber ich stimme dir ohnehin zu. Und ich habe nie gesagt, dass Krigas böse Menschen sind. Nur, dass ich mich nicht entschuldigen werde.«

»Wirst du aber doch?«

Unleha seufzte.

*

Eine der kleinen Schleusen öffnete sich und ein gurgelndes Bächlein schoss heraus, leerte ein Becken und füllte ein anderes. Zarte smaragdgrüne Stängel wogten unter Wasser, gingen mit der Bewegung mit, schwangen zurück an ihren Platz.

»Berqar macht ein Epos aus der Rauferei in der Taverne«, berichtete Rebonya. »Und einen extremen Notstand. Ich glaube, sie hätte sich nichts Besseres wünschen können. Und freut sich schon auf Fortsetzung.« Rebonya lehnte sich an das dicke Rohr, fühlte das Rauschen des Wassers und den Rhythmus der Pumpe darunter, den dumpfen Herzschlags der Magie.

»Ihr hättet Berqars Rede hören sollen, heute Morgen.« Rebonya strich sich ihren schwarzen Pony aus der Stirn. »Sie war ganz aus dem Häuschen. Man könnte meinen, die Kaserne oder ganz Behrlem wäre von einer feindlichen Armee umzingelt. Krigas wurden verwundet. Angegriffen, als sie außer Dienst waren. Wie niederträchtig, wie hinterhältig! Nachdem sie stundenlang beim Wachestehen gelitten haben, um unser aller Leben zu retten – und dann ein Dolch in ihrem Rücken!«

Rebonya fing Unlehas Blick auf. »Außer, dass da natürlich keine Dolche waren. Es gab Kratzer und Prellungen, bei den verwundeten Krigas genau wie bei den verwundeten Bürgerinnen. Aber egal. Wir wollen uns nicht von Fakten ablenken lassen. Metaphorisch gesprochen und in Berqars Kopf war es ein Dolch im Rücken, und zwar gleich im Rücken aller Krigas, und außerdem aller ehrlichen Bürgerinnen, die vor Dämonen geschützt werden wollen. Das heißt, wir sehen hier Verrat, und Verräter in unserer Mitte, und eine feindliche Armee im Anzug, und extreme Gefahr und Bedrohung an allen Ecken – was dringend nach mehr Krigas schreit!!!«, schloss Rebonya mit einer Triumphgeste, die Hände hoch erhoben. Dann ließ sie die Arme fallen. »Also echt.«

Fremdartige Aromen wehten vom Becken am Hang zu ihnen herunter. Die alten Kupferrohre antworteten, indem sie selbst ein bisschen Dampf abgaben, tränende Tropfen, die aus einer Schnittstellen heraus sickerten, zwischen überdimensionierten Schrauben, die die Welt zusammen hielten.

Amalai strich eine schwarze Locke zurück hinter ihr Ohr. »Nun denn.« Sie hob nachdenklich eine Augenbraue, während sie Unleha fixierte. »Fällt uns irgendeine Aktion ein, die Berqars Geschichte ganz genau entgegenlaufen würde? Ihr womöglich alle Kraft rauben?«

Unleha warf Amalai einen giftigen Blick zu und verschränkte die Arme vor der Brust.

Amalai konnte ihr Grinsen fast verbergen.

Kortid ging mit Gureev durch die Straßen. Der Himmel war noch voller Licht, aber blaue Schatten sammelten sich schon in den Ecken und Vögel sangen von der kommenden Nacht. Eine ganze Menge Leute waren noch unterwegs, um ihr Tagewerk zu Ende zu bringen, Freundinnen zu besuchen, einen Abendspaziergang zu machen.

Es war nicht mehr weit bis zu der Ecke, wo sie Wache stehen würden. Kortid fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich fühle mich wie ein Wrack«, murmelte er. »So, als ob einmal lange schlafen nur deutlich gemacht hätte, wie erschöpft ich eigentlich bin.« Aber da war ein aufgekratzter Unterton in seiner Stimme. Die Hoffnung war zurück. Zerfleddert und zerfetzt vielleicht, grau von der Asche vergangener Zerstörung. Aber, nichtsdestotrotz, Hoffnung. Kortids Seele tanzte durch die Gasse, mit zittrigem, unsicheren Schritt.

Dann hielt er abrupt inne, verharrte regungslos an Ort und Stelle. Mit starrem Blick fixierte er eine Gestalt, die sich am Ende der Gasse in einen Torbogen drückte.

Verlem.

Kortid atmete hörbar ein. Er machte einen Schritt nach vorn, dann noch einen, die Welt vergessen, zusammengeschrumpft auf diesen einen Mann, diese zarte Figur, die halb verborgen im Eingang eines verlassenen Hofes stand. Kortid ging zu ihm, als würde er von der Strömung eines unsichtbaren Flusses getragen.

Er blieb im Schatten des Steinbogens stehen, der ihn vor den Blicken der Gasse verbarg, zögerte steif und ungelenk an der Schwelle. Dann neigte er stumm den Kopf, und eine Sturzflut aus Erschöpfung und Dankbarkeit brach aus ihm heraus, flutete durch den Äther wie eine Welle, eine an der Klippe zerschellende Brandung.

Verlem blieb leise, regungslos, und lauschte. Atmete den Dunst der Gischt, hörte das tiefe Rauschen.

Kortid hob die Augen, suchte Verlems Blick.

»Wirst du wiederkommen?«, murmelte er, gepeinigt und hoffnungsvoll.

Verlem sah ihn aus dunklen Augen an. »Ja. So oft du willst.«

Kortid sank an die Wand hinter seinem Rücken. Seine Glieder wurden weich als ein Meer der Erleichterung ihn umfing, tief und warm, ein Versprechen von Trost und Hilfe.

»Danke.«

Die Informationen, die Unleha von Rebonya bekommen hatte, erwiesen sich als korrekt. An der Ecke des Wollmarktes standen zwei Krigas Wache. Und einer von ihnen, ein kleiner, breitschultriger Mann, war der aus der Taverne. Johalen, hatte Rebonya gesagt. Unleha erkannte ihn sofort. Und seufzte. Ihre Faust ballte sich unwillkürlich, als sie mit unsicheren, zögernden Schritten auf ihn zutrat.

»Äh, hallo.« Unlehas Stimme war wackelig und angespannt. Ihre Augen glitten an Johalens Gesicht vorbei. »Mein Name ist Unleha. Wir – äh – sind uns neulich in der Taverne begegnet.«

Johalen machte einen kleinen Schritt zurück und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. Aber er ließ sie weiterreden.

Unleha hatte die Arme vor der Brust verschränkt und wippte auf ihren Fersen vor und zurück. »Es tut mir leid, dass die Dinge damals so gelaufen sind. An dem Abend. Niemand wollte, dass es so gewalttätig wird.« Sie blickte auf. »Ich jedenfalls wollte das sicher nicht.«

»Na, dann hättest du vielleicht nicht in mich hineindonnern sollen«, grummelte Johalen.

»Ich bin nicht-« Unleha bremste sich. »Ich wollte dich nicht anrempeln«, sagte sie bewusst langsam. »Ich wurde von hinten gestoßen und bin gestolpert.« Sie sah den Ausdruck auf Johalens Gesicht und grunzte. »Kannst du glauben oder auch nicht. Jedenfalls hatte ich nicht vor, dich anzugreifen oder zu stoßen. Es tut mir leid.«

Dann konnte sie sich nicht mehr beherrschen. »Aber es stimmt, was ich gesagt habe. Ich denke immer noch, dass ihr nicht uniformiert in die Tavernen kommen dürft.«

Johalen holte sichtbar Luft und Unleha redete hastig weiter. »Aber das ist kein Grund, dich zu schlagen. Oder zu schubsen, zu drängen oder sonstwie zu anzugreifen. Es tut mir leid, dass das dann so war. Hätte nie passieren dürfen.«

Unlehas Hände lagen in festem Klammergriff um ihre Oberarme. »Also. Das wollte ich nur sagen. Ich wünschte, der Abend wäre anders

gelaufen. Und es tut mir leid, dass du den Eindruck haben musstest, dass du attackiert wirst. Das war nie meine Absicht.« Sie sah ihm in die Augen. »Schau, ob du mir glauben kannst... oder zumindest einen Teil deines Ärgers ziehen lassen.«

Unleha schluckte mühsam. Ihre Augen fixierten die Wand hinter Johalen. »Wenn es irgendetwas gibt, was helfen würde, entstandene Verletzungen zu mildern, lass es mich bitte wissen«, presste sie kaum hörbar heraus. »Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Unleha atmete aus und nickte Johalen kurz zu. Dann drehte sie sich um und ging.

*

Unleha hatte ihre Geschäfte in der Stadt erledigt und überlegte kurz, ob sie einen Umweg nehmen sollte, um auf dem Rückweg nicht noch einmal über den Wollmarkt gehen zu müssen. Aber sie tat es dann doch nicht. Warum auch? Den Kopf hoch erhoben, den Rücken aufrecht, den Blick ein wenig starr geradeaus gerichtet marschierte sie über den Platz und versuchte, die Ecke vor sich nicht zu beachten.

Aber sie sah es natürlich trotzdem.

Johalen hatte sie bemerkt. Und zögerte. Er machte einen Schritt vor und hob den Arm ein wenig, eine halbe, unsichere Geste.

Unleha blieb stehen. Sie sah ihn an. Er begegnete ihrem Blick, und Unleha kam näher.

Johalen räusperte sich und betrachtete ihre Schuhe. »Was auch immer du an dem Abend gemeint oder nicht gemeint hast«, grummelte er, »ich nehme zur Kenntnis, dass du es zumindest rückblickend so siehst. Dass es dir leidtut. Dass du dir wünschst, es wäre anders gelaufen.« Er blickte auf, geradewegs an Unlehas Ohr vorbei. »Also. Gut genug.«

Unleha stand etwas steif vor ihm.

»Gut«, sagte sie.

Johalen starrte immer noch an ihr vorbei. Schließlich fügte er unwillig hinzu: »Ich wollte auch nicht, dass es so aus dem Ruder läuft. Niemand wollte das, glaube ich.«

»Nein«, sagte Unleha.

Johalen blickte ihr kurz in die Augen und nickte.

»Nächstes Mal schaffen wir es besser«, versprach Unleha in ihrer beider Namen. Sie erwiderte sein kurzes Nicken und ging.

Als sie den engen Gassen zum Badepalast folgte, widerstand sie dem wachsenden Bedürfnis, den Bordstein entlang zu hüpfen oder laut los zu singen. Nur ein breites Grinsen zog sich ungehindert über ihr ganzes Gesicht.

* * *

Die aufgehende Sonne blinzelte vorsichtig zwischen dem Horizont und einer langen grauen Wolkenbank hindurch und hinterließ dabei eine hell leuchtende Silberspur. Aber wo sie ihre Finger hindurch streckte waren diese weich und golden, ein milder Hauch auf dem wogenden Gras, dem flüsternden Schilf.

Verlem saß mit Lahoon zwischen den Wurzeln eines alten Baumes am Ufer. Der halbe See war schon aus den Schatten des Obsthains aufgetaucht, und wo die Brise kleine Wellen über den Spiegel laufen ließ, fingen sie hie und da erste Funken von Sonnenlicht ein, die sie jubilierend in den Himmel zurückwarfen.

»Ich werde oft bei Kortid sein.« Verlems Worte schwebten hinaus über die Wasser, leise und sacht. »Und ich muss mich danach auflösen.«

Die Blätter der Krone wisperten.

»Alles ist so intensiv, so voll tierischer, terrener Dichte. Ich kann nicht gleich darauf bei einem anderen Menschen sein. Ich muss hinaus in den Kosmos.«

Ein Boot glitt über den See, eine lange, schlanke Form von natürlicher Anmut. Ein wachsendes V kleiner, weicher Wellen breitete sich langsam wie ein Fächer über den See. Eine Frau stand im Heck des Bootes, eine dunkle Silhouette im Morgenlicht, die mit geübten Händen eine lange Stange gegen den Boden schob.

Lahoon atmete tief ein. »Du wirst dich auflösen. Und wenn du zurückkommst von deinem Sein als Luft und Sternenlicht, dann gehst du wieder zu Kortid.«

»Ja.«

»Nicht zu mir.«

Die Sonne verschwand hinter der Wolkenbank und beraubte die Welt, nicht des Lichts, auch nicht der Farbe. Aber doch eines ganz besonderen Glanzes, eines speziellen Grundes, am Leben zu sein.

Lahoon lehnte sich an die furchige Rinde des Baumes. Er schloss die Augen. Unbeaufsichtigt stahlen seine Finger sich hinüber zu Verlem, zu rauem, schwarzem Stoff, zu feiner Haut über einem zierlichen Handgelenk. Die Berührung ließ Wellen der Sehnsucht durch Lahoons Adern laufen, ein schimmerndes Erzittern. Lahoon wandte unwillkürlich den Kopf, seine Augen nun weit offen, dunkel und verletztlich.

Verlem legte seine Hand auf die Lahoons.

Lahoon klammerte sich an ihn. Dann lehnte er sich wieder zurück, ließ seinen Atem mit einem tiefen, ungleichmäßigen Seufzer ziehen.

»Kortid braucht dich«, flüsterte Lahoon.

»Ja.«

»Ich brauche dich auch.« Lahoons Blick glitt über das Wasser. »Wenn auch auf andere Art und Weise.«

Jenseits des Schilfgürtels stand ein einsamer Kranich, still auf einem Bein.

»Ich könnte es nicht ertragen, dich zu verlieren.« Lahoons Stimme war kaum zu hören, ein heiseres Wispern. »Aber das werde ich nicht. Oder?« Er sah Verlem flehentlich an.

»Nein. Du verlierst mich nicht. Ich begehre deine Liebe, so sehr wie je zuvor. Ich bleibe bei dir.«

Lahoon atmete tief aus, ein langer, ruhiger Fluss der Luft zurück in ihren Ozean. »Ich könnte lernen, geduldig zu sein.« Lahoon probierte den Satz aus und schaute, ob er sich mit Überzeugung füllen würde. Es ging so.

Er wandte sich Verlem zu. »Kortid wird es irgendwann besser gehen. Hoffen wir. Er wird nicht immer so intensiv, so ausgehungert sein wie im Moment.«

Die Blätter des Baumes murmelten leise. Verlems Bein lag zwischen den knorrigen Wurzeln, als wäre es eine von ihnen, immer schon hier zu Hause. »Ich werde bei dir sein. Auch jetzt. So oft ich kann. Aber ich kann nicht mit dir nach einem Portal in die Anderwelt suchen. Oder dich auf magische Reisen in meine Erinnerungen mitnehmen, in meine Seele. All das muss warten.« Verlem zögerte. »Wegen Kortid. Aber nicht nur wegen Kortid.«

Seine Augen streiften über den Obsthain, den See, den Vogelschwarm, der dicht am Ufer über die Oberfläche schoss. »Hier liegt so viel für mich. Das alles ist so reich, so lebendig. Wunderbar. Überwältigend. Ich habe diese terrene Welt noch nie so intensiv erlebt wie jetzt.«

Er sah Lahoon an. »Im Moment bin ich derjenige, der durch ein Portal gegangen ist, und in einer anderen Ebene gelandet. Ich bin es, der lernt und entdeckt. Der sich wandelt, der neue Wege geht in einer neuen Welt. Der hin und her geworfen ist zwischen Angst und Anziehung, Hochgefühl und Verwirrung, Herausforderung und Erlösung.«

Sachte, ehrerbietig strich Verlem über Lahoons Handrücken. »Mehr kann ich im Moment nicht halten. Nicht tun.«

Ein blasser, abnehmender Mond sah schüchtern hervor und verbarg sich dann wieder hinter den Wolken.

»Deine Reisen in die Welt der Fay müssen warten.« Verlems Lippen berührten Lahoons Fingerspitzen mit einem Hauch aus Sternenlicht. »Denn nun bin ich es, der durch diese erdige Welt der Tiere reist, verzaubert, überwältigt, und sich von ihren Wundern verführen lässt.«

Die Tür der Kadettenkammer öffnete und schloss sich, rasch und leise, als Gureev und Verlem hindurch schlüpfen. Gureev setzte sich gleich wieder in seine Ecke. Verlem folgte Kortid zu seiner Matte und kauerte vorsichtig an der Kante.

»Darf ich dich fragen?«

Kortid nickte.

»Ich bin sehr schnell hereingekommen«, sagte Verlem. »Schnell und heimlich. Damit mich niemand sieht. Doch es gäbe einen einfacheren Weg.« Verlem zögerte. »Ich könnte direkt zu dir kommen. Ohne durch die Burg zu gehen.«

Kortid sah in verwirrt an. Verlem wartete.

Am Ende einer mondlosen Nacht dämmerte der Morgen grau und zögerlich jenseits der Mauern, ebenso schüchtern wie Verlems Stimme.

»Ich bin fay, wie du weißt. Würde es dich erschrecken, das zu sehen? Oder wäre es in Ordnung?«

Kortid rutschte unruhig auf der Matte hin und her. »Was zu sehen?«

Verlems Roben fielen in losen Falten um seine Schultern, seine zierlichen Glieder. »Ich kann mich verflüchtigen. Zu reinen Schwingungen werden.« Er hielt inne. »Und ich kann aus dem Nichts heraus erscheinen.« Sein Blick suchte Kortids. »Ich könnte mich einfach manifestieren, in einer dunklen Ecke.« Seine Stimme wurde weich. »Aber ich werde es nicht tun, falls es dich erschreckt.«

Kortids Hand krampfte sich um das Laken. Er starrte Verlem an.

Gureev stand auf und kam herüber. Er setzte sich neben Kortid, so nahe, dass er ihn fast berührte. Kortids Augen zuckten zu ihm hinüber, nervös, irritiert. Aber er lehnte sich ganz leicht an, und Gureev legte einen Arm um Kortids Schulter.

»Du hast das gewusst«, sagte Kortid anklagend.

»Ja«, gab Gureev in sanftem, beruhigenden Tonfall zurück.

Aber Kortid schüttelte seinen Arm mit einer wütenden Bewegung ab. »Gibt es noch etwas, das du mir nicht gesagt hast?« Wild schossen seine Augen zwischen Gureev und Verlem hin und her.

»Ja«, sagte Gureev. »Vieles sogar. Es braucht lange, glaube ich, bis man Verlem wirklich begreifen kann.« Gureev senkte den Kopf. »Und ich selbst bin davon noch weit entfernt.« Er schaute Kortid in die Augen. »Aber ich vertraue ihm genug, um zu glauben, dass er dich heilen kann. Er wird Hilfe bringen, und kein Leid zufügen. Das ist alles, was ich wissen muss, für den Moment.«

Kortid zitterte leicht. Unwillkürliche Schauer liefen über seine Haut. Seine Augen waren fahrig. Aber er ergriff Gureevs Arm und drückte ihn fest. Kortid räusperte sich. Er nickte Verlem zu, mit einer kleinen, eckigen Geste.

»Zeig es mir.«

* * *

Der Tag war heiß und schwül geworden, und die sengende Sonne beschwor weiße Nebel in den Himmel und glitzernde Schweißperlen auf Amalais braune Haut. Sie richtete sich auf und wischte sich über die Stirn.

Ihr geübter Blick suchte den Horizont ab. Es würde noch dauern, bis der Regen kam. Sie legte ihr Werkzeug nieder und machte sich auf zum Bach am unteren Ende des Gartens. Sie kam zu der Stelle wo sie, kaum dass sie eingezogen war, das Bachbett vertieft und erweitert hatte, um eine ovale Bucht für sich zu schaffen, mit einem kleinen Zu- und Abfluss an den Enden.

Amalai kauerte sich auf den breiten Stein am Rand und schaute hinunter in die glasierte Wanne, die den Boden bildete. Ein Schwarm winziger Fische sonnte sich in der ruhigen Bucht und schien den Ort genauso sehr zu genießen wie Amalai selbst.

Amalai tauchte ihre Fingerspitzen ins Wasser. Diese Bewegung und der riesige Schatten, den sie plötzlich auf das Wasser warf, waren genug, um eine flinke Wolke aus Silberpfeilen davonfliegen zu lassen, hin zur Sicherheit rauer Steine und schattiger Algen bachabwärts.

Amalai warf ihre Kleider in einem losen Haufen zu Boden. Mit einem tiefen Seufzer ließ sie erst ihre Beine, dann ihren ganzen Körper hinein gleiten in die kühle, frische Umarmung des Baches.

Rund um sie murmelte das Wasser, erzählte von Kieseln und Steinen, von Fällen und Wirbeln und ewiger Bewegung. Es flüsterte in Erinnerung an Berge, Schneefelder und Felsspalten, an plötzliches Quellgesprudel im Sonnenlicht. An Metamorphosen, vom Sein als Wolke und Luft und Himmel zu Nebelschleiern und endlos fallenden Regentropfen. Die Strömung plapperte leise und unbeschwert vor sich hin, ruhig und konstant in einem Dasein ständiger Veränderung.

Kühl und glatt strich sie über Amalais nackten Körper, leckte an ihrer Haut, lockte die aufgestaute Anspannung aus ihren Muskeln. Amalai seufzte zufrieden und lehnte sich zurück in die immerwährende Zärtlichkeit des Baches.

*

Amalai setzte sich auf und holte tief Luft. Wasser rann aus ihren Haaren und über ihre glänzende Haut, als sie aus der Unterwasserwelt ihrer Badekühle auftauchte.

Sie öffnete die Augen und sah einen schwarzen Schatten zwischen sich und dem sonnenhellen Himmel stehen. Sie blinzelte und schüttelte leicht den Kopf.

»Hallo, Meerjungfrau«, sagte eine vertraute Stimme.

Amalai schniefte.

»Darf ich stören?«, fragte Unleha.

»Nur, wenn ich weiter hier sitzen bleiben kann«, gab Amalai grinsend zurück.

»Ah, verdammt.« Unleha schlüpfte aus ihren Schuhen und kletterte die Böschung hinunter, um sich neben Amalai ans Ufer zu setzen. »Ich hatte gehofft, dass du mir deinen Platz anbieten würdest. Aber gut. Ich nehme, was ich kriegen kann.« Unleha tauchte ihre nackten Füße ins Wasser, dort, wo aus Badewanne wieder Bach wurde. Das klare Wasser sprudelte vergnügt um ihre Knöchel und zog spielerische Sonnenmuster über die schwarze Haut.

Unlehas dunkle Augen funkelten Amalai an. »Weiß du was?«

Amalai schüttelte den Kopf und sah erwartungsvoll zu Unleha auf, auch wenn sie gleichzeitig ihren Sarong vom Ufer herunter zu sich in die Badewanne zog. Mit ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen begann sie zu rubbeln und zu spülen, während sie Unleha zuhörte.

»Ich war im Schreibhaus«, begann Unleha. »Wegen des Aushangs, wie besprochen. Um anzukündigen, dass es in zwölf Tagen eine Auslotung geben wird, die feststellt, ob genug Interesse an einer neuerlichen Abstimmung besteht. Und wenn ja, dann eben die Abstimmung, noch mal zwölf Tage später.« Unleha plätscherte mit den Zehen. »Alles wunderbar. Ich habe es ausgehängt, einen Tee mit Ojorsven und Nenimoria getrunken und bin gegangen.« Sie hielt effektiv inne. »Und dann? Was sehe ich, als ich auf dem Rückweg wieder beim Schreibhaus vorbeikomme?«

Amalai wusste es nicht. Aber Unleha sagte es ihr.

»Da war noch ein zweiter Aushang an der Tafel. Gleich neben unserem. Gezeichnet: Berqar.«

Amalais Brauen schossen nach oben.

»Ja«, sagte Unleha. »Genau das habe ich auch gedacht.« Sie lehnte sich vor, den Ellbogen auf ein Knie gestützt. »Es ist ein direkter Gegenvorschlag. Was bedeutet, dass er mit unserem kombiniert wird. Die Auslotung, und später die Abstimmung, wird für beide Vorschläge gemeinsam abgehalten, und die Leute müssen entweder den einen oder den anderen auswählen.«

Amalai schwang ihren Sarong im Wasser hin und her, eine bunte Fahne über dem Braun ihrer Haut. »Ein direkter Gegenvorschlag?«

Unleha nickte grimmig. »Fast wortgleich mit unserem. Außer natürlich der Verneinung. Und bloß einem kleinen Halbsatz, der besagt, dass die Krigas ›Wache stehen und alle Schritte setzen, um die Sicherheit der Stadt zu gewährleisten.««

Amalais Brauen zogen sich zusammen. »›Alle Schritte?‹«

»Du hast es sofort erkannt, meine Liebe.« Unleha wand sich aus ihrer kurzen Hose und setzte sich auf den Fersen ins Wasser. Das kühle Wasser floss ihr über Schenkel und Hüften und ein Seufzer der Erleichterung mäßigte Unlehas wütende Stimme. »Alle Schritte. Das kann alles bedeuten.« Unleha ließ ihre Hand durch das Wasser gleiten. »Alles, wovon Berqar zum gegebenen Zeitpunkt findet, dass es die Sicherheit der Stadt gewährleistet. Ihrer Auslegung sind keine Grenzen gesetzt.«

34

Amalai ging neben Lahoon den Feldweg entlang, die Augen auf die Sonne gerichtet, die hinter diesen Wolkenschleiern stand wie ein blasser Vollmond. Eine angeschlagene Orange lag am Wegrand, verlorenes Fallobst eines hoch beladenen Wagens. Lahoon hob sie auf und wischte sorgsam den Staub von den wunden Flecken.

Doch seine Stimme war angespannt. »Sollen wir dann überhaupt zum Fest auf der Piazza laden? Wenn Berqar sich an unseren Vorschlag dran gehängt hat?« Lahoon tippte mit unruhigen Fingern auf die Frucht. »Wenn wir jetzt versuchen, Leute zur Abstimmung zu bringen: bringen wir sie dann auch zu Berqars Abstimmung?«

Amalai wog den Kopf hin und her. »Ja. In gewisser Weise.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber anders geht es nicht. Wir müssen auf jeden Fall wieder abstimmen. Da führt kein Weg daran vorbei.«

Lahoon biss sich auf die Lippe. »Dann nehmen wir eben den Weg mitten durch. Mit Tempo.«

* * *

Ein heller blauer Strahl durchschnitt das Zwielflicht, blendend und klar. Gureev hielt das Schwert mit ruhiger Hand, die Stärke eines jungen Baumes in seinem Körper, die Leichtigkeit eines Tänzers. Rebonya presste sich hinter ihm an die Wand und blinzelte aus schmalen Augen ins Licht.

Auf der anderen Seite des Raumes löste Verlem sich von Amalai und Lahoon und kam langsam näher. Vorsichtig trat er an den Strahl heran, ließ seine Hand darüber schweben, ganz nah an einer Berührung.

Gureev hörte den Puls in seinen Ohren klopfen.

Verlem schloss die Augen. Er streckte all seine Sinne aus nach dem Schwert, nach dem Licht, nach der Magie. Seine Hand glitt an dem Strahl auf und ab, langsam und bedacht. Dann griff er mitten hinein.

Verlem öffnete die Augen.

»Licht«, sagte er mit seiner leisen Stimme.

Und ging durch die Klinge hindurch, blaues Leuchten auf seiner Robe, seiner Brust.

»Es würde die Augen verletzen, wenn man direkt hineinschaut. Aber sonst: da ist keine Gefahr.« Verlem sah auf. »Kein Effekt.«

*

»Es ist empörend.« Amalai schüttelte den Kopf. »Natürlich wussten wir es, irgendwie. Dass die Lichtschwerter keine magischen Kräfte haben. Aber es so vorgeführt zu bekommen... von genau der Person, gegen die sie angeblich wirken sollen... das macht es so offensichtlich. So greifbar.«

Gureev räusperte sich. »Vielleicht helfen die Wachen ja auf andere Weise«, sagte er schwach. »Selbst wenn die Schwerter nicht wirken. Selbst wenn das nicht wahr ist. Trotzdem könnten die Krigas in den Straßen doch ein gewisser Schutz sein. Sie könnten etwas bemerken. Wie eben jede normale Wache.«

»Sie haben mich nicht bemerkt«, sagte Verlem.

Alle drehten sich zu ihm um.

Verlem trat einen Schritt zurück. Doch aller Augen blieben auf ihn gerichtet.

Er zögerte. Er machte noch einen Schritt nach hinten, hielt sich mit der Hand an der Wand fest.

»Ich war oft in der Stadt, nachts. In den Bettkammern der Menschen. Ich lasse sie in Tiefschlaf verfallen, mit einem Blick. Am Morgen wissen sie nichts von mir.« Er hielt inne. »Und die Wachen auch nicht.«

Verlems Worte hingen in der Luft zwischen den trockenen Kräuterbüscheln, vermengten sich mit ihren driftenden Aromen. Sie ließen einen seltsamen, bitteren Nachgeschmack zurück, der Rebonya in der Kehle kratzte.

Noch war ihr nicht klar, warum.

Dann plötzlich brach es aus ihr heraus. »Hast du dich jemals so an mich herangeschlichen? Mitten in der Nacht, wo ich nichts mitkriege?«

Rebonya war zu einer zischenden Drohung geworden, die sich giftig vorbeugte, während sie sich gleichzeitig meilenweit zurückzuziehen versuchte. »Hast du je mein Blut getrunken? Hast du? Hast du meine Adern aufgeschlitzt und mein Gedächtnis gelöscht?«

Rebonyas Augen waren zu schmalen Schlitzen geworden. Ihr ganzer Körper zitterte.

Verlem sah sie an. Und sagte nichts.

Rebonya explodierte. »Du verdammter Vampir! Wie kannst du es wagen! Wer glaubst du, dass du bist?« Sie setzte zum Sprung an. »Ich werde dich lehren—«

Verlem hatte sich aufgelöst. Rebonyas Hand schloss sich um Luft, fuhr durch haltlose Dunkelheit. Ein schimmerndes Prickeln lief noch kurz über ihre Haut, bevor es verschwand. Mit einem Aufschrei riss Rebonya ihre Hand weg. Sie stolperte rückwärts, Gureev in die Arme. Sie merkte es kaum. Sprachlos starrte sie auf die gähnende Leere vor ihr. Ein weiterer Schrei steckte in ihrer Kehle fest, konnte nicht mehr heraus. Sie schnappte nach Luft.

Heiser keuchend hielt Rebonya sich an Gureevs Arm fest, während ihre Augen fiebrig den Raum durchsuchten. Aber Verlem war fort.

Rebonyas Gesten waren fahrig. Zitterndes Feuer lief durch ihre Adern. Langsam versuchte ihr Herz, sich zu beruhigen und wieder in einen Rhythmus zu finden. Ihr verkrampfter Atem wurde allmählich tiefer und gleichmäßiger.

Mit Gureev noch immer in ihrem Rücken wandte Rebonya sich wieder dem Raum zu und warf einen schrägen Blick auf Amalai und Lahoon. Beide starrten sie mit aufgerissenen Augen an.

Rebonya wurde rot und drehte sich weg. Sie räusperte sich.

Da kam Verlem zurück.

Lautlos nahm er in der hinteren Ecke des Raumes Gestalt an und blickte vorsichtig fragend zu ihnen herüber.

Amalai streckte eine Hand nach ihm aus. Verlem machte einen kleinen Schritt auf sie zu, doch dann hielt er inne, den Blick auf Rebonya gerichtet.

Rebonya kreuzte die Arme über der Brust und fixierte den Boden. Ihr Kinn war hart und eckig. Sie schoss einen kurzen Blick hinüber zu Verlem, der sie immer noch anschaute. Schnell wandte Rebonya die Augen wieder ab.

Angespannte Stille erfüllte den Raum, wartete auf den Moment, da sie sich in etwas anderes verwandeln würde.

Doch der Moment kam nicht.

Langsam begann sich das Schweigen zu verdichten, zu etwas Festem, Hartem und Dornigem zu gerinnen.

* * *

Nur ein schwacher Lichtschein fiel durch das vergitterte Fenster ins Innere der Kammer, ließ die Schatten hervortreten, schwarz auf grau. Unter der Decke stützte sich Gureev auf einen Ellbogen auf. Seine Stimme fand unbeirrt ihren Weg durch die Dunkelheit, bis hin zu Rebonya.

»Du hast ihn attackiert«, sagte Gureev. »Natürlich denke ich, dass du dich entschuldigen solltest.«

»Er soll sich entschuldigen!«, gab Rebonya hitzig zurück. »Er ist derjenige, der angegriffen hat! Ich wollte ihn bloß am Arm packen, und nicht einmal das habe ich geschafft. Er aber hat mich bewusstlos gemacht und das Blut aus meinem Körper rinnen lassen. Ist das eine Attacke oder was? Wird er sich entschuldigen?«

»Ich denke, das wird er«, sagte Gureev eine Spur scharf. »Falls du so gnädig bist, ihm eine Gelegenheit dazu zu geben.«

Rebonya grunzte. »Mach ich nicht. Hat er nicht verdient.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust, während sie sich in ihr Kissen zurück presste. »Er hat das absichtlich getan. Und mehr als einmal, schätze ich.« Sie schlug auf die Matte. »Er hat kein Recht, mein Blut zu trinken! Es ist mein Blut und mein Körper! Wie kann er es nur wagen!« Rebonya knurrte drohend. »Und ich sehe überhaupt nicht ein, warum ich vor Dankbarkeit umfallen soll, nur weil er die große Güte hat, mich nicht umzubringen. Er hat kein Recht, mich zu töten! Ich habe ein Recht zu leben! Das ist doch wohl wirklich das Mindeste, was man von ihm erwarten kann.«

Rebonya zog die Decke hoch bis unters Kinn. »Er hat das einfach gemacht, die ganze Zeit. Dieses grauenhafte Gespenst. Sich heimlich an Leute rangeschlichen.« Sie schüttelte sich. Und ballte die Faust. »Er ist widerlich.«

Gureev schwieg.

Rebonya wand sich vor Abscheu. »Niemand sollte so sein. Niemand sollte solche Kräfte haben. Es ist nicht auszuhalten!« Sie zog die Schultern hoch. »Einfach so aus dem Nichts auftauchen zu können, jeden Moment, irgendwo. Wenn ich gerade den Gang entlang gehe. Wenn ich mich zum Essen hinsetze. Wenn ich schlafe.«

Ihr Griff um die Laken war so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten. »Er fuhrwerk in deinem Inneren herum. Schleicht sich in dein Bewusstsein, und du merkst es nicht einmal. Siehst es nicht kommen, spürst nicht, wenn er da ist, und kannst dich nachher an nichts erinnern. Du bist vollkommen hilflos, ausgeliefert. Diesem ekligen, ungreifbaren Monster.« Ihre Stimme war brüchig vor Anspannung. »Niemand sollte solche Macht haben. Niemand. Es ist unerträglich.«

Sie rollte sich ein, zog die Knie an die Brust und die Decke fest um den Rücken.

Mehr Schutz gab es nicht.

Die Laternen der Badegärten leuchteten zwischen den Büschen, eine Vielzahl sanfter, farbenfroher Glühwürmchen, die sorglos ihr Spiegelbild ins Wasser warfen und mit den tanzenden Wellen spielten. Die letzten Badegäste schwammen noch durch die Becken. Aber im Palast selbst wurde in einem Fenster nach dem anderen der matte, goldene Lampenschein vom Dunkel der Nacht abgelöst. Ein breiter Sichelmond war über den Baumkronen aufgegangen.

Lahoon fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, ein wehmütiges Lächeln auf den Lippen. »Ich hatte also die ganze Zeit schon einen heimlichen Liebhaber. So heimlich, dass nicht einmal ich selbst es wusste.«

Amalai sah ihn an, ein warmes Licht in den Augen.

Sie ließ ihren Blick hinübergleiten zu Verlem. »Wie wir sehen ist es für manche Menschen eine tiefe Freude, zu entdecken, dass du nachts zu ihnen gekommen bist. Und von ihrer Essenz getrunken hast.« Sie beugte sich vor und küsste Lahoons Haar. »Aber andere sind schockiert. Für sie ist es ein Horror.«

Verlem schenkte ihr einen langen, stillen Blick. Dann wandte er sich den Bäumen zu, wo die Brise mit den Blättern wisperte, und das Mondlicht mit einem Reigen aus flüchtigem Glanz und flatternden Schatten antwortete.

Schweigend lehnte Amalai sich an Lahoon, bezaubert von der Anmut, den subtilen Gesprächen der Nacht. Verlems Stimme verwob sich mit dem Rascheln des Gartens, sprach halb zu Amalai und Lahoon, halb zu den Gräsern und Bäumen. »Ich hätte nie gedacht, dass jemand solche Qualen leiden würde. So gepeinigt sein, durch eine unmerkliche, unbemerkte Begegnung. Von der sie nie wusste.«

»Nun, jetzt weiß sie es. Rebonya«, seufzte Amalai und schlang die Arme um ihr Knie.

Lahoon sah sie an. »Wünschst du, sie wüsste es nicht?«

Warme, feuchte Sommerluft umspielte Amalais Haut, hauchte auf ihre Wangen, ihre sorgenvolle Stirn.

»Nein«, sagte Amalai langsam. »Ich denke nicht. Auch wenn es uns eine Menge Ärger erspart hätte. Aber letztendlich haben die Menschen ein Recht, es zu wissen. Und bewusst zu entscheiden. Es ist immerhin ihr Körper, ihr Blut.« Sie seufzte erneut. »Auch wenn die Leute selbst nicht unbedingt denselben Respekt vor anderen zeigen. Viele von uns nähren sich immer noch ziemlich achtlos von anderen Tieren, nehmen ihr Land und ihr Leben, obwohl wir genau wissen, wie leidenschaftlich sie daran hängen. So leidenschaftlich wie wir selbst auch.«

Ein paar Äffchen zwitscherten schläfrig in den Baumkronen.

Amalai verschränkte ihre Finger. »Dennoch sollten wir unser Bestes versuchen. Und achtsam bleiben. Auch gegenüber Leuten, die selbst nicht immer so respektvoll sind.«

Auf der Wiese fuhr ein Hase erschrocken herum und schoss davon ins Gebüsch. Eine weiche, dicke Wolke schob sich vor den Mond und barg den silbrigen Schein in ihrem Inneren.

»Ich frage mich«, floss Verlems Stimme hinaus in die Nacht, »wie viele Menschen wohl so empfinden?« Seine Blicke wanderten durch das Dunkel, suchten Formen zwischen den Schatten. »Ich würde gerne diejenigen schonen, für die es so ein Horror ist. Aber, wen?« Die Bäume blickten stumm zu ihm zurück. »Wie kann ich es wissen?«

Das Licht des Mondes brach wieder durch und all die Schatten kuschelten sich eng im Schutz der Büsche zusammen.

Lahoon legte einen Finger auf Verlems Arm. »Am besten wäre es, wenn wir genug Menschen hätten, die sich freiwillig anbieten. Dann wärest du gut versorgt, auch ohne zu Leuten zu gehen, die nie gefragt wurden.« Er sah Verlem etwas besorgt an. »Aber im Moment ist das nicht möglich, oder?«

»Nein.«

»Wie viele Menschen brauchst du?«

Verlem ließ seinen Blick über die Badeteiche schweifen, die nun glatt und still dalagen. Er schien nach einer Antwort zu suchen, in der Klarheit ihrer Tiefen, im Spiegelbild der Welt. »Wenn ich so viel in meinem Körper bin wie jetzt... und wenn ich bei jedem Mal so wenig trinke...« Verlem zögerte. »Vielleicht einen pro Tag. Oder drei alle drei Tage.«

»Einen pro Tag!« Amalai machte große Augen. »Aber es gibt doch nur so wenige, die sich angeboten haben: Lahoon, ich, Gureev. Und du bist auch nicht alle paar Tage zu uns gekommen.«

»Nein. Ich glaube, der Körper braucht Zeit, um sich zu erholen. Und so habe ich es auf viele Menschen verteilt. Ich komme erst nach drei oder vier Monden wieder.«

Amalai konnte es noch immer nicht ganz fassen. Mühsam versuchten ihre Gedanken, Ordnung in diesen Erdrutsch zu bringen. »Aber das heißt doch, dass wir insgesamt um die hundert Menschen brauchen.«

»Ja.«

Die Luft roch nach Sommer, aber sie war schon voll und schwer, trug den Ruf nach Regen in sich, nach der Erleichterung des Fallenlassens. Verlem berührte Lahoons Finger, und sie schlossen sich sofort um seine Hand, fest und warm.

»Das Allerschönste«, sagte Lahoon gedankenvoll, »wäre der Pfad, den Amalai und ich gegangen sind. Menschen, die dich lieben, deine Nähe

suchen. Die es als Privileg begreifen, dich zu kennen. Und die gerne geben.« Er hob Verlems Hand an seine Wange und strich zart darüber. »Aber solche Beziehungen müssten langsam wachsen, in ihrem eigenen, natürlichen Tempo. Das kann man nicht erzwingen.«

Verlems Hand schien dünn und weiß in Lahoons, wie eine ätherische Schaumkrone auf dem tiefen Meeresblau von Lahoons Haut. »Ich kann mich nicht mit hundert Menschen anfreunden. Und nicht schnell.« Verlem wob seine Finger zwischen die Lahoons. »Ich bin noch immer erstaunt, dass ich mich überhaupt mit Menschen anfreunden kann. Erstaunt, und etwas überwältigt.«

»Es ist für uns alle überwältigend.« Lahoons Stimme war warm und weich. »Niemand hier hat jemals einen Fay getroffen. Du bringst die Kunde einer anderen Wirklichkeit mit dir. Es ist atemberaubend. Allein schon deine Präsenz eröffnet neue Welten für uns.«

Ein wehmütiges Lächeln nistete in Lahoons Mundwinkel. »Und inmitten dieses Wirbelsturms, der gerade den Boden unter unseren Füßen wegzieht, bittest du darum, unser Blut trinken zu dürfen. Kein Wunder, dass die Leute umkippen. Sei es in die Tiefen der Liebe und Bewunderung, oder der Angst und Abwehr. Oder der völligen Verwirrung. Aber die Intensität wird immer da sein, so oder so. Wann immer du dich zu erkennen gibst.«

Amalais Blick ruhte auf Verlem, dessen schwarze Roben langsam mit der Dunkelheit der Welt verschmolzen. »All das bedeutet, dass du dich den Menschen nicht zeigen kannst. Nicht so vielen, nicht so schnell. Sie können es nicht wissen, und du kannst sie nicht fragen. Es wäre zu viel.«

Eine Fledermaus flatterte über die Terrasse, in unruhigem, erratischem Flug.

»Aber manchen Menschen wird es recht sein, dass du zu ihnen kommst. Wenn sie später davon erfahren, werden sie mit Gleichmut reagieren, oder sogar mit Freude und Zustimmung. Und dich in ihrem Leben willkommen heißen.« Amalai kehrte ihr Gesicht zum Mond. »So wie ich. Wie Lahoon und Gureev. Wer sind die Menschen, die es so sehen würden? Und wer – so wie Rebonya?«

Ihre Worte hingen in der Luft, eine offene Frage, auf die die Nacht keine Antwort hatte.

Eine Eule rief ungewiss in der Ferne.

»Wie können wir das herausfinden? Ohne irgendjemanden zu überfordern. Ohne Drama und Verletzung.« Amalai tippte leicht mit dem Finger gegen die Lippen.

»Ich frage mich, wie wir das machen werden.«

Ein kleines Meer aus Schuhen hatte sich vor dem Schreibehaus gebildet. Im ersten Stock saßen die Leute auf dem glänzenden Holzboden, eine unordentliche Versammlung auf ausgestreuten Kissen.

Fraktale in geschmackvollen Farben schmückten die Wände, komplexe Arabesken in rankenden Mustern der Unendlichkeit. Eine Skulptur war sogar animiert. Hunderte filigrane Fäden eines leuchtenden Wurzelballens wuchsen da über sich hinaus und woben sich wieder zusammen, ein Tanz ständiger Veränderung im Inneren eines größeren Ganzen.

Die Erschafferin all dieser Wunder, eine dunkelhäutige Frau mit schmalen Hüften, stand neben einem Gitter aus Linien an der Wand. Die Namen von Räumen liefen oben entlang der Kopfzeile, die Tage seitlich hinunter.

Ihre Stimme war warm und klar. »Es kann losgehen!« Als eine der Mediaten der Stadt hielt sie den Rahmen für das, was gleich passieren würde.

Amalai sah sich im Raum um. Zu anderen Zeiten gab es solche Treffen zum Offenen Brett nur hin und wieder. Aber nun fanden sie jede Woche statt, vielleicht sogar bald alle drei Tage.

Behrlem war voller Umtriebigkeit. Viele Leute spürten, dass sich eine Krise zusammenbraute und wurden aktiv, alle auf ihre eigene Weise, mit ihren eigenen Fähigkeiten. Grob vereint in dem Glauben, dass die stärkste Basis des Friedens eine kompetente Gesellschaft ist, voller Menschen, die es schaffen, miteinander zu reden und sich selbst zu organisieren. Und so taten sie, was sie konnten. Mit Ideen so kraus, genial und vielfältig wie die Menschen selbst. Amalai ließ die Augen über die Menge schweifen und summte zufrieden. Aus der hinteren Ecke zwinkerte Unleha ihr zu.

Ein Junge in wallenden Röcken stieg auf die Bühne. »Gesellschaften wachsen von innen«, tönte er in melodischem Singsang. »Das Kleine spiegelt sich im Großen und umgekehrt. Jedes Echo hallt nach, von außen nach innen, und von innen nach außen, in einem endlosen Gespräch.«

Er streckte die Hand nach dem tanzenden Wurzelfraktal aus. »Wir

müssen in unseren Herzen tragen, was wir in der Welt sehen wollen. Deshalb kultivieren wir jeden Morgen Offenheit und Mitgefühl in unseren Seelen. Alle, die mit uns üben wollen, sind willkommen. Ihr findet uns bei Sonnenaufgang unter dem Baum beim Grünen Tempel.«

Er trat zurück und steckte seine Ankündigungskarte an den entsprechenden Platz auf dem Gitter, in die Spalte »andere Orte«.

Inzwischen sprang bereits eine energetische junge Frau auf das Podest. »Es gibt einen Weg, der all eure Gespräche gut laufen lässt! Mit ein paar einfachen Grundsätzen und etwas Übung werdet ihr sehen, dass selbst die schwierigsten Situationen sich plötzlich zum Guten wenden. Dieser Pfad ist oft erprobt und hat mich noch nie enttäuscht!« Mit einer triumphalen Geste positionierte sie sich vor dem Gitter. »Hört wie es geht, gleich morgen, hier in diesem Raum!«

Die nächste Sprecherin humpelte mit zittrigem Schritt auf die Bühne. »Es ist wichtig, Leute zusammen zu bringen«, sagte die alte Frau mit schwacher Stimme, aber leuchtenden Augen. »Leute, die unterschiedlicher Meinung sind, oder verängstigt, empört. Wir werden Räume schaffen, wo sie ihre Wut und Hoffnung teilen können, ihre Vorschläge und Wünsche. Und damit gehört werden. So sehr, dass in ihnen selbst nach und nach die Fähigkeit wächst, andere zu hören. Auch solche, die gerade in eine völlig andere Richtung unterwegs sind. Drum, wenn ihr zu unserem Lauschabend kommen wollt: er ist in drei Tagen, in der Teebücherei.«

Mehrere Leute halfen der Frau, wieder herunter zu klettern und ihre Karte an das Gitter zu heften.

In diesem Moment flog die Tür auf und Tenatetlan rauschte herein. Wie ein Wirbelwind stürmte sie direkt auf die Bühne und warf sich in ihre Rede. »Wir marschieren auf die Piazza! Wir sind laut! Wir sind stark! Kommt alle! Jetzt ist die Zeit, wo das Volk aufsteht und sich nichts mehr gefallen lässt! Der Wandel ist bedroht und wir werden für ihn kämpfen, mit all unserer Macht!«

Tenatetlan hatte sich an der Warteschlange vorbei gedrängt. Und sie hörte nicht auf zu reden. Statt nur einer kurzen Ankündigung gab sie eine volle Flammenrede zum Besten.

Die Mediate der Stadt schaltete sich ein. Leise und diskret, zunächst. Dann zunehmend deutlicher und bestimmter.

»Unterbrich mich nicht!«, schrie Tenatetlan. »Das hier ist so wichtig! Ich lasse mich nicht aufhalten!«

Es dauerte noch eine ganze Weile. Alle Mediaten der Stadt waren nun in vollem Einsatz, in dem Bemühen, das Wesen der Zusammenkunft zu retten. Menschen in der Warteschlange und auf den Sitzkissen im Raum

brummelten unruhig. Als die Mediaten es endlich geschafft hatten, Tenatetlan von der Bühne zu kriegen, war die Stimmung im Raum bereits deutlich verändert.

* * *

In den langsamen, müden Stunden nach Mittag, als die Luft geladen war mit Druck und Anspannung, beschloss Amalai, sich auf die Veranda zurückzuziehen, anstatt weiter in der brütenden Hitze zu schuften. Im Schatten des breiten Daches schaukelte ihre Hängematte wie ein kleines Boot, das gemütlich neben dem Ufergrün ihres Kräutergartens dahintrieb. Ab und zu quakte ein Frosch und füllte die träge Luft mit Anzeichen von Leben. Amalai ließ ihren Blick zwischen den Blättern in die Ferne schweifen. Sie schlief ein.

In ihren Träumen zogen sich wuchtige Wolken in einem bleiernen Himmel zusammen, drückten schwer und dunkel auf die Erde. In Farben aus Nebel und Asche, aus hundert Schattierungen des Zwielihts bauschten sie sich wie drohende, verheißungsvolle, zweideutige Omen. Schatten sammelten sich in ihren Bäuchen, wurden schwer und massiv, bis die Wolken es nicht mehr aushielten und in donnerndem Getöse auseinanderbrachen.

Eine Katastrophe, eine Befreiung. Ein Ende und eine Erlösung. Der Anfang allen Lebens.

Das Rauschen aus Amalais Traum stupste an ihr Bewusstsein, flüsterte im Inneren ihres Ohres. »Hier, hier! Komm!«

Amalai öffnete verschlafen ein Auge, gerade weit genug, um unter den Wimpern hervor blinzeln zu können.

Die Sintflut war über den Kräutergarten gekommen. Die Luft war grau vor Wasser, als die Welt gebadet wurde im Segen Quanaluas der Grenzenlosen, Göttin des Regens.

Amalai stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, spürte, wie die Spannung aus der Luft und ihrem eigenen Körper wich, wie der aufgestaute Druck endlich abfloss, der angehaltene Atem Erlösung fand. Sie ließ sich mittragen von der Atmosphäre der Welt, entspannte sich hinein in das Fallen des Wassers, das Loslassen, die Hingabe an die ewige Schwerkraft. Ging ein in die durchweichte Wirklichkeit, die Zeremonie der tausend Tropfen, die die Welt verändern.

Amalai stieg von der Veranda, heraus unter der schützenden Hand des Daches. Die Gaben der Göttin ergossen sich über ihr Haupt, durchnässten ihr Haar und ihr Hemd, rannen über ihren Rücken. Amalai ging eine Runde durch den Garten, sah, dass alle Rinnen, die sie vorsorglich gegraben hatten, sprudelnde Wildbäche wegführten, und alle Abdeckungen hielten.

Sie ließ ihre Kleider fallen und reckte sich in die volle Umarmung der Göttin, als hinter ihr eine Stimme erklang, feierlich im Lobgesang erhoben. Lahoon kam aus dem Haus, schon halb nackt. Glasklare Perlen liefen über das Blau seiner Haut, leckten glitzernde Spuren auf seine Brust. Amalai stimmte aus vollem Herzen in die Hymne mit ein, in die tanzende Verehrung Quanaluas.

*

»Du hast mich schon so lange gekannt.«

Lahoon wickelte sich fester in sein Handtuch und lehnte sich neben Verlem an die Wand der Veranda. Jenseits des breiten Daches rauschte der Regen noch immer auf den Kräutergarten nieder, stark und beständig.

Lahoons Blick ruhte auf Verlem, auf der zierlichen Figur dieses Fay, der endlich in sein Leben gekommen war. Lahoons Worte waren leise, voller Frage. »Du hast mein Lied gehört, tief im Wald. Du hast des Nachts von meiner Essenz getrunken. Du warst bei mir, all diese Zeit.« Ein Hauch von Schmerz lag in seiner Stimme. »Warum hast du dich mir nicht gezeigt? Ich habe so tief gerufen. Mich so sehr verzehrt.«

Verlem sah zu Boden. »Ich war schüchtern. Scheu. Und ich hatte Angst, dass du dich abwendest.« Verlems blasse Haut leuchtete im unsicheren Zwielicht des Regens. »Ich war nicht sicher, wen du rufst. Ob du mich haben wollen würdest.«

»Ich will dich haben.« Lahoons Finger stahlen sich heimlich hinüber zu Verlem, vergruben sich in seinem Ärmel.

Verlems Hand öffnete sich, hieß Lahoon willkommen. »Als du nach den Fay gerufen hast, war ich der Erste, der gekommen ist. Der Erste, und der Einzige. Und du hast mich sofort geliebt.« Verlem saß still, eine ätherische Präsenz in dieser dichten, terrenen Welt. »Wenn eine andere Fay gekommen wäre – hättest du sie stattdessen geliebt?«

Lahoon antwortete nicht gleich. Farbige Scherben der Erinnerung, Träume von vergangenen Gefühlen, Visionen möglicher Pfade schwammen in seinem Herzen, vermischten sich, boten sich, versuchten, zu einer neuen Ordnung zu finden. Und den Weg hinaus in die Welt der Worte zu nehmen.

»Wahrscheinlich schon.« Lahoon ließ den Kopf an der Wand ruhen. »Meine erste Berührung mit der Anderwelt hat mich so sehr in Euphorie versetzt, dass ich in dem Moment fast allen um den Hals gefallen wäre.« Lahoons Augen schweiften über die zarten Züge von Verlems Gesicht, die feinen Linien. »Aber es warst du. Du, den ich jedenfalls geliebt hätte, wie ich nun weiß. Für die Sanftheit deines Geistes. Die Schönheit deiner Seele.«

Lahoon hob ihre verschränkten Hände an seine Lippen, hauchte einen Kuss auf Verlems Finger. »Du bist es, der zur Erfüllung meine Träume wurde.«

Verlem sah hinaus in den überfluteten Garten. Volle, runde Tropfen fielen aus unermesslichen Höhen zu Boden, zogen silbrige Spuren durch die Luft. Verlems Worte stimmten in ihr Flüstern mit ein. »Ich war es vielleicht, der die Erfüllung deiner Träume verhindert hat. All die Zeit zuvor.«

Lahoons Augen weiteten sich erstaunt.

»Wie das?«

»Viele Fay haben Angst vor mir. Oder wollen nicht in meiner Nähe sein. Wenn ich nicht bei dir gewesen wäre – vielleicht wäre eine von ihnen gekommen?«

Der Regen füllte die Welt mit nebeligen Schleiern, mit einer Vielzahl flüchtiger Präsenzen. Die feinfühligsten Blätter nickten akzeptierend bei der Ankunft eines jeden neuen Tropfens. Lahoon hatte eine der klaren Perlen mit nach Hause getragen und sah zu, wie sie sich nun in die Schmetterlingsmuster auf seinem Arm einfand.

»Warum haben andere Fay Angst vor dir? Bist du eine Gefahr für sie?«

»Nein. Aber das wissen sie vielleicht nicht.«

Lahoon lauschte auf das Saugen und Schwellen von tausend winzigen Wurzeln unter der Erde, ein allumfassender Seufzer der Sättigung, des nährenden Überflusses. Er atmete tief ein, spürte Verlems fremdartigen Geruch, der sich in die Düfte der dampfenden Erde mischte.

»Du bist keine Gefahr für mich.«

Verlems Blicke verliefen sich im fallenden Regen. »Nein. Aber ich wäre es gewesen. Als der, der ich so lange war. Nicht nur gefährlich. Sondern tödlich, sofort.«

Lahoon rührte sich nicht.

»Ich habe also Glück gehabt.«

Verlem wandte sich zu Lahoon, sein Gesicht nun so nahe bei ihm, dass ihr Atem sich vermischte.

»Ja. Und ich auch.«

* * *

»Es ist mindestens so wichtig wie jeder andere Aspekt unseres Krieges.« Berqar ging unruhig im Offizierszimmer auf und ab. »Unsere Autonomie innerhalb des Staates zu etablieren. Das ist sogar ein Kern dessen, was wir anstreben. Nichts ist wichtiger, um die rechte Ordnung wieder herzustellen.«

Pramus beobachtete sie, mit wachen, dunklen Augen unter buschigen Brauen. Seine Fingerspitzen glitten langsam über den Stab in seiner Hand.

Berqar hob den Arm in einer besonnenen Geste. »Wir müssen es nur mit Bedacht angehen. Immer nur eine Schlacht auf einmal. Dazwischen sogar einmal ein strategischer Rückzug. So wie bei der Kontrolleurin für Lernlauben neulich.«

Berqar ballte ihre Faust. »Das war leider notwendig. Dieses Mal. Aber in Zukunft, wenn unsere Position stark genug ist, werde ich sicher nicht mehr zulassen, dass irgendwelche Zivilistinnen in der Kaserne auftauchen und meine Autorität in Frage stellen!«

Berqar schnappte sich den Aushang der Kontrolleurin, der auf ihrem Tisch lag, und knüllte ihn wütend zu einem Ball. Oder einer Kanonenkugel. »Wir werden ihnen schon beibringen, dass wir ihren Gesetzen nicht unterliegen! Wir machen unsere eigenen! Kriegsrecht!«

Berqar schoss die Papierkanone in die Feuerstelle. Aber da waren keine Flammen. Außer jenen in Berqars Seele.

»All diese Kontrolleurinnen und Mediaten! Die an die Macht der Worte glauben. Schwächlinge, Feiglinge! Die werden noch lernen, dass die Klinge ihnen nicht unterliegt!« Berqars Augen glühten. »Und dann werden alle, die es wagen, die Krigas zu beleidigen, von uns zur Rechenschaft gezogen! Das Gesetz des Krieges endet nicht am Kasernentor!«

* * *

Seidige Kissen glänzten matt im Licht der magischen Laternen, in tiefen, schimmernden Farben, wie ein Baumnest voll wilder Orchideen. Der Kreis von Menschen, die sich in der Teebücherei eingefunden hatten, war voller Aufmerksamkeit, voller Stille. Voller Lauschen, auf die inneren und äußeren Stimmen der einen Person, die sprach.

»Diese Nacht hätte mein Tod sein können.«

Eine ältere Frau mit violetter Haube hielt den Redestab fest in ihrer Hand. Sie sprach leise, mit vielen Pausen.

»Ich bin nur kurz raus gegangen, einen leeren Eimer in den Garten zurück bringen. Und als ich wieder zum Haus kam, wurde ich angefallen.« Sie legte die Arme fest um ihren Körper. »Einfach so, aus dem Nichts. An einem ganz normalen, friedlichen Abend. Vor meiner eigenen Haustür.«

Sie schluckte schwer. »Der Kriga hielt mir die Klinge an die Kehle. Wenn ich panisch geworden wäre, oder auch nur gezuckt hätte, wäre ich wohl schon tot. Mit der kleinsten ungewollten Bewegung, von ihm oder von mir, hätte das Schwert in meinen Hals geschnitten.«

Die Frau atmete ein, unsted und verkrampft. »Aber ich bin nicht panisch geworden. Ich habe nicht mit der Wimper gezuckt. Und ich habe überlebt.«

Sie blickte auf. »Der Kriga, der mich attackiert hat, ist sofort wieder verschwunden. Aber sein Geist spukt bis heute durch mein Leben, ein Alb, der meine Nächte heimsucht. Meine Tage verdunkelt.«

Sie strich mit der Zunge über ihre trockene Lippe. »Ich schlafe nicht gut. Ich drehe mich nach meinem Schatten um. Ich gehe nicht hinaus, ohne vorher durch den Türspalt zu schielen.«

Die Frau schüttelte leicht den Kopf. »Mit der Mediate zu reden hat schon geholfen. Auch wenn sie den Kriga bis jetzt nicht finden konnte. Aber letztendlich ist es vielleicht das, was ich brauche. Mit ihm selbst zu sprechen. Zu sehen, dass auch er ein normaler, vernünftiger, halbwegs freundlicher und zurechenbarer Mensch ist. Wie andere auch. Denn ich hoffe, dass er das ist. Trotz allem, was er in jener Nacht getan hat.«

Eine Haarsträhne war unter ihrer Haube hervor gerutscht und umrahmte ihr Gesicht. Ihre dunklen Augen waren voller Kraft und voller Leid. »Ich muss hier raus. Das ist kein Zustand. Ich will mein Leben zurück haben. Ich will wieder fröhlich pfeifend durch meinen Garten gehen, unbeschwert und genussvoll. Ich will mich wieder zu Hause fühlen in der Welt. So wie ich es immer getan habe.« Sie seufzte tief. »Und wie ich es seit jener Nacht nicht mehr kenne.«

Ein paar Wachskerzen brannten in kunstvoll durchbrochenen Messingschalen und warfen flackernde Muster in den Raum. Verblichene Teppiche an den Wänden erzählten Allegorien von verlorenen Schätzen und mysteriösen Bestien.

Gureev saß schweigend im Kreis, die Hände in den weiten Ärmeln seines Kleides verborgen. Mit ruhigem, aufmerksamem Geist war er ins Zuhören vertieft, ins Lauschen auf die Rede, und auf das Schweigen, das nun von der Gruppe getragen wurde.

Schließlich hob die Frau den Redestab an ihre Stirn, in einer Geste des Abschlusses und der Dankbarkeit. Mit einem tiefen Atemzug legte sie den Stab in die Mitte zurück.

Kortids Blick war starr auf den Boden gerichtet, seine Lippen blass. Er hatte nie wieder an die Frau gedacht, kein einziges Mal seit jener Nacht.

Für ihn war es ein kurzer Moment der Kampfbereitschaft gewesen, der Verteidigung. Aber für sie? Kortid hatte darüber nie nachgedacht, es nie zu erspüren versucht.

Erst jetzt.

Es war später Nachmittag. Der Halbmond stand blass, fast unsichtbar am Himmel, als Amalai sich einen Pfad durch den verwilderten Garten suchte, hinweg über die scheckige Riesenschlange von einem Rohr, das sich durch die hinteren Gefilde der Badegärten wand.

Durch die Blätter hindurch konnte Amalai schon eine dottergelbe Wand erahnen, den bröckelnden Putz, das bemooste Dach. Amalai hob die Hand, um an die Tür zu klopfen, doch da wurde sie schon über den Haufen gerannt.

»Uff!«, grunzte Unleha, die gerade heraus stürmte.

»Dir auch ein gutes Uff«, grinste Amalai. »Und außerdem bringe ich Neuigkeiten vom Schreibhaus.«

»Erzähl mir alles, aber bitte im Gehen.« Unleha hakte sich bei Amalai unter und zog sie in flottem Tempo in den Garten. »Ich bin etwas hinten nach mit meiner Arbeit.«

Amalai nickte und versuchte, sich an Unlehas Rhythmus anzupassen. »Wegen der Rauferei in der Taverne. Du weißt schon.«

Unleha brummte unwirsch. »Ja. Ich kann mich erinnern.«

»Also, die Mediaten haben begonnen, sich darum zu kümmern. Aber es gibt Schwierigkeiten.«

»Ach?«

Ein Pfad tat sich unter ihren Füßen auf, eine lose Ansammlung aus Moos und zerbrochenen Ziegeln, die sich wie ein verlorener Fluss hinauf zur Hinterseite des Palastes wand.

Amalai tat ihr Bestes, um mit Unleha Schritt zu halten und trotzdem noch mit ihrem Bericht fortzufahren. »Natürlich weiß Berqar, dass nach Art des Wandels auf Raufereien immer Gespräche folgen, damit die verletzten Gefühle der Beteiligten wieder ein wenig besänftigt werden können. Und idealerweise sogar Wiedergutmachung geleistet wird.«

In einem charmanten Durcheinander von Erkern, Nischen, Mauern und Pavillons tauchte die Rückseite des Badepalastes vor ihnen auf. Der Pfad unter ihren Füßen wurde feucht und schlüpfrig, als er zu einem halb im Untergrund verborgenen niedrigen Holztor hinab führte.

Dampffahnen stiegen aus den Ritzen unter dem Türbalken, und ein dumpfes, rhythmischen Stampfen drang hindurch. Amalai warf dem Tor einen misstrauischen Blick zu. Aber Unleha marschierte ungebremst weiter.

»Für die Schlägerei in der Taverne«, fuhr Amalai tapfer fort, »kann es aber keine Mediationsgespräche geben, sagt Berqar. Weil die Krigas nicht als sie selbst dort waren, behauptet Berqar, sondern eine Institution repräsentiert haben: die Kaserne. Deshalb handelt es sich hierbei nicht um eine Rauferei zwischen Menschen, sondern um einen Angriff auf Staat und Autorität oder weiß der Kuckuck. Und muss deshalb völlig anders behandelt werden. Nicht mit Friedensstiftung und Wiedergutmachung. Sondern mit Verurteilung und Strafe, mit dem Anspruch eines Herrschers an seine Untertanen.«

Unleha öffnete die Tür. Eine Flutwelle aus Dampf, Lärm und Hitze brach über sie herein. Amalai hustete und blinzelte als sie durch die dicke Luft schwamm und versuchte, sich zu orientieren.

»Warst du noch nie im Heizraum?«, rief Unleha lautstark über das Zischen und Klappern hinweg.

»Nein. Noch nie.« Amalais Augen versuchten, die heiß-feuchten Nebel zu durchdringen. Metallrohre aller Größen liefen kreuz und quer durch den Raum, dick wie Baumstämme und dünn wie Äste, ein Dickicht, das sich bis tief in die hintersten Höhlen zu ziehen schien, und bis hinauf in den Wolkenhimmel, der unter den Gewölbebögen des Kellers hing. In alledem schlug der Puls einer rhythmischen Kakophonie aus Pfeifen und Zischen, Klopfen und Klirren. Amalai kam sich vor, als würde sie durch die Eingeweide eines metallischen Drachen klettern.

»Hier wird deine heiße Badewanne geboren«, grinste Unleha, während sie die obere Kuppel einer Messingkugel abnahm. Ein filigranes Gespinst feinsten Glasfäden wurde darunter sichtbar. Ihren Zauberstab wie einen Taktstock erhoben schritt Unleha hinter die Pauken und Trompeten ihres dampfenden Orchesters.

Zum Glück war Amalai mit ihrer Geschichte schon fast am Ende. Sie rief ihre Schlussfolgerung in den lärmenden Nebel, hinter Unleha her. »Wegen der Rauferei in der Taverne: Berqar sagt, die Kaserne unterliegt nicht der normalen Prozedur und die Krigas dürfen nicht zu Gesprächen kommen.«

Unlehas Gesicht tauchte hinter einem verdächtig knirschenden Zylinder wieder auf, mit Schmiere auf der Stirn und einem breiten Grinsen auf den Lippen.

Sie brüllte zu Amalai hinüber, über ein brusthoch laufendes Rohr hinweg. »Zum Glück sind mittlerweile die Gespräche zu den Krigas gekommen. Wir hatten schon viele. Praktisch alle Krigas, die damals in der Taverne waren, hatten Besuch von mindestens einer Person, die mitgerauft hat. Oft von mehreren. Und die meisten Gespräche sind gut gelaufen. Nicht gerade großartig, vielleicht. Aber gut genug. Kaum persönliche Feindseligkeit. Was immer Berqar sagen oder wünschen mag. Sogar mein spezieller Freund Johalen war nahezu sympathisch, als die dritte Person sich bei ihm entschuldigt hat.«

Ihre Worte wurden untermalt von einem triumphalen Rumpeln in dem Kupferkessel zu ihrer Rechten. Unleha lachte. »Da sieht man es. Hat doch auch Vorteile, wenn die Krigas in der Stadt herumstehen. Sie werden ansprechbar.«

Amalai nickte. »Nach unserem Redekreis hat Kortid mit der Frau gesprochen, die er attackiert hatte. Es war sehr gut für sie.«

»Was?« Unleha duckte sich unter einem pfeifenden Rohr hindurch.

Amalai winkte ab.

Unleha zwinkerte ihr verschwörerisch zu. »Wir machen einfach weiter. Freunden uns mit den Krigas an, bevor Berqar was merkt und es ihnen verbietet. Bis dahin haben wir sie schon alle bezirzt.«

Unleha beugte sich vor und klopfte Amalai herzlich auf die Schulter. Dann tauchte sie ab in ein Labyrinth aus stampfenden Rohren und dubiosem Nebel.

* * *

Kortid fischte einen kleinen Beutel aus seiner Tasche und leerte den Inhalt auf den Tisch. Ein kurzer Regenschauer aus Kupfermünzen ergoss sich auf die Platte. Gefolgt von Stille.

»Das ist alles, was ich derzeit habe.« Kortid sah Verlem ins Gesicht. »Ich kann mehr zusammensparen, mit der Zeit. Aber es wird vielleicht ganz schön lange dauern, bis du das Gefühl hast, dass du angemessen entlohnt wurdest.« Sorge stahl sich in seine Stimme. »Ist das gut genug? Kannst du warten?«

Verlem sah Kortid mit seinen dunklen, ruhigen Augen an. »Es ist schon jetzt gut genug. Ich brauche dein Geld nicht.«

Kortid hielt verwirrt inne. »Nicht?«

»Nein.«

»Aha.«

Kortid richtete sich auf. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und rieb unsicher über seinen Nacken. »Nun, dann... äh... Was kann ich dir geben? Wie kann ich dir danken?«

Verlems zarte Hände waren gefaltet, die schlanken Finger ineinander verschränkt. »Du hast mir schon gedankt. Indem du es mir gesagt hast. Und indem du dich erholst.«

Kortid sah ihn groß an. »Ist das alles? Machst du es deshalb? Nur, um zu sehen, wie ich mich erhole?«

»Ja.«

Kortid schwieg. Das Licht fiel durch das Fenster in die Kammer, brachte Kunde von einer heißen Sonne, von gleißendem Sand.

Kortids Stimme wurde sanft, weich. »Du liebst die Menschen.«

Verlem rührte sich nicht. Kein Atemhauch war zu spüren. Die schwarzen Roben fielen lose um seine schmalen Schultern, seinen zerbrechlichen Körper. Schließlich driftete seine Stimme durch den Raum, schwebte zwischen den goldenen Staubkörnern, die vor dem Fenster tanzten. »Ich habe Schmerzen gebracht, in der Vergangenheit. Wenn ich nun heilen kann, ist das Balsam auf offene Wunden.«

Die Sonnenfunken wirbelten durch seinen Atem und schwebten in die Ruhe des Schattens davon.

Verlem neigte den Kopf.

»Ja. Ich liebe Menschen. Mehr und mehr.«

Langsam und stetig senkte sich der Abend über die Burg. Schatten wuchsen in den Ecken des Kasernenhofes, entlang der Korridore, unter Tischen und hinter Schränken.

Kortid schlang die Arme um seine Brust, den Rücken zu Verlem gekehrt. »Es klingt gut. Normal. Die Nacht durchzuschlafen. Sogar besser als tagsüber.« Kortid ging ein paar hastige Schritte im Zimmer auf und ab. »Und ich würde auch schlafen. Wenn du mich in Trance versetzt. Aber wäre ich sicher? Was ist, wenn der Dämon kommt, in der Dunkelheit? Wir haben kein magisches Schwert. Und nicht einmal Gureev kann hier sein, solange er in der Stadt Wache stehen muss.«

Verlem begegnete Kortids unruhigem, sorgenvollen Blick mit seinen stillen Augen. »Ich kann hier sein, bei dir. Wenn du es möchtest.«

Erleichterung kam in Kortids Züge. Und dann Zweifel. »Danke. Aber würde das helfen? Wir haben immer noch kein Lichtschwert. Was würdest du tun, wenn der Dämon kommt?«

Verlems Stimme war leise. »Ich weiß nicht, was ich tun würde, weil ich nicht weiß, wer kommt.« Er zögerte. »Aber ich denke, dass niemand kommen wird. Nicht zu mir.« Er blickte zu Boden. »Ich habe eine spezielle Magie in mir, wie du weißt. Manche Wesen können sie spüren. Und bleiben ihr fern. Deshalb denke ich, dass niemand erscheinen wird, solange ich hier bin.«

Kortid sah Verlem sprachlos an. »Du bist ein Schutz. Du. Allein durch deine Präsenz. So wie die Schwerter?«

Verlem hielt kurz inne. »Besser als die Schwerter, glaube ich.«

Kortid stand da wie angewurzelt. Er starrte Verlem fassungslos an. Dann begann er sich zu regen, und tief in seinen Augen glomm ein Funke auf, der nicht mehr aus Angst und Kampf geboren war.

Kortids Stimme war rau, als er sprach. »Du hast gesagt, du bist ein Fay. Aber in Wirklichkeit bist du weit mehr als das. Du bist ein Engel. Erst bringst du Heilung, nun bringst du Sicherheit. Und alles gibst du freiwillig, nur aus Liebe.« Kortid sank auf seine Matte nieder, so dass er fast vor Verlem auf den Knien lag, als er ehrfürchtig Verlems Hand berührte.

»Ein Schutzengel. Voller Magie, voll unvergleichlicher Macht.«

Das leise Lachen und gedämpfte Stimmengewirr entspannter Menschen plätscherte durch die Hallen des Badepalastes. Die Leute schlenderten zwischen den Ständen hin und her, ein Glas in der Hand, besprachen ein Buch hier, übten ein Strickmuster dort.

Amalai bahnte sich einen Weg zum hinteren Ende, wo durch die laue Abendluft der Klang von Musik herüberwehte. Sie trat in einen der vielen Seitentrakte, die im Laufe der Jahrhunderte zu dem ursprünglichen Badehaus dazu gewachsen waren und es langsam aber sicher in einen charmanten, unübersichtlichen Palast verwandelt hatten.

Sie trat in ein großes Gemach, nicht gerade ein Portal, aber doch eine Art Zwischen-Raum, ein unmerklicher Übergang von einer Welt in eine andere. Die respektable Eingangshalle, aus der Amalai kam, verwandelte sich nach und nach in ein antikes Glashaus, einen verwunschenen Ort voller Ranken und Arabesken, voll dunkler Blätter und betörender Düfte. Schmiedeeiserne Tischchen schmiegt sich zwischen die Blüten und am hintersten Ende erhob sich eine kleine Bühne in Weiß und Gold. Sanft fielen die letzten Klänge aus der Laute in Lahoons Arm.

Das Publikum war mucksmäuschenstill. Ganz in seinem Bann. Lahoon hatte sie langsam und allmählich verzaubert, sie im Laufe des Abends in eine magische Wirklichkeit entführt, in das Reich der Feen, die Welt der Fay. Doch nun hob seine Stimme an zu einem anderen Lied, rau und sorgenvoll. Geboren aus Angst und Gefahr, aus Feindschaft und Kampf. Einer Mär von der dunklen Seite der Fay.

Nacht fiel über Lahoons Lied. Der Mond stand blass und kalt am Himmel, und ein gespenstischer Wind heulte durch die nackten Zweige. Zwischen den Stämmen wuchs ein bedrohlicher Schatten heran, lautlos, riesig. Tödlich. Der Mondwolf.

Auf leisen Pfoten glitt er über den Schnee, auf der Suche nach Beute, menschlicher Beute. Hunger zernagte seine Eingeweide, trieb ihn weiter, mit unbarmherziger Härte, mit ewigem Zwang.

Ein schriller Schrei, und plötzliche Stille. Ein Körper, in Stücke gerissen, blutendes Fleisch, knackende Knochen.

Trauer und Klage. Menschliche Augen, voller Tränen. Voller Angst, voller Wut. Dann Sensen und Heugabeln, und flackernde Fackeln, die die Nacht verbrennen. In ihr der Mondwolf, der weiter zieht, immer weiter. Einsam, blutig, hungrig.

Aber da.

Eine Sternschnuppe. Eine Gezeitenwende.

Der Mondwolf, der ein Menschenkind trifft und es ziehen lässt.

Das Kind, das ein Geschenk macht, eine Gabe auf der silbrigen Brücke der Nacht. Ein Tropfen Blut. Ein Hauch Leben, in Freundschaft gegeben. Ein gebrochener Damm, eine befreite Flut.

Die Freunde des Kindes, die zum Wolf kommen. Die Eltern, und Freunde der Eltern. Eine Kreatur der Nacht, von vielen genährt, von manchen geliebt. Eine gezähmte Gefahr, ein gefundenes Wunder.

In der Finsternis vor dem Morgen, als der Mond dünn und blass am Himmel stand und der Wind durch die kahlen Äste der Bäume pfiff, erschien ein Wesen von unfassbarer Anmut, glitt auf lautlosen Pfoten über den glitzernden Schnee. Wild. Fay. Bezaubernd.

Der Mondwolf.

Lahoons Lied war zum Ende gekommen. Nur ein paar vereinzelte Töne fielen noch von den Saiten seiner Laute und schwebten durch die Stille des Glashauses.

Lahoon trat an den Rand der Bühne. Das milde Licht der Laternen spielte schimmernd auf seiner blaugrünen Haut.

»Ich gelobe«, kam Lahoons Stimme wie eine sanfte Melodie, »mein Blut und meine Essenz zu teilen, um einen Fay zu nähren. Ich will von mir selbst geben, wo immer ich kann, ohne zu leiden. Mögen Wunder und Liebe uns folgen, ein Leben lang.«

Lahoon entblößte seinen Arm und begann wieder zu singen, eine fremdartige Harmonie seltsam unverwandter Töne, voll verwirrender Schönheit, voll anderweltlichem Charme. Mit feinem Pinsel und silbriger Tinte malte er Runen aus Mondlicht in seine Armbeuge, Zauber der Einladung und der Hingabe. Als der Spruch vollendet war, wand Lahoon ein Band um das Gelübde auf seinem Arm und zog es in einer Schlinge um sein Handgelenk zusammen.

Er wandte sich um, seine Augen ernst, seine Stimme weich und dunkel. »Ich bitte euch: Zeigt euch heute Nacht! Gebt euch den Fay zu erkennen. Wenn ihr bereit seid, euren eigenen Schwur zu schenken, so kommt zu mir.«

Schweigen füllte den Saal. Wie hundert goldene Sterne blinkte der Widerschein magischer Laternen im Dach des Glashauses. Zwischen sanft schwankenden Blättern strömte verführerischer Blütenduft um die Menschen, die verzaubert in ihrer Mitte saßen und den lockenden Ruf hörten. Eine alte Frau stand auf und kam nach vorn.

Feierlich nahm Lahoon seinen Gesang wieder auf, seine fremdartige Kantate, sein Sirenenlied für das Leben der Fay. Mit einer andächtigen Geste entblößte die Frau ihren Arm. Sie wählte ihre eigenen Worte, sprach ihren eigenen Eid.

Lahoon malte die passenden Runen auf den dargebotenen Arm und beschloss den Zauber mit einem Band.

Die Frau wandte sich zu dem Gemälde hinter ihr. Eine nächtliche Schneelandschaft zog sich über die Leinwand. Darin hob sich ein Bogen aus schimmernden Buchstaben über eine Schlucht – und endete abrupt, unvollendet.

»Bauen wir dem Mondwolf eine Brücke.« Lahoons Stimme war verträumt, poetisch, und zugleich priesterlich und zeremoniell. »Wir selbst sind der Pfad, auf dem ein Fay zu uns kommen kann.«

Die Frau tunkte einen langen, dünnen Pinsel in die silbrige Tinte, die auch ihren Arm zierte. Sorgsam schrieb sie ihren Namen auf die Brücke, verlängerte den Bogen um ein paar schimmernde Zeichen, bis sie irgendwann ganz hinüberreichen würde an das andere Ende des Abgrunds. Und den Spruch vollenden, der die Fay in die Erdenwelt zaubert.

Umworben vom Charme des antiken Glashauses und der fremdartigen Liturgie ließen die Menschen sich forttragen von der Liebe und wunderbaren Sehnsucht, die Lahoon ausstrahlte. Verträumt sahen sie dem Ritual zu, das sich vor ihren Augen entfaltete, als ein gutes Dutzend Williger sich auf der Bühne einfand und, einer nach der anderen, ihr jeweils eigenes Gelübde sprachen.

Nur wenige Leute standen auf und gingen.

»Also echt. Das geht zu weit. Wir sind doch keine Sekte!«, beschwerte sich eine junge Frau mit gedämpfter Stimme, gerade als sie bei Amalai vorbeikam.

»Genau«, stimmte ihr Gefährte zu. »Das ist überzogen, selbst als Metapher. Das gibt es in Wirklichkeit einfach nicht, dass Monster zu Freunden werden.« In glücklicher Übereinstimmung ob ihrer Unzufriedenheit machten die beiden sich auf den Weg zurück zur Eingangshalle.

Im Schatten der Gewächse hinter der Bühne, halb versteckt zwischen mächtigen Blättern und glänzenden Beeren, stand Verlem, still und reglos wie eine weitere Pflanze, schmal und zart.

Seine dunklen Augen folgten der Zeremonie. In tiefer Hingabe trank er den Geruch eines jeden Menschen, der das Gelübde sprach, fühlte jeden Blick, jede Bewegung. Lauschend öffnete er sich ihrem Wesen, ließ sie tief in all seine Sinne sinken, bis in den Schlag seines Herzens, bis in den Funken seiner Seele.

»Es gibt zu viele moderate Elemente«, klagte Berqar. »Die immer abwiegeln und alle beruhigen, sobald es eine Spur hitzig wird.« Rastlos schritt sie im Raum auf und ab. »Wie sollen wir da ein Feuer entfachen? Die Leute gießen permanent Wasser aus. Sobald sie auch nur einen Funken sehen, einen glimmenden Strohhalme. Oder selbst ohne Anlass, einfach nur vorbeugend.«

Aus einem alten Ölgemälde voller Krieg und Leichen blickte der Reitergeneral vorwurfsvoll auf Berqar herunter.

Berqar schlug mit der Faust gegen die Wand. »Wie soll ein wilder Brand durchs Land fegen, wenn alles Holz durchnässt ist? Wie sollen wir jemals auch nur zu einem Fegfeuer kommen, geschweige denn zu einer rasenden Hölle? So schaffen wir es nie zu einem wahren Aufruhr!«

Berqar zog den Säbel aus einer reichverzierten Scheide an der Wand und schlug heftig durch die Luft. Dann wandte sie sich zum Fenster. Ein glänzender Funke lief an der Klinge auf und ab. »Der Zunder brennt lichterloh, aber der Balken will nicht Feuer fangen. Und der Drache schläft. Dreht sich nur müde um, wann immer man mit der Pike in seine Seite sticht.« Berqar schüttelte den Kopf. »Bisher haben wir nicht einmal eine aufgebrauchte Menge. Und ich sehe auch keine kommen.«

Pramus betrachtete sie mit ruhigem Blick. »Notfalls geht es auch ohne. Wir haben andere Mittel.« Seine Augen glänzten im Schatten des breiten Hutes. »Eine radikale Minderheit ist genauso gut wie eine unruhige Masse. Vielleicht sogar besser.«

Das Licht fing sich in den Falten seiner Robe und ließ gestickte Runen silbrig aufflammen. »Wir haben Zeit. Zuerst gewinnen wir die Abstimmung, wie geplant. Noch in derselben Nacht brennt das Schreibhaus. Ein Verbrechen, begangen von ruchlosen Terroristen, die die Krigas und jegliche öffentliche Ordnung hassen. Gefährliche, teuflische Verräter, die die Entscheidungen der Gemeinschaft mit Füßen treten. Die keinen Respekt kennen, und keine Grenzen.«

Pramus hob seinen Stab. »Außer den Grenzen, die wir ihnen setzen! Die Klinge wird die Stadt retten und die Feinde besiegen! Mit tapferen

Krigas, deren Rolle in der Gesellschaft gerade eben durch öffentliche Abstimmung bekräftigt wurde.« Triumphierend öffnete er seine Arme in einer weiten Abschlussgeste.

Berqar blickte ihn schweigend an. »Ich bin nicht sicher«, sagte sie langsam, »dass selbst die kleine Gruppe, die sich jetzt bildet, so weit gehen würde, das Schreibehaus anzuzünden. Ich glaube eher nicht.«

»Nein, natürlich nicht.« Pramus hob eine Braue. »Das ist auch nicht notwendig. Es braucht bloß eine Person, um ein Feuer zu legen. Der Rest ergibt sich dann von allein.« Er schritt majestätisch durch den Raum und bezog Position vor dem Kamin. »In den Wochen vor der Abstimmung hat eine kleine, radikale Minderheit keinen Hehl gemacht aus ihrem Hass und ihrer Aggressivität. Sie waren laut, sehr laut. Alle haben sie gesehen.« Ein Funke glomm in Pramus' Augen. »Sie kämpfen um die Abstimmung, mit glühendem Eifer. Alle wissen das. Sie verlieren. Und in derselben Nacht steht das Schreibehaus in Flammen.«

Pramus hob die Hand und ließ die offensichtliche Schlussfolgerung in der Luft hängen. »Eine der Agitatorinnen ist geflohen und nirgends mehr zu finden. Alle anderen sind noch da und werden sofort in Gewahrsam genommen. Von der neuen, starken Ordnungsmacht. Den Krigas.«

Pramus klopfte mit dem Stab auf den Boden. »Vrumen, Mediaten und alle möglichen Leute werden die Rolle der Krigas anfechten. Aber in Zeiten der Not braucht es eine harte Hand, und nur die Klinge kann der Stadt jetzt Sicherheit bieten. Denn die Verhöre ergeben, dass einige der Verräterinnen entkommen sind. Wir alle sind in Gefahr. Deshalb muss die Suche weitergehen, der bedingungslose Kampf. Mit immer mehr Krigas, in immer größeren Rollen.«

Berqar sah Pramus reglos an. Sie suchte einen Anker in seinen Augen. »Wir werden die gesamte Rebellion vortäuschen? Mit nur einer Person? Eurer Dienerin?« Berqar ließ den Säbel sinken und drehte sich zum Fenster, den Blick hinaus in den Kasernenhof gerichtet.

»Es ist nicht nur eine Person«, wandte Pramus ein. »Es gibt tatsächlich eine kleine radikale Gruppe, die aggressiv genug ist, um auffällig zu werden vor der Abstimmung.«

»Und um verhaftet zu werden, nach der Abstimmung«, sagte Berqar zu den Gitterstäben im Fenster. »Wegen Brandstiftung.«

»Ja«, gab Pramus ohne Zögern zurück. »Natürlich waren sie es in Wirklichkeit nicht. Aber sie hätten es sein können. Mit nur ein bisschen mehr Zeit und Provokation wären sie vielleicht so weit gegangen.« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Und sie werden ja nicht gleich gehängt deswegen. Sondern nur eingekerkert. Und wer weiß, bis

sie wieder herauskommen, haben sie sich vielleicht wirklich zu gefährlichen Terroristen entwickelt. Oder zumindest könnten inzwischen andere Leute in Schwierigkeiten geraten. Sich als Mitverschwörerinnen entpuppen. Indem sie sich für die Inhaftierten einsetzen, zum Beispiel. Oder die Rolle der Krigas hinterfragen.«

Berqar wandte sich um und Pramus konnte ihr seine Schlussfolgerung ins Gesicht sagen. »Es ist ein vielversprechender Pfad. Er kann auf unterschiedlichste Weisen zum Erfolg führen. Und es ist unwahrscheinlich, dass er einfach versumpft, ohne jeden Effekt. Selbst in einer so lahmen und schläfrigen Stadt wie Behrlem wird es zu irgendeiner Art von Aufstand kommen.«

Pramus sprach die nächsten Sätze mit dem tiefen, geheimnisvollen Klang einer Beschwörung. »Gewalt gebiert Gewalt.« Er hob den Stab. »Aufruhr ruft nach Ordnung. Und nach einer starken Ordnungsmacht.«

Drachenringe wanden sich um Pramus' Finger, die langsam seinen Stab entlang fuhren. »Und wir sind nicht allein. Vergesst das nicht. Wir sind Teil eines größeren Plans. Behrlem ist nur eine Schlacht in unserem Krieg. Aber eine Schlacht, die wir gewinnen müssen.«

»Gewinnen.« Berqar leckte sich über die Lippen. »Auf so eine Art.« Ihre Worte kamen langsam, widerwillig.

Sie hob den Säbel, sah das Licht über den kalten Stahl laufen. Dann flog sie herum und ließ die Klinge gegen die Gitterstäbe des Fensters klirren.

»Krieg ist ein Teil des Lebens!« Ihre Stimme gewann wieder an Kraft. »Die Menschen haben es bloß vergessen. Sie glauben nicht mehr an den Kampf. An Stärke und Macht. All die alten Tugenden gehen verloren.«

Berqar zog die Waffe mit einer schnellen, harschen Bewegung zurück. »Friede, Liebe und Toleranz ist alles, woran die Leute heute noch glauben. Und schön Acht geben, dass niemand verletzt wird.« Sie prustete verächtlich. »Was für eine Welt ist denn das?«

Ein Windstoß rüttelte an den Fensterläden und blies eine Wolke ätherischen Staubes gegen die Scheiben. Berqar redete dagegen an, immer vehementer. »Die Menschen haben keine Ahnung! Sie können es nicht sehen; ich aber verstehe. Und ich werde tun, was nötig ist. Ich werde eine Armee aufbauen, eine Macht wie keine andere! Die bereit ist für den Krieg. Wie ein strahlender Held wird sie in den Kampf ziehen, gegen die schrecklichsten aller Feinde.«

Ein unheimliches Licht glomm in ihren Augen. »Unser Herz ist rein und unsere Wahrheit tief.« Sie wandte sich um und sah Pramus wieder ins Gesicht. »Jede Täuschung ist gerechtfertigt. Und selbst wenn wir unsere Leute opfern müssen: Das ist es wert. Wir werden das Feuer der

Erinnerung wieder entfachen, der Erinnerung an den Krieg! Bevor das Erbe für immer verloren geht. Wir werden Gewalt säen, um für alles gerüstet zu sein!«

Sie hielt den Säbel waagrecht vor sich, als würde sie einen Eid darauf leisten. »Die alten Zeiten werden auferstehen! Möge die Macht wieder in rechten Händen liegen. Im Namen von Wahrheit, Mut und Ehre!«

* * *

Der Regen hatte aufgehört und weiße Nebel stiegen aus dem heißen, durchnässten Boden, schwebten durch das Dämmerlicht des Abends. In den Fenstern der Häuser glomm nach und nach der goldene Schein magischer Laternen auf.

Lahoon schlenderte mit Verlem durch die Gassen. »Das große hier links ist eines«, sagte er und beherrschte sich eisern, um nicht mit dem Finger darauf zu zeigen.

Verlems Blick nahm das Gebäude auf und glitt weiter ohne zu starren, ohne gefangen zu werden. Er schien alles an dem Ort in sich hinein sickern zu lassen, den Geruch der Gärten, die behäbige Schwere der Häuser, das müde Klappern aus Küchen und Hinterhöfen.

Ein geheimes Lächeln lag auf Lahoons Lippen. Mit Verlem durch die Stadt zu gehen war etwas ganz Besonderes. In vielerlei Hinsicht.

»Möchtest du noch eines sehen?«

»Nein. Nicht heute Nacht. Wenn es dir recht ist.« Verlem drehte sich halb zu Lahoon um. »Es ist leichter für mich, wenn wir nur ein oder zwei auf einmal besuchen.«

Lahoon nickte. »Es sind noch drei Namen auf der Liste, die wir nicht gefunden haben. Für alle anderen kann ich dir die Häuser zeigen, wann immer du willst.«

Dunstige Nebelgeister räkelt sich in den nassen Straßen. Dunkelheit zog sich zwischen den Häusern zusammen, füllte die engen Gassen, die Nischen unter den Dächern. Eine Straßenlaterne ging an und warf einen weichen Schein auf die Schleier, die mit natürlicher Anmut aus dem Boden stiegen, schlank, ätherisch, vergänglich. Geister der Regenzeit, die die Nacht umwarben.

Lahoon atmete tief ein, fühlte ihre flüchtigen Körper durch seine Lunge ziehen. Er liebte ihre Hüften, ließ seine Finger durch die feuchte Nachtluft wandern, suchend, bittend, genießend.

Ein tiefes Lächeln kam in Lahoons Augen. In einem geheimen Tanz verbunden fühlte er sich mit den Nebelwesen dahin schweben, mit ihnen und mit dem Fay an seiner Seite.

*

In der Tiefe der Nacht war die Luft kristallklar geworden. Eine leichte Brise kam durch das offene Fenster und bauchte den Vorhang wie ein zartes, filigranes Segel. Der Vollmond spielte mit blassen Fingern in dem wehenden Stoff, tanzte zwischen den Schatten im Raum. Auf der Matte bei der Wand drehte sich traumumfangen ein Schlafender, seufzte unbewusst zu den Fragen und Gesprächen der inneren Welt.

Wolken schoben sich vor den Mond. Die Schatten am Fenster verloren ihren Silberrand, versanken in düsterem Grau. Das Licht hatte sie verlassen. In der Dunkelheit, die blieb, zog die Nacht sich zusammen, wurde dichter, dicker. Nahm Gestalt an.

Langsam und lautlos glitt der schwärzeste aller Schatten auf den Schlafenden zu. Aber der erwachte. Trotz der vollkommenen Stille, der absoluten Ruhe der Bewegung. Der Mensch spürte die Präsenz selbst im Schlaf. Und öffnete die Augen.

Blinzelnd suchte er die vertraute Umgebung seiner Kammer. Doch was er stattdessen fand waren zwei große dunkle Augen.

»Was –?«

Er vergaß die Frage. Und sank zurück auf sein Kissen. Ohne jeden Widerstand umfing ihn die Dunkelheit des Vergessens, zog ihn hinab wie ein tiefer, stiller Ozean.

Verlem strich leicht mit der Fingerkuppe über die Wange des Mannes. Er hatte ihn gleich gefunden, gleich erkannt. Es war ein bulliger Mann mit einem Gesicht voller Lachfalten, mit einem ständigen Schmunzeln, das in seine Haut eingeschrieben war. Sein Körper war voll und rund und strahlte einen kräftigen Appetit auf Leben aus, selbst jetzt im Schlaf. Er fühlte sich an wie eine Sommersonnenfeier, wie eine ganze Wiese voll lachender, singender Menschen. Seine Lebenskraft war stark, sehr stark. Und gut.

Verlem lehnte sich vor und blieb lange ganz dicht bei ihm, atmete seinen Geruch, lauschte seinem Atem. Dann berührte er den Arm, wanderte entlang bis hinunter zum Handgelenk, zu dem schmalen Silberband, das sich darum wand. Ein Zeichen des Willkommens. Eine Einladung, am Fest des Lebens teilzuhaben.

Verlem hauchte einen Kuss auf den Handballen. Er blickte nochmals in das schlafende Gesicht des Mannes, flüsterte ihm zu.

»Danke.«

Und dann blitzte der Funke eines Fangzahnes auf und ein Strom warmen Blutes ergoss sich zwischen Verlems Lippen, um ihn zu nähren und zu schützen, um Leben und Genuss zu schenken. Verlem trank lange, die Augen geschlossen, ein Jubeln in der Seele.

Amalai machte es sich auf dem Kang der Teebücherei gemütlich. Sie zog ein Knie auf der breiten Bank zu sich heran und lehnte sich zurück gegen die verblichenen Teppiche an der Wand. Der Morgen war frisch und kühl gewesen und sie hatte die Stunden im Garten genossen. Aber nun war eine Pause, ein Reiskuchen und etwas nette Gesellschaft angebracht.

Lahoon stieß mit Amalai an und freute sich an dem kurzen, hellen Ausruf, den die beiden Teegläser bei ihrer Begegnung erklingen ließen.

Amalais Blick schweifte gemächlich durch den Raum, wo andere Gäste an ihren Tassen nippten während sie Lose Blätter überflogen oder in Büchern schmökerten. Sanftes Gemurmel plätscherte dahin, kurz unterbrochen von dem einen oder anderen Ruf aus der Küche. Am späten Vormittag war die Teebücherei gut besucht, aber ihre ruhige Ecke bot noch genug Privatsphäre für ein offenes Gespräch.

Amalai sah zufrieden in die pechschwarze Brühe in ihrem Glas und nahm einen kleinen Schluck, sorgsam darauf bedacht, das Pulver aus gerösteten Samen, das sich am Boden abgesetzt hatte, nicht aufzurühren.

»Ich habe versucht, mit Tenatetlan zu sprechen«, berichtete Unleha. »Aber sie hat es nicht gut aufgenommen. Gar nicht gut.«

Amalais Geist fand sich nur langsam und widerwillig bereit, das Thema anzugehen, und hing lieber noch müden Gedanken voll Sommerwärme nach. Amalai sandte ein stilles Dankgebet an die belebenden Kräfte des Kaffeebaums, eines Freundes der Menschheit, wie so viele andere Pflanzen auch. Sie ließ noch einen heißen Schluck über ihre Zunge rinnen.

Unleha blickte in ihr eigenes Glas. Sie mochte ihren Kaffee grün und bitter, die kaum gerösteten Samen bereichert um Kardamom, Anis und eine Fülle weiterer Gewürze, deren genaue Zusammensetzung in einer antiken Rezeptur genannt wurden. Eine Spezialität der Teebücherei, die mit so viel Inbrunst und Sorgfalt gebraut wurde wie wohl kaum ein Zaubertrank. Unleha hob das dampfende Glas an ihre Nase, dann an ihre Lippen, bevor sie fortfuhr.

»Tenatetlan ist jetzt schon mehr Kriegerin als Krämerin, kommt mir vor. Voll davon überzeugt, dass nur Kampf uns weiterbringt, und je heftiger und aggressiver, umso besser. Sie denkt, Feindseligkeit ist die höchste Form von Opposition. Dass sie damit in Wirklichkeit nur ihre Gegnerin stärkt, kommt ihr gar nicht in den Sinn.«

Unleha stellte ihren Kaffee ab. »Tenatetlan will nicht sehen, dass ein autoritäres System aggressive Rebellion vielleicht geradezu braucht, sie herbeisehnt. Denn umso heftiger der Aufruhr, umso gerechtfertigter seine Niederschlagung. Und der Ausbau der Gewaltstrukturen.«

Aus der Tiefe eines Wandbehangs blickte eine Frau heraus, die in einem hölzernen Rahmen das Bild eines Drachen webte. Unleha starrte wütend zurück. »Und es kommt noch schlimmer. Tenatetlan bringt es jetzt auf die Ebene persönlicher Feindschaften. Sie schürt den Hass gegen einzelne Krigas, und sogar gegen einzelne Bürgerinnen. Die vielleicht Sympathien für die Krigas hegen. Gestern Abend ist Tenatetlan auf den Bäcker vom Wollmarkt losgegangen...« Unleha piffte leise durch die Zähne. »Wir haben die beiden gerade noch davon abgehalten, sich zu prügeln.«

Unleha schüttelte missbilligend den Kopf. »Es sollte um die Institution gehen: die Kaserne. Auch wenn alle einzelnen Krigas selbst verantwortlich sind für ihre Anwesenheit da drinnen. Aber es ist das gesamte System, das wir weghaben wollen, nicht bloß einzelne Leute.«

Unleha verschränkte die Arme über der Brust. »Tenatetlan ist jetzt wirklich auf dem Holzweg.« Sie biss sich auf die Lippen. »Aber ich fürchte, mein ganzes Gerede hat bei ihr nur dazu geführt, dass sie mich abgeschrieben hat. Und sich auf willigere Leute in der Gruppe konzentriert.« Unleha zeichnete mit dem Finger das Teppichmuster auf dem Kang nach. »Es gibt nicht sehr viele. Aber doch ein paar.« Sie klopfte unruhig auf den Stoff. »Ein paar sehr aufgeregte.«

Seufzend griff sie nach den beiden Büchern, die sie ausleihen wollte, und drückte sie gegen ihre Brust. »Ich frage mich, ob diese Leute versuchen werden, die Schwäche ihrer Zahl mit der Stärke ihrer Auftritte wettzumachen.«

Unleha blickte Amalai direkt in die Augen. »Ich hoffe nur, sie machen keinen Blödsinn.«

* * *

Dieses Konzert war ganz anders, aber Lahoon genoss es genauso sehr. Auf seine eigene Art war es großartig, einfach liebenswert.

Die Samentauschbörse war schon am Zusammenpacken, aber die Menschen waren noch da. Beglückt über ihre neuen Schätze und die bereichernden Gespräche schlenderten sie entspannt über die Piazza und

schaute noch bei den anderen Amüsements vorbei. Sie fertigten Kunstwerke aus Orangenschalen, spielten Boule oder lernten zu jonglieren. Besuchten den Musiker, der in der Ecke spielte, und hörten ein wenig zu, bevor sie mit einem Glas in der Hand weiter spazierten.

Hier gab es keine gebannte Stille, keine verzauberte Trance. Keinen Raum, um den Mondwolf zu rufen. Das blieb für ein anderes Mal. Lahoon würde schließlich noch viele Konzerte geben. Und gar so oft wäre nicht einmal nötig. Wenn die Menschen sich weiterhin so zahlreich meldeten wie an jenem ersten Abend, dann wären es bald genug.

Insofern konnte Lahoon sich gut in die leichtlebige, unbeschwerte Atmosphäre der Piazza hinein entspannen.

Zwei alte Frauen begannen, einen komplizierten Rhythmus unter Lahoons Feenlied zu klatschen. Kurz darauf brummte ein junger Bursche mit tiefem Bass eine zweite Stimme zum Refrain, während die Kinder in seinem Gefolge tanzten und beliebige Umstehende mit in ihren Reigen zogen. Lahoon sang aus vollem Halse. Sein Herz lachte. Er wusste, warum er in Behrlem leben wollte.

Dann, in der schwülen Hitze des Nachmittags, brach das Gewitter los. Mit einem entschiedenen Donnerschlag öffneten sich die Wolken und ließen einen Sturzregen auf den Markt niedergehen. Die Menschen hasteten vom Platz, hielten Taschen über den Kopf, rafften ihre Sachen zusammen. Riefen nach Kindern, die begeistert durch die Pfützen hüpfen, gemeinsam mit den winzigen Wasserkronen, die um jeden neu hineinfallenden Tropfen aufsprangen.

Lahoon war mitsamt seiner Laute auf die Veranda des Schreibehauses geflohen. Und spielte dort weiter, umgeben von einer gar nicht so kleinen Schar. Die dort nicht so schnell wieder weggehen würde, stellte Unleha zufrieden fest. Aber alle Zeit der Welt hatte, um kurz mal eben ins Schreibehaus hinein zu schauen und eine Stimme abzugeben. Ein zufriedenes Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Es war schon vorher gut gelaufen, als sie ihre Runden durch die schlendernde Menge gedreht hatte. Und auch mit ihren Reden auf der Seifenkiste und Lahoons kurzen Ansagen zwischen den Liedern.

Aber das hier war perfekt.

Mit hochgezogenen Schultern machte Unleha sich bereit zum Sprint hinüber zum Schreibehaus.

* * *

Vorsichtig bahnten Amalai und Lahoon sich ihren Weg zwischen Bergen aus Orangenschalen und Wolken süßlich-sauren Geruchs. Amalai meinte förmlich zu fühlen, wie ihre Sohlen an dem klebrigen Boden zogen.

Rund um sie lag ein großer ehemaliger Gutshof, der gerade die Transformation seines Lebens durchmachte. Vor dem liebevoll, wenn auch seltsam kreativ renovierten Wohnhaus unterhielten sich ein paar Kinder mit den Hühnern.

Aber auf der anderen Seite des Hofes rumpelte und brodelte es. Hoch beladene Karren wurden von stampfenden Ochsen herein gezogen, von laut rufenden Menschen empfangen und weiter dirigiert in ein Gewirr aus Kisten, Flaschen und Fässern, die alle in ständiger Bewegung schienen. Aus dem Inneren der Scheune, die im Zentrum des lärmenden Geschehens stand, drang ein regelmäßiges Stampfen und Klirren, das das geschäftige Treiben mit einem tiefen, treibenden Rhythmus unterlegte. Seit hier Magie verwendet wurde, um Orangen schneller und besser zu verarbeiten, war so viel Tempo und Aufregung in der Luft wie nie zuvor. Die Trapstätte, wie die magischen Schuppen voller Traptionen nun überall genannt wurden, prägte dem Hof mehr und mehr ihren Stempel auf.

Auch wenn Unlehas Heim immer schon voller Leben gewesen war, eine überbordende Horde von einer Familie, mit haufenweise Kindern und sich überlappenden Liebesbeziehungen. Aber nun tanzte hier der Geist einer anderen Revolution, die schon seit Jahrzehnten durch die Gesellschaft fegte wie ein Wirbelwind und kein Anzeichen eines Abflauens zeigte. Die Geburt einer neuen Welt, in der unter der begeisterten Hand der Almechas immer neue Traptionen hervorsprudelten und das gewohnte Arbeitsleben auf den Kopf stellten.

Aber trotz allem gab es auch in Unlehas Heim noch ruhige Ecken. Am hinteren Ende ging der geschäftige Hof in einen Garten über, und im Schatten alter Bäume schaukelte eine riesige Hängematte. Ein Haarschopf hing auf der einen Seite heraus, eine Menge an Armen und Beinen auf der anderen. Lahoon trat vorsichtig näher und linste über den Rand.

»Hallo!!!«, quietschte ein dreijähriges Mädchen mit schriller Freude, offensichtlich mordsstolz darauf, Lahoon entdeckt zu haben.

»Hallo«, gab Lahoon sofort, wenn auch etwas verhaltener, zurück. Ein Teil von Unlehas ausufernder Familie schien sich hier in der Hängematte versammelt zu haben.

Unleha selbst tauchte aus einem tiefen Kuss auf und hob den Kopf. »Ah, hallo«, schnaufte sie, während sie sich in der Hängematte hochrappelte. Zöpfe voller Perlen und silbriger Strähnen fielen ihr in die Augen.

»Tut mir leid«, sagte Lahoon entschuldigend. »Wir wollten nicht stören.«

»Tut ihr nicht.« Unleha zog ihre Beine aus dem Gliedergewirr ihrer Geliebten. »Ich will es ja wissen!«

Sie sah Lahoon begierig an und er nickte.

»Alles gut.«

»Ha!«, rief Unleha mit glänzenden Augen. Ein korpulenter Mann mit ausgebleichtem Hemd zog die Dreijährige in seine Arme, während er gleichzeitig Unlehas Beine freigab. Mit Hilfe einer anderen Frau hatte Unleha schließlich wieder festen Boden unter den Füßen und machte sich nach einer letzten Runde von Küssen und Umarmungen mit Lahoon und Amalai davon.

Unleha wies mit einer ausladenden Geste auf die Berge aus Orangeschalen. »Schaut euch das an! Diese Trapstätte hat überhaupt nicht vor, sich auf den Schuppen zu beschränken! Demnächst werden diese Berge bis in mein Bett kriechen, das sage ich euch. Konelle spricht auch von nichts anderem mehr. Manchmal frage ich mich, ob sie vielleicht deshalb so viele Geliebte hat?« Unleha zwinkerte Amalai zu. »Konelle will uns gar nicht wegen unserer reizenden Gesellschaft, und nicht einmal als Mit-Eltern. Sie braucht uns bloß als Arbeitskräftereservoir für diese Trapstätte, die sie und ihre Truppe da wachsen lassen.« Trotz all ihrer Beschwerden strahlte Unleha vor Stolz und versuchte gar nicht erst, es zu verbergen. Sie drehte sich mit leuchtenden Augen zu Amalai um.

»Es ist unfassbar! Du kannst dir nicht vorstellen, mit welchem Tempo sie jetzt schon arbeiten. Mit der richtigen Magie können wir in Tagen tun, was früher Monde gebraucht hätte. Traptionen sind ganz einfach die Zukunft. Ich kann es nicht anders sagen.«

Unleha runzelte die Stirn. »Auch wenn die Vergangenheit regelmäßig vorbei schaut, um sich zu beschweren. Bauern und Bäuerinnen, deren Art zu arbeiten und zu leben durch uns obsolet wird. Die jetzt behaupten, dass es ganz wichtig sei, Orangen mit der Hand zu schälen, jede einzeln, damit du sie persönlich kennen lernst. Dass der Saft aus unserer Trapstätte ohne Seele sei.«

Unleha schnaufte, verächtlich und gleichzeitig amüsiert. »Als ob Pflanzen eine Seele hätten. Lächerlich.«

Amalai dachte daran, wie ihre Kräuter sich langsam zur Sonne reckten, wie sich das Wunder ihrer Blätter langsam entrollte. Dachte an ihre eigene Art, zu arbeiten und zu leben. Aber sie behielt all das für sich.

Unleha schlang eine spiralige Orangenschale um ihren Arm, wo sie in wunderbarem Kontrast zur schwarzen Haut stand, wie die Insignien einer Priesterin, eine Lobpreisung der Schlichten Göttin.

»Die neuen Traptionen, die auch Schalen behandeln können, werden jeden Moment fertig sein. Fehlt nur noch eine Kleinigkeit. Und dann werden wir Futter und köstliche Gewürze aus alledem produzieren.« Unleha deutete auf die umliegenden Gebirge. »Und keinen Abfall mehr.

Das hier ist ja in mehrerlei Hinsicht ein Skandal.«

Und damit ging sie zum eigentlichen Thema über. »Also. Wie war's im Schreibehaus? Erzähl!«

»Es sieht gut aus. Die Auslotung hat viel Resonanz ergeben. Viel mehr, als wir gebraucht hätten.« Lahoon hob die Hände. »Alles ist glatt gelaufen. Fast verdächtig glatt.«

Unleha zog die Brauen hoch. »Wieso verdächtig? Wir dachten doch nicht, dass Berqar und Pramus irgendetwas tun würden, um die Auslotung zu sabotieren, oder?«

»Nein«, brummte Lahoon. »Das dachten wir nicht. Und genau deshalb hätte es klappen können, wenn sie etwas getan hätten. Haben sie aber nicht. Zumindest haben wir nichts bemerkt.«

Lahoon schüttelte den Kopf, kurz und heftig, als würde er Blätter oder Sorgen aus seinen Haaren beuteln. »Wie auch immer. Da stehen wir nun. Die Auslotung ist gut gelaufen, und es wird eine neue Abstimmung geben. Zu Neumond. Wir haben gerade den Aushang am Schreibehaus gemacht.«

Unleha kickte eine Orangenhälfte beiseite und pflanzte sich breitbeinig auf, die Hände auf den Hüften. »Und in der Zeit bis Neumond, oder in den drei Tagen der Abstimmung, werden Berqar und Pramus zuschlagen. Wollen. Aber wir werden das verhindern! Und ihre Pläne durchkreuzen!« Unleha hielt inne.

»Sobald wir sie kennen«, fügte sie verärgert hinzu.

* * *

Rebonya stand neben dem Schuppen in Amalais Kräutergarten, die Schultern hochgezogen, die Arme fest vor der Brust verschränkt. Mit finsterem Blick sah sie auf Verlem hinunter.

Der saß auf einem Stein, in seiner stillen, schüchternen Pose, den Kopf abgewandt, die Augen zu Boden gerichtet. Das matte Abendlicht fing sich in seiner blassen Haut. Verlems Stimme war leise und zögerlich, als er sprach.

»Es tut mir leid.«

»Mir auch!«, schoss Rebonya ihn an, und es war völlig klar, dass auch sie es bedauerte, dass Verlem sich je in ihre Nähe gewagt hatte.

Verlem rührte sich nicht. Nur der Wind strich eine Haarsträhne über seine Stirn. Das hohe Gras wiegte sich in der Brise, nickte Verlem mit luftigen Köpfen aus Blüten und Samen zu. Er flüsterte über ihr Rascheln hinweg.

»Du magst mich nicht.«

»Nein. Ich mag dich nicht! Ich weiß, dass alle anderen dich offenbar

heiß lieben. Aber ich nicht. Ich finde dich fürchterlich. Abstoßend. Widerlich. Ich wünschte, es gäbe dich nicht!«

Verlem schwieg, den Blick abgewandt, die Augen niedergeschlagen. Aber schließlich hob er den Kopf eine Spur.

»Ich habe Angst.« Seine Stimme war leise, heiser. »Wirst du mir weh tun?«

Rebonya schnaubte verächtlich. »Ich kann dir gar nicht weh tun.«

Verlem sagte nichts. Er blieb einfach sitzen, in seiner scheuen, abgewandten Pose.

»Kann ich doch?«, fragte Rebonya, verunsichert. Und fast wollte sie es. Verlem blieb still.

Rebonya senkte den Blick zu Boden. »Nein«, sagte sie mit Mühe. »Ich werde dir nicht weh tun.« Sie holte tief Luft und atmete hörbar aus. Sie wandte sich ab. »Es wäre etwas anderes, wenn du Menschen töten würdest. Aber solange du sie nicht verletzt, habe auch ich kein Recht, dir zu schaden. Ich sollte es nicht tun.« Sie holte noch einmal Luft. »Und ich werde es nicht tun. Ich kann sehen, dass du essen musst. Wie ich auch. Und auch ich nehme meine Nahrung von anderen Lebewesen. So achtsam ich eben kann.«

Ein schmerzhafter Zug trat auf Rebonyas Lippen. »Ich weiß nicht, warum das für mich so schwer ist. Aber es ist einfach so. Sehr schwer. Für mich.«

Ihre Hand hielt sich am Eck des Schuppens fest. »Ich halte deine Gegenwart kaum aus. Deine Nähe. Deine Existenz. Ich wünschte wirklich, es gäbe dich nicht.« Sie atmete tief durch. »Aber du existierst. Und du hast ein Recht dazu, wie alle anderen auch.«

Rebonya trat einen Schritt näher an den Schuppen heran, lehnte sich gegen seine Seite, als würde sie einen Schulterschluss machen. »Ich werde dich nicht verletzen. Du musst mich nicht fürchten. Ich habe mich soweit unter Kontrolle, dass ich dich nicht noch einmal attackieren werde.« Ein bitteres Grinsen saß freudlos in ihrem Mundwinkel. »Ich werde einfach weiterhin vor Abscheu zittern. Aber das ist eben so. Kann man nichts machen.«

»Man kann schon etwas machen.« Mit dem Hauch einer Bewegung drehte Verlem sich ganz leicht zu Rebonya. »Ich könnte dir deine Abscheu nehmen, mit nur einem Blick. Aber du würdest das nicht wollen?«

»Nein!«, schrie Rebonya sofort. »Auf keinen Fall! Bleib mir fern mit deinen Vampirblicken! Wage es ja nicht, an meinem Inneren zu drehen!« Ihre Lippen waren schmal und blass, ihre Hand zur Faust verkrampft.

Verlem blieb ganz still.

Und langsam, ganz langsam, begann es Rebonya zu dämmern. »Du hast es nicht getan. Die ganze Zeit nicht. Nicht, als ich wusste, was du bist, und voll Grauen zurückgeschaudert bin. Nicht, als ich dich attackiert habe. Du hast es nicht getan. Selbst, als du Angst hattest und dachtest, dass ich dich verletzen könnte. Du hättest dir das alles ganz leicht ersparen können. Mit einem einzigen Blick. Der mich ins Vertrauen zwingt. Und ich hätte mich nicht einmal beschweren können. Und auch sonst niemand. Wir hätten es alle nicht gewusst. Und trotz alledem: du hast es nicht getan. Hast lieber all den Hass auf dich genommen, als mich zu zwingen. Nur, weil du wusstest, dass ich es unerträglich fände.«

Rebonya sah auf Verlems Rücken, auf seine feinen Haarsträhnen im Wind. »Stattdessen bist du gekommen, um mit mir zu sprechen.«

Sie schwieg. Verlem saß reglos da.

Rebonya senkte den Blick zu Boden, doch ihre Fäuste lösten sich nicht. Sie seufzte tief. »Verlem«, sagte sie unwillig und zögerlich. »Ich will nicht, dass irgendjemand solche Kräfte hat wie du. Ich hasse das. Ich fürchte es. Aber ich verstehe, dass du nichts dagegen tun kannst. Du hast diese Macht einfach. Und das Äußerste, was du tun kannst, ist, sie nicht zu verwenden. Und genau das hast du getan.«

Rebonya sah auf, aber ihr Blick glitt sofort wieder von Verlem ab und landete irgendwo hinter ihm im Garten. »Ich sehe ein, dass du das Beste tust, was auch mir einfallen würde.« Sie räusperte sich. »Es tut mir leid.« Ihr Zunge fuhr kurz über die Lippen. »Es ist mir nie in den Sinn gekommen, dass du Angst vor mir haben könntest. Ich dachte immer, du bist derjenige mit der Macht. Und ich die mit Grund zur Furcht.«

Rebonya kickte leicht mit einem Fuß gegen den Boden. »Ich werde mich bessern. Ich werde zumindest höflich sein. Korrekt.« Sie verschränkte die Arme wieder über der Brust, in einem zittrigen Griff. »Abgesehen davon können wir einander wohl möglichst aus dem Weg gehen.« Sie schüttelte sich leicht. »Meine Gefühle haben sich nicht geändert. Und das werden sie wohl auch nicht. Aber ich habe ein Einsehen, und ich werde mich beherrschen.«

Sie hob ihr Kinn. »Und wenn ich jemals nachlasse, wenn ich dir wieder Grund zur Sorge geben sollte, dann lass es mich bitte wissen. Komm und sprich mit mir. So wie du es jetzt getan hast.«

Rebonya sah auf, und diesmal glitt ihr Blick nicht von Verlems Gesicht.

»Danke. Dass du mir deine Angst gezeigt hast.«

Amalai hatte Unleha ein spätes Frühstück gebracht. Oder eine frühe Jause. Jedenfalls einen guten Grund, sich in eine Strandschaukel der Badegärten zu kuscheln und genüsslich an frischem Gebäck zu knabbern, während sie den Hühnern im Gras zuschauten. Auch wenn ihr Gespräch unweigerlich wieder zur Lage der Stadt zurückkehrte.

»Jetzt oder nie!« Unleha gestikulierte wild mit den Armen, in markantem Kontrast zu der friedvollen Idylle rundum. »Das ist der entscheidende Moment!«

»Ja, ja«, murmelte Amalai beruhigend. »Aber es war schon letztes Mal der entscheidende Moment. Du erinnerst dich? Die erste Abstimmung. Das war auch der Wendepunkt, die Weichenstellung. Der eine Moment, der alles entscheidet.«

Amalai griff in den Busch neben ihr und pflückte sich ein paar reife Beeren. Vorsichtig gab sie ihnen den Ehrenplatz oben auf ihrem Keks. »Und wir haben verloren, damals. Und trotzdem geht es weiter. Der nächste alles entscheidende Moment kommt, und der nächste. Einmal geht es gut, einmal schlecht, und das Wichtigste ist: in beiden Fällen musst du am nächsten Tag weitermachen. Und am übernächsten.«

Eine Beere rollte von ihrem Keks. Amalai suchte in den Falten ihres Sarongs, bis sie die Ausreißerin schließlich wiederfand und an ihren Platz zurücklegte. Die Beere rollte hinunter. Amalai legte sie zurück. Die Beere wackelte. Mit einem raschen Nicken und einer geschickt um den Rand gewundenen Zunge biss Amalai in ihren Keks. Ihre Augen strahlten, als sie die köstliche Mischung aus luftigem Teig und frischem, saftigem Fruchtfleisch kaute. Ein triumphaler Unterton schlich sich in Amalais Conclusio, die sie Unleha vollmundig präsentierte.

»Eine Gesellschaft aufzubauen ist keine Tat. Es ist ein Prozess. Der nicht zu Ende geht. Es ist nie zu spät. Und nie zu früh. Wir sind immer mittendrin.«

Das letzte Abendrot fiel durch die Fenster in Amalais Kräuterküche und traf dort auf das erste goldene Laternenlicht.

»Aber das ist doch genau der Trick, den sie verwenden!« Rebonya konnte nicht aufhören zu diskutieren. Aber sie hatte immerhin ihre Stimme zu einem Murmeln gedämpft. »Alles, was sie brauchen, ist ordentlich Aufregung. Dann ist doch ganz egal, dass die gesetzten Maßnahmen nichts mit dem Problem zu tun haben. Wenn es einen Notstand gibt, müssen Maßnahmen her! Egal welche. Hauptsache, harte.«

Gureev legte eine Hand auf Rebonyas Arm, und nun schwieg sie doch.

Unleha war gerade wieder zur Tür herein gekommen. Sie blieb ein paar Schritte entfernt stehen und blickte zu Verlem hinüber, der mit dunklen Roben und blass schimmerndem Gesicht neben Lahoon stand.

Vorsichtig trat Verlem einen Schritt vor. Und verschwand.

Unleha starrte auf die Leere, die zurück blieb.

Dann wirbelten Schatten auf der anderen Seite des Raums, wurden dicht und dunkel, bis Verlem da stand, in derselben schüchternen Pose wie zuvor.

Scheu wie ein wildes Tier, mit allen Sinnen lauschend, sah er zu Unleha hinüber.

Unleha zuckte mit den Schultern. »Wunderbar. Du kannst also auch Illusionen zaubern.«

Verlem blickte Unleha schweigend an. Dann kam er auf sie zu, mit kleinen, verhaltenen Schritten. Er hob den Arm, bot seine Hand dar wie eine Gabe, eine Einladung. »Ich bin hier. In meinem Körper.«

Unleha rollte mit den Augen. Doch sie berührte ihn.

Verlem zog ihre Hand fest in seinen Griff, versenkte seinen Blick tief in ihren Augen.

Und löste sich auf.

Der Körper zwischen Unlehas Fingern zerrann zu einem silbrigen Schimmer, zu einem leichten Prickeln. Und dann zu einem Nichts. Unlehas Hand schloss sich um dünne Luft.

Unleha fuhr herum. Verlem stand neben ihr, auf der anderen Seite, die Hand auf ihrer Schulter. Unleha hatte die Wirbel und Funken seiner Manifestation gespürt, dann das Gewicht seiner Hand.

Sie schnaubte. Mit einem Ruck schüttelte sie Verlem ab und trat zur Seite.

»Hör zu«, sagte Unleha. »Das ist großartig. Du machst es ausgezeichnet. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Aber leider ist deine Kunst an mir etwas verschwendet.« Unleha schüttelte den Kopf. »Ich

kann nicht erklären, wie du das tust. Du kannst Magie wirken, ganz offensichtlich. Und es ist eine Magie, die ich nicht kenne. Ich bin eine Almecha, und ich kann Traptionen bauen. Auch das ist Magie, und viele andere können sie nicht erklären.«

Unleha tippte sich auf die Brust. »Aber dass ich Magie wirken kann, heißt nicht, dass ich kein Mensch bin.« Sie zeigte mit dem Finger auf Verlem. »Dass du Magie wirken kannst, heißt noch lange nicht, dass du kein Mensch bist.« Sie hielt inne. »Bestimmt kannst du mir noch viel mehr zeigen. Was ich auch nicht zu erklären weiß. Aber nichts, absolut nichts was du sagst oder tust, wird mich glauben machen, dass du ein Fay bist.«

*

»Ich weiß nicht, warum sie das gesagt hat«, murmelte Rebonya. Unlehas Worte zogen wieder und wieder durch ihren Kopf.

Rebonya ging in der Kadettenkammer auf und ab, hielt sich an Gureevs Gegenwart fest, an seinem geduldigen Zuhören. Um ihre Gedanken zu beruhigen, oder um ihnen Raum zu geben, ihre Aufregung abzureagieren. Herum zu wuseln, bis sie einen Platz gefunden hatten, eine neue Ordnung, in der sie sich arrangieren konnten.

»Die Almechas sind es doch, die Doktrinen ablehnen«, wiederholte Rebonya. »Die an die eigene, direkte Beobachtung glauben. Ans Ausprobieren. Um zu sehen, wie die Dinge funktionieren.«

Rebonya fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Das ist es, was ich so an den Almechas mag. Unter anderem. Dieses Bekenntnis zur Wirklichkeit. Kein Tralala, kein blinder Glaube.«

Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust und schaukelte auf ihren Sohlen vor und zurück. »Unleha ist eine Almecha. Mit einem Bekenntnis zur eigener Beobachtung. Im Unterschied zu Voreingenommenheit. Zu reiner Theorie und Glaubenslehre, die entscheidet, was wahr sein kann und was nicht.«

Rebonya hielt inne, in einer sehr instabilen Fersenlage. »So sehr es mir auch zuwider ist, ich muss zugeben, dass Verlems Selbstauflösung mir wie ein ziemlich guter Beweis vorkommt. Und auch sein Körper, seine Zähne. Wie kann Unleha all das einfach so beiseite wischen, ohne auch nur einmal näher hinzusehen?«

Rebonya gab auf. Ihre Füße kamen zurück auf den Boden, ihre Arme fielen schlaff an ihre Seiten. Ihre Gedanken lehnten sich müde in den Winkeln ihres Kopfes zurück, unentschlossen und erschöpft. »Ich weiß es einfach nicht«, seufzte Rebonya, mit den Schultern zuckend. »Ich weiß es nicht.«

* * *

Kortid lehnte sich gegen die raue Wand der Kammer. Er drehte einen Kiesel zwischen seinen Fingern, eine runde, glatt polierte Schönheit, durchzogen von Alterslinien aus Sediment.

»Als ich Wache hielt, spielte ein Musiker auf der Piazza. Die ganze Zeit.« Kortids Augen waren voller Erinnerungen. »Es war wunderschön.« Er wandte Verlem sein Gesicht zu. »Der Sänger ist ein Schmetterling, mit blau-grün schimmernder Haut. Vielleicht hast du ihn schon einmal gesehen?«

Verlem nickte.

Kortid strich über die Linien des Steins. »Seine Lieder sind voller Farbe, voller Mysterien. Er singt von Feen, Elfen, fantastischen Reisen.« Kortid biss sich auf die Lippen. »Ich beneide ihn. Ich bin sicher, er lebt in dieser Welt. Oder diese Welt lebt in ihm. Wenn er nachts träumt, dann ist er dort. Wenn er des Tags Geschichten erzählt, dann sind es solche.«

Ein tiefer Seufzer entrang sich Kortids Brust. »Ich wünschte, ich könnte in sein Universum kommen. In einem großen Segelboot übersetzen, von diesem Reich der Dunkelheit und Dämonen hinüber in eines voller Liebe und Wunder. Wenn denn so eine Fahrt je möglich wäre.« Kortid schüttelte den Kopf. »Aber natürlich ist sie das nicht.«

Verlem blickte auf. Er machte einen kleinen Schritt vorwärts.

Aber Kortid sprach schon weiter. »Wir wissen alle, dass die reale Welt eine düstere ist. Wir leben in einer ständigen Gefahr, einer finsternen Bedrohung, die über unseren Köpfen hängt wie ein Schwert, das jeden Moment fallen kann. Die ganze Stadt ächzt unter diesem Schatten, gefangen in einem Kampf auf Leben und Tod.«

Kortid ballte die Faust. »Ich könnte ihn anschreien, diesen fahrlässigen Sänger. Denn in all ihrer Schönheit sind seine Lieder letztlich doch eine Gefahr. Sie lullen uns ein. Machen uns weis, dass wir sicher sind, und alles voller Blumen und Einhörner.« Kortids Worte zischten verbissen zwischen seinen Zähnen hervor. »Aber die wahre Welt ist voller Gewalt und Gefahr. Leider. Und wir müssen kämpfen. Wir müssen den Dämon töten, bevor er uns tötet.«

Verlem sah Kortid an, mit einem langen, stillen Blick. Er schwieg.

Nach dem Regen hingen die Wolken immer noch tief am Himmel und der Boden war feucht und schlammig. Aber die Leute strömten zurück auf die Piazza. Und die Krigas kamen auch. Wie jeden Abend.

Lahoon saß mit der Laute an seinem üblichen Platz. Eine Gruppe Menschen hatte sich schon um ihn gesammelt, von denen manche einen Rhythmus klatschten oder mitsummten, und alle bereit waren, später einzustimmen in den Refrain: »Illusionen! Illusionen!«

Die Wachablöse begann. Lahoon erkannte den stämmigen Leutnant, der heute die Zeremonie anführte. Johalen, hatte Unleha einmal gesagt. Und auch Rebonyas Gestalt konnte Lahoon entdecken. Eingegliedert in die Reihen des Tanzes schwang sie ihr Lichtschwert mit Kraft und Präzision, in vollkommenem Gleichklang mit der Kriga ihr gegenüber.

Doch dann brach eine plötzliche Unruhe über den Platz herein, zerschlug die gleichmäßige Anmut des Rituals. Eine lärmende Gruppe stürmte heran, geradewegs auf die Formation der Krigas zu. Laut und zornig schrien sie ihre Slogans.

»Krigas raus! Krigas raus! Haut hier ab und geht nach Haus!«

Sie ließen die zweite Zeile bald wieder fallen. Sie schien zu lang und kompliziert für ihren momentanen Gemütszustand, ihren Aufruhr und ihr dringendes Verlangen nach Konfrontation. Tenatetlan führte die Truppe an, die Faust hoch erhoben, als schwenkte sie eine unsichtbare Kriegsflagge über ihrem Haupt. Hinter ihr strömten die Leute direkt in die Formation der Krigas, zwischen die geraden, ordentlichen Linien des Tanzes.

Eine junge Frau stampfte dicht vor Rebonya mit dem Fuß auf und schrie ihr aus nächster Nähe ins Gesicht. »Krigas raus!!!«

Unter ihrem kreisenden Lichtschwert zwinkerte Rebonya der Frau zu. Verschwörerisch. Oder verführerisch? Die junge Frau starrte Rebonya verwirrt an. Sie verpasste sogar eine Zeile des Sprechchors, gefangen in einem Moment des perplexen Schweigens während der Rhythmus von »Krigas raus! Krigas raus!« ungebrochen um sie herum wogte. Dann wandte sich die Frau ab und eilte weiter, ohne Rebonya noch einmal in die Augen zu sehen.

Ein spitzer Ellbogen traf Rebonya in die Rippen. Sie stolperte vorwärts und fühlte schon den blauen Fleck, den das hinterlassen würde. Aus dem Augenwinkel sah sie einen Mann mittleren Alters, der wie betrunken heruntorkelte und Beleidigungen schrie. Rebonya wandte sich nicht um. Sie tanzte weiter ihre Schritte, schwang das Schwert im Halbkreis, brachte es zu Boden.

Johalen vor ihr dachte sichtlich angestrengt nach. Dann, in stiller Übereinkunft mit seiner Truppe, fasste er einen Entschluss. Er wob seine Befehle so unauffällig in den Ablauf ein, dass es wirkte, als hätten sie immer schon dazugehört. Ohne allzu deutliche Zeichen von Eile oder Chaos brachte er die Wachablöse zu einem vorzeitigen Ende. Die Krigas hoben ihr Schwert zum letzten Salut.

Johalen wollte die Formation vom Platz führen, aber drei Jugendliche pflanzten sich provokativ direkt vor ihm auf. Johalen wartete höflich, dass die drei vorbeigehen würden, und als sie nichts dergleichen taten, machte Johalen einen Bogen um sie herum.

Das gab den Ton an für den Rest der abziehenden Krigas. Wie eine Meereswelle, die unwiderstehlich von der Ebbe zurückgezogen wird, floss die Formation um jedes Hindernis herum, niemals kämpfend oder ringend, aber auch von nichts zurückgehalten. Wie Wasser auf dem Weg zurück zur offenen See verschwanden die Krigas lautlos in der hinteren Gasse. Der Sand der Piazza blieb leer hinter ihnen zurück.

Tenatetlan stürmte der Truppe nach, mit einem lauten Kampfschrei. Aber all ihre Leute blieben auf dem befreiten Strand, hoben die Hände und schrien: »Haut hier ab und geht nach Haus!« Um sie herum knisterte die Atmosphäre immer noch vor Spannung. Aber der Raum begann sich wieder zu öffnen. Luft konnte hineinfließen.

Lahoon kam herüber, die Laute in der Hand, zusammen mit seinem kleinen Chor. Sie nahmen den Slogan auf, umwarben und umgarnten ihn mit Stimme und Saiten, und bald schon wandelte sich das Grölen zu einem Gesang, der Unterton von Kampf zu Triumph zu reiner Freude.

Beim Singen, Zuhören und Herumschlendern durchmischten sich die Menschen mehr und mehr, bis die rebellische Truppe irgendwann gar nicht mehr als solche zu erkennen war. Als dann noch zwei beräderte Essensstände heranfuhrten und diverse Köstlichkeiten unter den Leuten verteilten, war die Routine der geselligen Abende in Behrlem vollkommen wieder hergestellt. Mit einem zufriedenen Lächeln klopfte sie sich auf den vollen Bauch und nickte leicht im Rhythmus der dahinfließenden Musik.

»Wie konntest du nur!«, brüllte Berqar Johalen an. »Du warst ihr Offizier! Der mit Vorbild zu führen hat! Nicht feige zu kuschen! Du hättest nie zulassen dürfen, dass eine Formation der Krigas von chaotischer Randal durchbrochen wird!«

Johalen schluckte. »Sie wollten zweifelsohne provozieren. Aber sie haben uns nicht direkt attackiert.«

»Wir lassen uns nicht provozieren!«, bellte Berqar.

»Nein«, sagte Johalen, stolz und zufrieden.

Berqar starrte ihn an. Langsam spannten Johalens Schultern sich wieder.

»Die Ehre der Klinge steht auf dem Spiel! Unser guter Name und alles, wofür wir stehen! Du«, spuckte Berqar in giftigem Ton hervor, ihr Finger direkt auf Johalens Brust, »hast eine einmalige Chance verpatzt!«

»Eine Chance?« Johalens ehrliche Verwirrung war deutlich zu spüren.

Berqar sprach rasch weiter. »Du bringst die Stadt in Gefahr! Wir können niemals zulassen, dass die Krigas beleidigt werden!« Sie richtete sich hoch auf. »Macht und Verantwortung haben heute in deinen Händen gelegen, und du hast versagt. Hast unsere Fahne in den Schmutz sinken lassen. Hast einen feigen Rückzug befohlen, anstatt Mut und Stärke zu zeigen, anstatt deine Krigas stolz und kompromisslos in den Kampf zu führen! Den Kopf hoch erhoben, niemals besiegt, niemals erniedrigt!«

Johalen räusperte sich. »In den Kampf.« Seine Hand hob sich halb, in einer offenen, bittenden Geste. »Das war genau meine Befürchtung. Wenn wir nicht flexibel und nachgiebig gewesen wären, hätte es so enden können wie in der Taverne. Oder schlimmer. Wir wären wieder mit der Bevölkerung Behrlems zusammengestoßen. Aber wir sind ja hier, um die Dämonen zu bekämpfen, nicht die Menschen.«

Berqar explodierte. »Dies sind nicht die Menschen! Das sind Verräter! Die bereit sind, einen Pakt mit dem Dämon zu schließen, ihre Nachbarn zu verkaufen und in Tod und Verderben zu schicken! Diese Täuscherinnen sind so gefährlich wie die Teufel selbst! Sie sind ein Dolch in unserem Rücken! Es darf keine Toleranz geben!«

Johalen zögerte. Er holte tief Luft, als würde er noch einmal seine eigene Meinung sagen, in einer bemerkenswerten und hartnäckigen Verweigerung des fraglosen Gehorsams.

Berqar schrie ihm ihren Befehl direkt ins Gesicht.

Johalen nahm sofort Haltung an und salutierte. Mit ausdruckslosem Gesicht starrte er geradeaus und ließ ab nun alle Maßregelungen kommentarlos über sich ergehen. Kein selbstständiger Gedanke war mehr auf seinem Gesicht zu lesen.

Der Tag war so heiß gewesen wie jeder andere. Aber der Regen kam spät, überraschend spät, und dafür plötzlich und heftig. Es wurde schon dunkel, als die Wolken mit einem Schlag aufbrachen und eine Sturzflut auf die Kaserne niederging.

Rebonya war draußen im Hof und statt durch das Nass zurück zum Ostflügel zu rennen, suchte sie Schutz unter dem überhängenden Dach eines leeren Stalls. Sie würde das Ärgste abwarten.

Rebonya ließ ihren Rücken gegen die Holzwand sinken, den Kopf entspannt an die Bretter gelehnt. Ihr Blick glitt träge durch den Wasserfall vor ihren Augen, wanderte durch das trübe Grau. Bis sie stockte. Und sich gespannt vorbeugte.

Was war das? Oder vielmehr: Wer war das? Aber sie wusste es bereits. Auch mit der Kapuze tief im Gesicht und dem weiten, dunklen Umhang über den Roben: Es gab keinen Zweifel. Es war Pramus, der Magja, der da durch den Regen eilte. Mit schnellem Schritt und hochgezogenen Schultern hastete er auf den Westflügel zu, auf den alten, verlassenen Teil der Burg. Und verschwand in den Mauern.

Rebonya dachte nicht nach. Still und leichtfüßig verließ sie ihr Versteck und rannte über den Kasernenhof, bis sie sich gegen die Steinwand pressen konnte und vorsichtig um die Ecke schielen. Da, genau wo der Magja verschwunden war, duckte sich ein niedriges Holztor in die Wand. Rebonya rutschte näher. Ihr Atem war heftig, laut, und Rebonya kam sich lächerlich auffällig vor. Sie hielt die Luft an, als sie sich neben die Schießscharte bei der Tür drückte und lauschte. Sie hörte nichts. Dann änderte sie ihre Taktik. Nicht ahnend, wer oder was sie hinter dem Tor erwartete, warf sie sich in die Pose einer Person, die selbstverständlich dazugehörte und drückte die Klinke.

Die Tür schwang auf.

Da war niemand.

Rebonya fand sich in einer kleinen Wachstube wieder, mit einem einfachen Tisch und zwei Stühlen. Und einem Steinbogen in der Rückwand, von wo Stufen hinab in die Dunkelheit führten. Oder nicht ganz in die Dunkelheit. Ein letzter Schimmer goldenen Lichts schwankte irgendwo in der Ferne und wurde langsam schwächer.

Rebonya griff sich die verbleibende Laterne aus der Wachstube und schlich so schnell und leise sie konnte die Stufen hinunter. Am Fuß der Treppe löschte sie ihr Licht. Es war stockdunkel. Rebonya hatte keine Ahnung, wie sie das nun anstellen sollte. Sie konnte ja wohl kaum in völliger Finsternis ein Gewirr unbekannter Kellergänge absuchen? Aber ihre Laterne würde genauso weit leuchten wie die von Pramus, und sobald sie ihn sehen konnte, würde auch er sie entdecken.

Aber sie konnte ihn nicht sehen. Nicht mehr. Sie war in der Dunkelheit allein.

Rebonya entzündete ihre Laterne erneut. Vor ihr lag ein gerader Gang, der in einiger Entfernung eine Abzweigung nach rechts aufwies und ein paar Stufen, die links in die Tiefe führten. Rebonya fluchte leise. Wenn sie sich in dieses unterirdische Labyrinth hineinwagte, wie sollte sie dann je wieder herauskommen? Ganz abgesehen davon, dass sie Pramus finden wollte, ohne von ihm gefunden zu werden.

Rebonya biss die Zähne zusammen und beschloss wohl oder übel, alle Fragen von Machbarkeit und Wahrscheinlichkeit vorerst beiseite zu schieben. Sie zog ihr Hemd über den Kopf und wickelte es um ihre Laterne, so dass der Schein nur noch schwach und gedämpft hervor drang. Dann begann sie, lose Steine im Gang auf zu sammeln. Bei jeder Weggabelung, an der sie vorbeikam, legte sie zwei Steine dicht nebeneinander an die Wand, in der Richtung, aus der sie gekommen war. Hinreichend subtil, dachte Rebonya. Nur wer direkt danach suchte, würde es bemerken.

All das Nachdenken, Steinesammeln und Zeichenlegen kostete Rebonya ziemlich viel Zeit. Pramus war längst wer weiß wo. Nach einer Weile gab Rebonya es auf, sich zu beeilen. Oder Theorien auf zu stellen, welche Abzweigung Pramus wohl genommen haben müsste. Stattdessen streifte sie durch die Gewölbe wie ein Mädchen in einem Märchen, im Palast der Portale. Hinter jeder Biegung, jedem versteckten Tor, jeder düsteren Stiege lag ein Gefühl, ein Geruch, eine besondere Atmosphäre. Und Rebonya folgte immer dem Pfad, der sie am meisten an Pramus erinnerte, ohne zu fragen warum.

Rebonya durchwanderte endlose Gänge und krumme Passagen, die sich in absurden Winkeln bogen, als wollten sie sie im Kreis führen. Kam in alte Weinkeller voll staubiger Flaschen und Fässer, durchquerte Hallen mit Säulen, die sich irgendwo hoch oben im Dunkel verloren. Sie stieg Treppen hinab, breite, glatt polierte, oder auch schiefe, enge, voller Geröll, tiefer und tiefer, wann immer sie konnte. Noch in der hintersten Nische fand sie einen verborgenen Ausgang, quetschte sich durch ein Loch in der Wand.

Und war plötzlich durch.

Eine riesige Höhle öffnete sich vor ihren Augen. In vollkommener Stille lag ein unterirdischer See zu ihren Füßen, zog sich nach hinten in dunkle Fernen. Das enorme Gebiss des Berges hing über den Wassern, Fangzähne aus Gestein, denen am Ufer nicht minder beeindruckende Spitzen entgegen ragten.

Das Licht der Laterne verlor sich in der immensen Ausdehnung der Höhle. Aber es warf einen goldenen Schimmer auf den See und zeigte für einen Moment den farblosen Kopf eines Grottenolms, der sich über den Spiegel hob und dann wieder abtauchte wie ein Geist, ohne die kleinste Welle.

Rebonya löschte die Laterne.

Es war stockdunkel.

Die kühle Luft der Höhle strich über ihre nackte Haut, hielt sie in der Umarmung eines gespenstischen Hauchs. Rebonya konnte hören, wie ein Tropfen Wasser in den See fiel und das Echo vielsagend durch die gähnende Leere unter Bergen von Stein lief. Sie hörte ihren Herzschlag, leise und stetig, und das Knirschen der Kiesel unter ihrem Fuß. Und dann hörte sie noch etwas.

Ein leises Geräusch irgendwo in der Ferne, weit, weit weg, wie eine Erinnerung aus vergangenen Zeiten, wie schwache Geisterstimmen, die der Wind bis hierher verweht hatte, bis in den Widerhall ewiger Berge.

Rebonya hielt den Atem an.

Und dann, in der vollkommenen Dunkelheit des Erdinneren, sah sie den Abglanz eines Schimmers. Ein ganz, ganz schwaches Leuchten, das die Umriss der Stalaktiten vor ihr nachzeichnete, schwarz und hart, genau dort, wo sie in den Berg bissen.

Rebonya zündete ihre gedämmte Laterne wieder an und schlich am Ufer des Sees entlang. Bis zu dem Moment, da ein rohes Gebrüll sie erreichte und ein Zittern über ihren Rücken laufen ließ. Rebonya erstarnte. Und eilte los, direkt auf den Punkt zu, an dem das Licht durch den Spalt gefallen war.

Das letzte Stück musste sie klettern. Lose Steine und rauer Fels formten zunehmende Hindernisse jenseits des stillen Sees und zerkratzten ihre ungeschützte Haut. Rebonya kämpfte sich mühsam durch.

Dann hatte sie es geschafft.

Eingeklemmt zwischen den Drachenzähnen der Höhle lag Rebonya auf der Lauer. Sie linste durch einen schmalen Spalt.

Und sah nichts. Die andere Seite lag in kompletter Finsternis. Aber da kam ein tiefes Grollen, fremd und bedrohlich. Langsam wuchs es an zu einem wütenden Knurren, einem fernen Donnern, einer bösen Ahnung.

Ein heller Blitz flammte auf, ein giftiges Zischen. Rebonya fuhr unwillkürlich zurück. Aber sofort presste sie ihr Auge wieder an den Spalt.

Eine hohe rote Flamme brannte nun auf der anderen Seite und rauchige Geister tanzten in einem schmerzhaft zuckenden Reigen um sie herum. Dann schienen die dunklen Gespenster sich zu sammeln, stärker und dichter zu werden, zusammenzurücken, bis sie mit einem Schlag alle zurückfielen und eine riesige pechschwarze Gestalt enthüllten, die inmitten der Feuersbrunst aufstieg.

Das Donnergrollen war wieder da, aber es klang wie dumpfes Gelächter. Tief, und triumphierend. Unendlich machtvoll.

Die Schattengestalt hob die Arme, öffnete weite Flügel, die zwischen Krallen gespannt waren wie bei einer riesigen Fledermaus. Ein Körper hob sich aus den Flammen, voll rot-schwarzer Schuppen, die im Licht des Feuers glänzten. Dann warf die Kreatur ihren Kopf in den Nacken und brüllte, bleckte ein Gebiss aus glühendem Eisen, monumental wie das eines brennenden Löwen.

In dem Moment glühte weiter hinten ein kaltes, blaues Licht auf, und mit dem glasklaren Laut eines Gongs erschien der Magja im Zentrum einer strahlenden Kugel. Pramus hielt den Stab hoch über dem Kopf. Seine dunklen Roben wogten wie in einem Sturm, die gestickten Runen und Fabeltiere im magischen Licht lebendig wie nie zuvor.

Die Gestalt des Magjas schien winzig im Vergleich zu dem Dämon, aber seine Stimme hallte klar und weit durch den Raum, der Klang einer magischen Beschwörung, die sich selbst durch das höllische Donnern ihren Weg bahnte. Mit unaufhaltsamer Macht sammelte sich goldenes Licht um die Spitze des Zauberstabes und schließlich brach eine spindeldünne Hand aus Blitzen heraus, griff mit eckigen, knackenden Fingern nach dem Herz des Dämons.

Der Dämon brüllte auf. Er fuhr herum, doch die dünnen weißen Funkenhände hielten ihn fest umklammert. Das teuflische Donnern des Kampfschreis wurde zu kläglichem Heulen und schmerzhaftem Wimmern, als die Gestalt sich wand und krümmte, schwankend in die Knie ging, und zusammenbrach. Zu ihren Füßen tat sich ein schwarzer Abgrund auf, bodenlos, gnadenlos. Von seinem eigenen Feuer begraben stürzte der Dämon in endlose Tiefe.

Nichts blieb zurück.

In der Höhle herrschte reglose Stille.

Nur das blaue Licht rund um den Magja schien noch mild und rein in der Dunkelheit. An der Stelle, wo der Dämon versunken war, zeigte sich

keine Spur. Kein Erdsplatt, keine Asche. Kein geschwärzter Stein. Die höllische Erscheinung war verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Rebonya starrte auf den Magia. Sein Licht wuchs an, ein sanfter, klarer Schein, der eine Steinhalle erhellte, voll breiter, seltsam gewundener Säulen, die sich in der Höhe des Gewölbes verloren.

Und da. Im Dunkel hinter den steinernen Ornamenten bewegte sich etwas. Jemand. Eine vage Gestalt trat langsam aus den Schatten ins Licht.

Rebonya schluckte.

Es war Berqar.

Doch da kam noch jemand, hinter ihr, in respektvollem Abstand, in demütiger Haltung. Die fahrende Händlerin? Rebonya presste ihr Gesicht gegen den Spalt.

Berqar näherte sich Pramus mit langsamen, feierlichen Schritten. Sie verbeugte sich tief und ehrfürchtig, als sie seine Hand zum Kuss an den Mund führte.

»Eure Herrlichkeit«, schwor sie, »die alten Zeiten werden auferstehen! Wir werden diesen Krieg gewinnen, im Namen von Wahrheit, Mut und Ehre! Möge die Macht wieder in den rechten Händen liegen!«

*

»Gureev«, flüsterte Rebonya. Gureev öffnete verschlafen ein Auge. Rebonya hockte neben seiner Matte. »Kann ich dir etwas sagen?«

Gureev setzte sich auf und strich mit der Hand über sein Gesicht. Als er die Decke um seine Schultern zog wie einen kostbaren Mantel, sah er unweigerlich aus wie ein König, der die Depesche seiner reitenden Botin zu empfangen bereit war.

* * *

Frische, hoffnungsfrohe Morgenluft erfüllte den Kasernenhof, als die Krigas die Linien ihrer Formation einnahmen. Berqar ritt vor ihnen auf, stolz und aufrecht auf ihrem nussbraunen Hengst, dessen Muskeln unter dem schimmernden Fell spielten.

Die Krigas standen Habt-Acht, den Blick starr geradeaus gerichtet, während Berqar ihre Rede hielt. Über den kommenden Tag. Über die Mission der Klinge. Über Mut und Ehre.

Gureevs Gedanken waren ganz bei dem Dämon, der letzte Nacht erschienen war. Kein Schatten, kein flüchtiges Gespenst. Sondern ein wahrhaftiger, leibhafter Dämon, mit Zähnen und Klauen, aus Höllenfeuer geboren. Gureev konnte es kaum erwarten, Berqars Erklärung zu hören. Ihre Warnungen, ihre Befehle. Was immer sie sagen würde.

Sie sagte nichts.

Gureevs Hand zuckte im Schlaf.

}}}} Der edle Ritter zückte sein Schwert und trieb das Pferd vorwärts. Hilflose, verängstigte Dorfleute kauerten im Hintergrund, drückten sich furchtsam in ihre Verstecke. Ein Jugendlicher. Ein Mädchen. Ein Mann in den besten Jahren. Sie alle brauchten seine Hilfe.

Mutig galoppierte der Ritter der Gefahr entgegen. Vor den weiten, dunklen Bergen hob sich sein weißes Ross ab wie ein schimmerndes Einhorn. Ein Lichtkranz umhüllte das Haupt des Reiters.

Mit donnerndem Gebrüll stieg ein Höllenmonster vor ihm aus dem Boden, zeigte grässliche Zähne und fürchterliche Klauen.

Aber der Ritter kannte keine Furcht. Er hob sein Schwert und die Klinge erstrahlte im wunderbaren Licht reinsten Magie. Doch plötzlich zerfiel sie zu Staub. Der Ritter zügelte sein Pferd hart und starnte entgeistert auf den Sand, der zwischen seinen Fingern zerrann.

Als er aufsah, schoss das Monster schon mit tödlichen Fängen auf ihn hernieder. Zu sterben bereit fasste sich der Ritter ein Herz – doch da zerfiel auch das Monster zu Staub. Zu Rauch und Wolkenfetzen, zu Nebelschwaden und wirbelndem Dunst. Wie ein Trugbild zerstob das teuflische Biest und wurde vom Winde verweht.

Die Böen wurden stärker, stürmischer.

Als sie die Nebeldecke über dem Boden aufrissen, war es jedoch nicht das Monster, das zum Vorschein kam, sondern der König, der General, der oberste Kommandant des Ritters. Den Säbel hoch erhoben, einen Kriegsschrei auf den Lippen, saß er auf dem sich aufbäumenden Ross. Zu seinen Füßen lagen die Leichen der Dorfleute. Ein Jugendlicher. Ein Mädchen. Ein Mann in den besten Jahren. Alle in Uniform.

Der Ritter nahm den Helm ab und schüttelte seinen Kopf frei. Er stieg ab. Lange ging er zwischen den Toten umher, berührte ihre Wangen, schloss ihre Augen. Tränen liefen über sein Gesicht.

Mit einer schweren, sorgenvollen Geste zog der Ritter den prunkvollen Überwurf seines Pferdes ab, kostbare Seide, auf die ein Wappen gestickt war.

Der Ritter schwang den Stoff durch die Luft wie eine Fahne, Magie in jeder Faser, in jedem Hauch seiner Bewegung. Und die Flagge wurde zum Grab, zum Leichentuch. All die Toten fanden in ihr Platz, all die verbliebenen Seelen wickelten sich darin ein. Die Hochebene war leer.

Mit aller Macht zerrte der Sturm an dem Tuch.

Der Ritter ließ los.

Verlorene Leben und zerbrochene Träume flogen in den Himmel als der Ritter zusah, wie die Seide sich bauschte und wölbte, wie das gestickte Kriegswappen aufflammte, zusammenfiel, verschwand. Der Wind trug alles fort, in die Gefilde jenseits der Berge.

Der Ritter weinte immer noch bitterlich. Aber er zögerte nicht.

Ohne einen Blick zurück trat er zu seinem Pferd und ritt davon.

Hinter ihm blieb der General einsam auf der leeren Ebene zurück, eine trockene, bröckelnde Erinnerung auf einem ewiglich aufgebäumten Pferd. Allein auf weiter Flur schrie er lautlos ins Nichts, herrschte über niemand. {{{

* * *

Sie hatten es alle gerade noch rechtzeitig in Amalais Kräuterküche geschafft, bevor der Regen losbrach.

Lahoon entzündete eine Laterne, und als eine Handvoll flüssiger Diamanten vom Dachvorsprung fiel, quer durch Raum und Nacht, fingen sie kurz den goldenen Schimmer aus dem Fenster in ihren Körpern auf.

Doch in Unlehas lauter Stimme war die Sonne selbst daheim. »Das ist großartig!«, rief sie. »Ich meine, es ist schrecklich und schockierend. Aber wir wussten ja, dass wir irgendetwas Grässliches zu erwarten haben. Und jetzt wissen wir, was es ist!« Sie klopfte Rebonya vehement auf den Rücken. »Gut gemacht, Mädels!«

Unleha rieb sich die Hände. »Das ist es also, was Berqar und Pramus vorhaben. Sie wollen die Abstimmung gewinnen. Anstatt sie zu verhindern, indem sie das Schreibhaus besetzen, zum Beispiel. Oder nachts einzelne Leute anfallen, um es dann irgendwelchen Schatten in die Schuhe zu schieben. Nein. Sie werden eine Vision erscheinen lassen, eine richtig große, feurige. Viel überzeugender, beeindruckender und furchterregender als je zuvor.«

Der Regen trommelte einen beständigen Rhythmus im Hintergrund von Unlehas Rede, wie einen sanften Applaus.

»Am letzten Tag der Abstimmung kommt der Dämon!«

»Meinst du?« Eine Spur von Zweifel lag in Amalais Stimme.

»Ganz sicher«, bekräftigte Unleha. »Wie letztes Mal, nur ärger. Damit Massen von panischen Menschen im letzten Moment ins Schreibehaus stürmen, wenn keine Zeit bleibt, wieder zu Sinnen zu kommen oder die unpanische Mehrheit der Bevölkerung zu erreichen.« Unleha nickte sich selbst bestätigend zu. »Und weil man die Schwerter bei Tageslicht nicht so gut sieht, wird es am Abend sein. Wo es besonders magisch wirkt, und auch genug Leute unterwegs sind, um es zu sehen.«

Unleha legte nachdenklich den Kopf zur Seite. »Es gibt nur noch ein paar Unsicherheiten. Zum einen könnte es der letzte oder der vorletzte Abend sein. Aber ziemlich sicher der letzte.« Unleha zögerte. »Doch viel wichtiger: wir wissen nicht, wo. An einem Platz mit einer Menge Leuten, ja. Aber welcher? Vor dem Schreibehaus? Oder wieder beim Badepalast? Oder irgendeinem anderen Markt? Es gibt zumindest eine Handvoll Orte in Behrlem, die Berqars Kriterien erfüllen.« Unleha trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Wir müssen unbedingt wissen, welchen sie wählt. Sonst haben wir keine Chance, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein.«

»Wir wissen es!«, verkündete Rebonya strahlend und drückte Gureevs Schulter vor. Gureev entwand sich ihrem Griff und Rebonya errötete leicht. »Tschuldigung«, sagte sie. Doch sie fuhr gleich fort. »Wir wissen es, zumindest kurz davor. Denn Berqar hat schon entschieden, wer der Held ist, der den Dämon besiegt. Das heißt, wir müssen bloß dem Helden folgen und schon sind wir da! Genau am richtigen Ort.«

*

»Aber was machen wir dann eigentlich?« Lahoon strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Wir sind zur rechten Zeit am rechten Ort. Und wenn der Dämon kommt, dann singen wir ›Illusionen! Illusionen!‹?«

Unleha neigte den Kopf. »Ja. Natürlich. Oder, sagen wir mal, die Leute werden das machen. Hoffe ich doch. Schließlich haben wir das jetzt schon ziemlich lange geübt, bei der Wachablöse auf der Piazza. Es ist doch zu vermuten, dass sich im Moment des Geschehens irgendjemand daran erinnert und den Gesang anstimmt.« Unlehas Augen wurden unmerklich schmaler. »Aber das heißt auch, dass Berqar und Pramus es wissen. Es kommen sehen.«

Lahoon lehnte sich zurück. »Sie werden ihre Antwort parat haben.«

»Genau.« Unleha hatte einen grimmigen Zug um den Mund. »Wir müssen noch etwas anderes tun. Etwas, womit sie nicht rechnen.« Ein Funke glomm tief in ihren Augen. »Und das werden wir auch!«

Sie begann, mit dem Finger auf den Tisch zu zeichnen, während sie erklärte, ihre Stimme fast zu einem Flüstern abgesunken.

* * *

Nacht senkte sich über die Burg und noch stand kein Mond am Himmel. Ein böiger Wind trieb Fragezeichen aus Staub über den Hof, bevor er sie wieder fallen ließ, ungelöst. Im Inneren der Kadettenkammer sandte eine Laterne ihre goldene Lichtkugel in das Reich der Schatten.

»Es geht dir schon besser. Du bist stärker geworden.« Verlem sah Kortid an. »Wenn du möchtest, kann ich die Trance abschwächen, von traumlosem Tiefschlaf hin zu einem Gefühl des Vertrauens. Vielleicht ist inzwischen das allein schon genug, um dich schlafen zu lassen. Es wäre ein gesünderer Schlaf. Natürlicher.«

Kortid zögerte. Zweifel lag in seiner Miene.

»Was passiert in dieser Trance?«

Verlem saß still, in seiner ruhigen, zurückgezogenen Art. »Ich weiß nicht genau, was passiert. Es scheint auf die Person anzukommen. Und ich habe es noch nicht oft gemacht, nicht mit Menschen, die ich gut kenne und die es mir nachher erzählen würden.«

Verlem öffnete die Hand und fing den warmen Schein der Laterne ein. »Aber ich weiß, dass du dich gut und sicher fühlen wirst. Und voller Vertrauen. Besonders in mich. Und mit der Zeit lässt es allmählich nach.« Verlem hielt inne. »Wenn dieser Glaube an mich sehr weit weg ist von deinem natürlichen Gefühl mir gegenüber, kann es sein, dass du nach dem Ende der Trance intensiven Ekel und Widerwillen empfindest.« Verlem sah Kortid in die Augen. »Du solltest nur zustimmen, wenn du dich ohnehin schon wohl fühlst mit mir. Zumindest einigermaßen.«

Kortid nickte verhalten. Er versuchte zu schlucken, aber seine Kehle war trocken. Er wandte den Blick ab, seine Finger unruhig, fahrig.

»Während ich in dieser Trance bin«, fragte er versuchshalber, »würde ich alles tun, was du von mir willst?«

Verlems Augen blieben ruhig. »Wahrscheinlich. Zumindest das meiste. Aber ich werde dich um nichts bitten.«

Kortid sah ihn angespannt an. »Werde ich mich nachher erinnern? Daran, was ich getan habe? Worum du gebeten hast?«

»Ja.«

Kortid atmete hörbar aus. Er wandte sich an Gureev. »Bleibst du hier? So lange Verlem bei mir ist?«

Gureev nickte.

Kortid biss sich auf die Lippe. »In Ordnung. Ich bin bereit. Lass es uns versuchen.« Sein Lächeln war etwas zittrig und sein Blick starr auf seine verschränkten Hände gerichtet. Als er den Kopf hob, sah er Verlems dunkle Augen auf sich ruhen und ein unermesslicher Friede breitete sich in seinem Inneren aus. Sein ganzer Körper entspannte sich. Wohlige

Wärme erfüllte seinen Bauch, und sein Herz öffnete sich gemeinsam mit seinen Lungen für einen tiefen, befreiten Atemzug. Eine Erlösung. Eine Heimkehr.

Kortid seufzte tief und glücklich. Er lehnte sich gegen die Wand, die Augen geschlossen, ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Und dann sogar ein leises Lachen.

»Na«, murmelte er, und seine Stimme war nun warm und weich. »Also das hat jetzt echt funktioniert.« Er sah sich um, als ob er gerade in einem neuen Raum angekommen wäre. Und in einem gewissen Sinn war er das auch. Kortid lachte noch einmal, in demselben sanften, glücklichen Ton von Unglauben. »Wer hätte das gedacht?«

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Das hier ist so, als ob ich die Reise doch noch gemacht hätte. Du weißt schon? In das Feenreich dieses Sängers, mit all seinen Elfen und Einhörnern. Ich fühle mich plötzlich wohl und geborgen, inmitten einer reichen, wunderbaren Welt.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nur vage daran erinnern, dass das nicht stimmt.«

*

Kortid war in Gureevs Armen eingeschlafen. Es war ein natürlicher Schlaf, und im Laufe der Nacht füllte er sich mit Träumen.

Kortid warf sich hin und her. Er murmelte. Seine Augen flogen auf, irgendwann in den dunklen Stunden vor Sonnenaufgang. Er setzte sich auf und versuchte, das Dunkel der Kammer mit seinen Blicken zu durchdringen.

»Gureev?«, flüsterte er.

Gureev drehte sich auf der anderen Matte um. Nur ganz langsam sank der Klang seines Namens tiefer und tiefer in seinen Schlaf, in sein träumendes Bewusstsein, und sagte ihm, dass dies ihn meinte. Ihn rief.

Gureev wachte auf.

»Hmm?«, fragte er.

»Tut mir leid«, flüsterte Kortid. »Soll ich dich schlafen lassen?«

»Geht schon«, murmelte Gureev und rückte beiseite, um Platz zu machen.

Kortid kam herüber und schlüpfte zu ihm unter die Laken. Gureev war warm und fest und insgesamt ganz wunderbar. Weil er da war.

»Danke«, wisperte Kortid. »Gureev. Du bist großartig. Wirklich.« Und er schlief, eingerollt in eine Umarmung.

Es gab Salat und Früchte und ganz viel Orangensaft. Niemand wollte in der schwülen Hitze vor dem Regen mehr essen. Auch auf der Dachterrasse war es um nichts besser. Alle Wesen schienen matt und träge, müde darauf wartend, dass die dunklen Wolken sich nach und nach im Himmel auftürmten.

Amalai pickte sich noch einen Melonenwürfel aus der Schale und sah besorgt zu Unleha hinüber. »Aber da ist ja noch etwas.« Ihre Stirn legte sich in Falten. »Was ist mit Tenatetlan? Unsere unschuldige Krämerin. Die aggressivste Gegnerin der Krigas, die plötzlich mit Berqar bei dem Höllendämon auftaucht.«

Stille senkte sich über die Gruppe. Unleha schaute auf ihre Hände. Sie rutschte unwillig hin und her. »Ich will es nicht glauben«, wisperte sie schließlich mit rauer Stimme. »Ich kann es mir einfach nicht vorstellen.« Sie wandte sich ab.

Amalai hatte den Blick zu Boden gesenkt. »Dass Tenatetlan für Berqar und Pramus arbeitet? Dass alles, was sie je gesagt und getan hat, nur der Versuch war, uns vom rechten Weg abzubringen?«

Unleha nickte stumm. Schmerz lag in ihren Augen und ein verlorener, verletzlicher Blick. Amalai legte ihr sachte den Arm um die Schultern. Unleha zog Amalais starken, runden Körper an sich und vergrub das Gesicht an ihrem Hals.

Schließlich richtete Unleha sich auf. Sie atmete tief durch. »Aber so ist es. Je mehr ich darüber nachdenke, umso deutlicher wird es. Tenatetlan hat immer Öl ins Feuer gegossen, wo sie nur konnte. Sie war sogar diejenige, die mich in der Taverne gestoßen hat, sodass die Schlägerei losging. Das passt gut zu einer, die versucht, Unruhe zu stiften. Nur, um danach die Krigas als Ordnungsmacht rufen zu können, und Gewalt zu rechtfertigen.«

Unleha schüttelte den Kopf. »Aber es schmerzt. Und ich kann es kaum glauben. Selbst wenn ich Tenatetlan nur die paar Monde kenne, aus unserer Gruppe. Aber wenn man so leidenschaftlich gemeinsam für eine Sache kämpft – dann fühlt man sich schnell nahe.«

Ein schwerer Seufzer stieg aus ihrer Brust. »Wir werden sehen. Ich habe ja Zeit genug, mich an die Idee zu gewöhnen.« Unleha warf einen fragenden Blick in die Runde. »Oder? Gibt es irgendetwas, was wir dringend tun müssen? Tun können?«

Amalai legte nachdenklich den Kopf zur Seite. »Die Leute warnen, die jetzt bei ihr sind? Diese kleine, radikale Gruppe?«

Unleha fuhr mit den Hand über ihr Haar. »Die werden uns nicht glauben. Außerdem können wir Tenatetlan nicht beschuldigen, ohne unser Geheimnis preiszugeben. Ohne zu verraten, dass wir von dem Dämon unter der Burg wissen.«

Moskitos summten träge durch die Luft und sprachen damit aus, was die Mäuse nur sagten, indem sie flach auf dem Bauch lagen, und alle Kräuter mit ihren hängenden Blättern: wie unglaublich heiß und schwer der Tag auf die Erde drückte.

Lahoon fächelte sich eine kleine selbstgemachte Brise zu. »Es gäbe aber schon etwas«, sagte er nachdenklich, »was vielleicht helfen würde. Mit dieser rabiaten Gruppe, und den Menschen darin.« Seine Finger öffneten sich in einer fragenden Geste vor der Brust. »Wir können im Gespräch bleiben. Die Türen offen halten. Wir kennen immerhin einige dieser Leute.« Lahoon nickte Amalai zu. »Da ist diese Frau, mit der du früher am Fluss rudern warst. Und eine, die mit mir auf der Flöte improvisiert hat. Und du, Unleha, kennst ja sowieso alle, zumindest vom Sehen.« Lahoon suchte Unlehas Blick, bevor er weitersprach. »Wir könnten einfach mal Hallo sagen. Nicht, um über die Krigas und die Stadt zu reden. Nicht, um beste Freunde zu spielen, wenn wir das nicht sind. Aber um in Kontakt zu bleiben, in einer Weise, die sich ehrlich und natürlich anfühlt. So dass sie uns nicht so leicht als Feinde sehen. Oder denken, sie müssten sich verbarrikadieren, einen internen Schulterschluss machen und eine harte Grenze nach außen ziehen.«

Ein leises Lächeln machte sich auf Amalais Gesicht breit. »Oh ja!«, summt sie. »Oh ja! Das ist genau die Art subtiler Magie, an die ich glaube.« Ihre braunen Augen leuchteten. »Es würde nichts bringen, wenn wir an ihnen herumzerren und sie von ihrer Meinung abzubringen versuchen. Oder auch nur verlangen, dass sie keine hitzigen Reden halten über das, was ihnen so wichtig ist. Nein. Wir lassen sie einfach sein, wie sie sind. Wir machen nicht mit, aber wir wenden uns auch nicht komplett ab. Wir bieten unsere Gegenwart an, als offene Einladung. So dass sie nicht hoffnungslos eingesperrt sind in der Enge ihrer Gruppe und ihrer Parolen. So dass sie jederzeit einen Schritt hinaus machen können und frische Luft schnappen. Wann immer sie wollen. Vielleicht nie. Aber das Tor ist da, und bleibt offen.«

Die Nacht war tief und still. Kein Windhauch regte sich. Die Blätter im Kräutergarten ruhten. Müde und schläfrig dösten sie im schwachen Sternenglanz, badeten im Licht des silbrigen Halbmondes, als er hinter einer Wolke auftauchte.

Amalai fühlte sie, spürte ihre sanfte Gegenwart in ihren Träumen. Sie lauschte in die Stille, griff in die laue Fülle der Sommernacht. Und so hörte sie es, durch die Stimmen des Schlafes hindurch.

Eine Treppenstufe knarrte. Auf dem Weg hinauf zu ihrer Schlafkammer. Unwillkürlich spitzten sich Amalais Ohren. Ihre Hand wanderte verschlafen über die Matte und fühlte Lahoons warmen Rücken. Er war da. Bei dieser Erkenntnis stutzte Amalais Unterbewusstsein. Und machte dann alle Anstrengungen, um sie zu wecken.

Eine weitere Diele knackte. Oben im Atelier diesmal, direkt vor ihrer Kammer. Amalai schluckte. All ihre Sinne waren nun gespannt auf die Tür gerichtet. Doch als diese sich einen Spalt aufschob, blieb Amalai ruhig liegen, wie eine ahnungslos Schlafende. Unter ihren Wimpern blinzelte sie angestrengt ins Dunkel, sah den Umriss, den schwarzen Schatten, der an ihrer Schwelle innehielt.

Dann kam ein höfliches Husteln.

»Seid ihr wach?«, flüsterte Unleha, und Amalai grunzte.

*

»Wir haben mitternächtlichen Besuch«, murmelte Lahoon in einer Stimme wie ein verknuddeltes Bettlaken, während er sich aufrappelte und den Rücken an die Wand lehnte. »Geheimen, überraschenden Besuch. Was für ein Abenteuer. Wenn ich nicht so extrem müde wäre, würde ich es sicher sehr romantisch finden.« Er rutschte beiseite, um Platz für Unleha zu machen. »Was führt dich zu uns, du kühne Hasardeurin?«

»Es ist weit nach Mitternacht, du ewiger Poet.« Unleha kreuzte ihre Beine, während sie es sich am Rande der Matte gemütlich machte. »Und in diesem Sinne muss ich mich entschuldigen für die Störung. Und mich bedanken, dass ihr es so gelassen hinnehmt.« Unleha räusperte sich. »Aber Tenatetlan hat die Leute zur Aktion getrieben. Heute Nacht.«

*

Unleha war mit ihrer Erzählung am Ende. »Das also war die Großtat dieser heldenhaften Truppe. Und ich bin sicher, dass dies ein weiterer Teil von Berqars Plan ist. Erst haben sie einen künstlichen Dämon erschaffen, um Angst zu erzeugen. Nun schaffen sie künstliche Konflikte, um einen Grund zur Kontrolle zu haben. Um eingreifen zu müssen, wegen dieser extrem gefährlichen, aggressiven Minderheit.«

Unleha knirschte mit den Zähnen. Das Laternenlicht ließ die Konturen ihres Gesichts klar hervortreten und den Funken in ihren Augen aufglimmen. »Berqar wird sich auf diese Geschichte stürzen, da bin ich sicher. Die verletzten Gefühle schüren, die Verwirrung ausnutzen. Das Ganze wie eine Katastrophe erscheinen lassen, der nur mit Hilfe von mehr Krigas begegnet werden kann. Egal, wie harmlos das Ganze ursprünglich war. Berqar wird es aufbauschen, um sich dann als die Rettung zu präsentieren. Auch wenn sie in Wirklichkeit selbst die Gefahr ist.«

Unlehas Stimme wurde dünn, scharf. »Wir müssen ihr zuvorkommen. Schnell. Effektiv.« Sie ballte die Faust. »Aber wie?«

Ein schelmisches Lächeln trat in Lahoons Mundwinkel. Im matten, warmen Licht der Laterne schimmerten seine Wangen wie die Tiefsee bei Sonnenaufgang. Genüsslich verkündete er, in salbungsvollem Singsang: »Wir treten hinaus in das Herz der Nacht! Richten auf, was gefallen ist, und heilen alle Wunden!«

*

Das erste Morgenlicht kroch langsam in die Weiten des Himmels, ließ ihn blass und blau werden und die Farben der Welt aus grauem Dämmerlicht wiederkehren.

Mit neu gewonnener Sicht betrachtete Amalai kritisch ihr Werk. Die roten Balken des Schreibhauses hatten bei Laternenlicht absolut gut ausgesehen. Aber die nahende Sonne verriet Amalai bereits, dass da noch jede Menge schwarzer Schlieren zurück geblieben waren. Amalai seufzte. Na, egal. Sie würde noch einmal über die Farbreste drüber reiben, und wenn es dann noch Spuren gab, dann gab es eben Spuren. Nicht alles musste immer perfekt sein. Nicht einmal ein Schreibhaus. Amalai grinste heimlich bei dem befriedigenden Gedanken, unmerklich etwas Schludrigkeit einzuschleusen in ein Arrangement, dass ihr immer ein klein wenig zu adrett und manierlich vorgekommen war.

»Soll ich noch mehr Farbe holen?« Unleha klang besorgt.

Aber Lahoon schüttelte den Kopf. »Wir kommen gut aus. Was du gebracht hast, und was Amalai und ich noch zu Hause hatten, reicht bestimmt für alle beschmierten Wände hier. Da bleibt kein bisschen Parole sichtbar.« Er zwinkerte Unleha verschwörerisch zu. »Aber die Worte sind für immer in mein Herz gebrannt. ›Krigas raus!‹« intonierte er ernst und feierlich, den Kopf hoch erhoben. »Vergiss das nie!«

»Niemals«, gab Unleha zurück. »Ich schwöre.«

»Gut.« Lahoon nickte zufrieden. »Da bin ich beruhigt.«

Unleha warf ihm eine geknickte Blume an den Kopf und füllte den letzten von Amalais Töpfen mit Erde. Wenn sie dieses Tempo durchhielten, wären sie fertig, bevor die Stadt erwachte und das Schreibhaus seine Türen öffnete. All die zerbrochenen Blumentöpfe wären ersetzt, und wieder voll blühender, lebender Pflanzen. Aller Dreck entfernt, die Wände weiß, die Balken rot. Und sogar das Fenster repariert, wenn auch nur mit feinem Papier, und nicht mit Glas wie zuvor. Aber immerhin.

Wenn Ojorsven und Nenimoria kamen, würden sie wie gewohnt ein freundliches Heim vorfinden, eine gemütliche Schreibstube, die ihnen seit Jahrzehnten ein zweites Zuhause war. Keine Szene der Verwüstung würde sie begrüßen. Kein Schock über die Verletzung der eigenen Grenzen, kein Bangen um die eigene Sicherheit, kein Verlust von Gemeinschaftsgefühl. Nein. Alles wäre so weit in Ordnung. Trotz aller unliebsamen Zwischenfälle: das Wichtigste war gerettet.

Das Vertrauen würde bleiben.

*

Ojorsven hatte sich noch nicht einmal an seinen Tisch gesetzt, als Berqar schon wie ein wütender Sturm ins Schreibhaus brauste. Sie stampfte laut auf, sichtlich irritiert, aber entschlossen, mit der Macht einer Dampfwalze weiter zu rollen. »Es hat einen Anschlag gegeben! Heute Nacht!«, bellte sie. »Gesetzlose Banden bedrohen die öffentliche Ordnung! In dem einen Moment, wo die Krigas nicht in der Stadt waren, haben sie zugeschlagen!«

»Ja, ja, natürlich«, sagte Nenimoria beruhigend, während sie ein kleines rundes Spitzendeckchen auf dem Teetisch zurecht rückte. »Aber es hat sich ja alles wieder gefunden. Es hat in der Tat etwas Trubel gegeben in der Nacht. Die Nachbarn haben es uns erzählt. Aber offenbar hat es zumindest einigen der Beteiligten sofort danach wieder leid getan, und sie sind zurück gekommen, um alles wieder gut zu machen. Ich bin sicher, sie haben es nie wirklich böse gemeint. Und sie haben uns sogar ein Päckchen köstlicher Tees da gelassen, als kleine Wiedergutmachung. Ist das nicht nett von ihnen? Darf ich gleich ein Tässchen anbieten? Wir haben gerade eben den Kessel aufgesetzt, und das Wasser wird sicher gleich schön heiß sein.«

Als Lahoon zum Schreibhaus kam, um zu schauen, wie es lief, war Berqar schon wieder gegangen.

* * *

Amalai war direkt zum See gekommen. Die Sonne war bereits über den Horizont gestiegen, aber die Luft trug noch die Frische und Stille der Nacht in sich.

Sie legte ihre Kleider am Ufer ab und sank in die kühle Umarmung des Wassers, ließ sich willkommen heißen in seinem zärtlichen Streicheln, der Liebkosung ihrer Haut, während sie hinaus schwamm in den Morgen.

Als sie zurückkam, mit tropfendem Haar und glänzenden Beinen, wartete Verlem auf sie, seine zerbrechliche Gestalt vor dem flüsternden Schilf eine stille Präsenz, blass wie der schwindende Mond.

Amalai kam zu ihm, legte sich mit ihm in den Hain, wo die rauschenden Kronen über ihren Körpern sangen. Mit Verlems seltsamem Duft in ihrer Lunge und ihrer Seele schlief Amalai ein.

Als Amalai erwachte, war Verlem immer noch bei ihr. Er küsste ein geheimes Lächeln auf ihre Lippen. Und lauschte dann ruhig und achtsam der Geschichte, die sie ihm erzählte. Von einer Kaserne, einer schwindenden Macht. Von einer Kommandantin, die Gewalt schürte, um Gewalt zu rechtfertigen.

Ein Bild tauchte vor Verlems innerem Auge auf, ein graues, ödes Feld aus schwerem Lehm, voll gerader Furchen, ohne Abzweigung, ohne Ausweg. Bis zu dem Moment, wo die Wasser zu fließen begannen, und die Landschaft sich in eine blühendes Flusstal verwandelte, weich und offen.

Verlems Stimme wob sich sachte in Amalais Pausen, in das Flüstern der Gräser und Blätter. »Berqar beschützt ihre Furche. Den Weg, den sie ihr ganzes Leben lang gegangen ist. Sie braucht ihn. Sie hat keinen anderen.«

Amalai hatte ihre Schläfe an Verlems Schulter gelegt. Ihr Blick war dem seinem hinaus auf den See gefolgt, zu den sachten Wellen, den schwimmenden Blüten jenseits des Schilfes. »Du siehst viel, Verlem. Dafür, dass du sagst, dass du Menschen noch nicht gut verstehst.«

Der Wind spielte in Verlems Haar, hob unsicher eine Strähne und ließ sie wieder ziehen. »Ich verstehe Menschen. Ich weiß nur nicht, wie ich mit ihnen leben kann.«

Eine Maus blickte scheu unter den Wurzeln hervor und verschwand gleich wieder.

»Aber in diesem Fall muss ich Menschen gar nicht verstehen. Ich habe es selbst durchlebt. Berqar kommt aus der gleichen Welt wie ich. Aus einer Welt, in der Kämpfen und Morden normal ist. Notwendig. Unausweichlich. Eine Welt des Krieges, der Monster.«

Verlems dunkle Augen blickten in die Ferne, ins Nichts. »Ich wollte raus aus dieser Welt. Bei mir kam der Wunsch von innen. Ich wollte die Verwandlung, habe sie gesucht. Und trotzdem war sie schwer für mich, unermesslich schwer.«

Ein unmerkliches Zittern lief durch Verlems feine Züge. »Wie muss es sein, wenn du die Veränderung nicht einmal suchst? Nicht willst? Wenn sie dir gegen deinen Wunsch aufgezwungen wird? Wenn deine Welt verloren geht, weil du sie nicht halten kannst? Wenn dir der Boden unter den Füßen schwindet?«

Die ziehenden Wolken warfen ihr Bild ins Wasser.

»Die Welt um uns muss zu dem passen, wer wir sind. Wir können immer nur das sein, was unsere Welt zulässt. Um eine Kriga sein zu können, braucht Berqar eine Welt voller Krieg. Anders macht es keinen Sinn. In einer freundlichen, liebevollen Welt ist Härte keine Tugend mehr. Es geht nicht.«

Ein Frosch sprang von einem Lotusblatt und versuchte, sich auf das Spiegelbild der Bäume zu setzen. Sanft und leise nahm das Wasser ihn auf.

»In einer neuen Welt müsste Berqar neu sein. Sie müsste in ein anderes, unbekanntes Selbst reisen. Und wer weiß, ob sie je ankommen würde? Viele erleiden Schiffbruch. Es ist nicht leicht.«

Der Frosch hatte mit kräftigen Beinschlägen seine Reise unter Wasser gemacht. Er tauchte an seinem Laichplatz wieder auf, wo tausend durchsichtige Perlen im Schilf hingen, in stiller Frage, in Erwartung einer unbekannten Zukunft.

»Ich verstehe Berqars Angst. Ihren Kampf. Wie schrecklich muss es sein, wenn deine Welt verschwindet? Wenn all deine Wahrheiten zerbröckeln, weil niemand mehr in ihnen lebt? Selbst wenn es eine harte, grausame, unglückliche Welt war: Wenn es ist, was du kennst, bist du versucht, daran festzuhalten.«

Verlem streckte seine Hand gen Himmel. »Berqar braucht eine Welt des Krieges, um weiterhin sein zu können, wer sie immer war.«

Er legte seine Finger um die dunklen Wolken, dort, wo im tiefsten Inneren der Same des Sturms lag. »Und sie muss andere Menschen mit hinein ziehen. Denn niemand kann allein eine ganze Welt halten. Wir erschaffen sie immer gemeinsam. Und so suchen wir uns andere, um gemeinsam eine Welt voll Brutalität zu kreieren.« Seine zarte Hand schloss sich um Licht und Luft. »Oder eine Welt voll Freundschaft.«

Der Karren der Krämerin hielt im verlassenen Hof des alten Bauernhauses. Graue Wolken zogen sich am Himmel zusammen, und die Luft lag dick und schwer auf den gebrochenen Steinen.

Tenatetlan rumorte im Inneren ihres Wagens und tauchte mit einem hohen Korb in der Hand wieder auf. Sorgsam aufgeschichtet türmten sich darin fünf Ebenen eines blechernen Essgeschirrs über einander, die üppige warme Mahlzeit der nächsten Taverne. Brot und Käse lagen daneben, und frische Früchte in einem Bild farbenfrohen Überflusses.

In starkem Kontrast dazu war der Hof ein Ödland. Der Regen hatte schwarze Aschespuren über den Sand gewaschen. Disteln und dorniges Unkraut klammerten sich in den Sand oder an den Schutt am Rande der Mauern.

Mit langsamen, bedachten Schritten näherte Tenatetlan sich den geschwärzten Hauswänden, dem gähnenden Loch der Tür. An der Schwelle blieb sie stehen und hielt den Atem an, während sie in einer Haltung aufmerksamen Lauschens verharrte. Dann, mit einem weiteren Schritt nach vorn, sank sie im Flur auf die Knie. Ihre Stirn berührte die geschnitzte Front eines hölzernen Schrankes, hoch, schmal und so reich verziert, dass er nicht weniger als ein Schrein zu sein schien.

Tenatetlan öffnete seine Klappe. Mit sorgsamen, zeremoniellen Bewegungen nahm sie einen leeren Korb heraus und stellte stattdessen ihren eigenen hinein, wie eine Pilgerin, die eine Opfergabe darbringt. Für unsichtbare Gottheiten, die verbrannten Weihrauch und beflecktes Geschirr zurückließen, aber niemals Sterblichen gestatteten, sie beim Essen zu beobachten.

Tenatetlan schloss die Schranktür und verweilte einen Moment, still und bewegungslos.

Dann erhob sie sich und trat ein. Genau in der Mitte der alten Bauernstube, die in diesem Gehöft groß war wie eine Taverne, blieb sie stehen. Der Raum war ausgebrannt, leer und leblos. Nur schwarzer Ruß zierte nun die kahlen Wände, ein Mahnmal vergangener Zerstörung.

Tenatetlan atmete tief durch.

In einer runden, schwungvollen Bewegung klatschte sie in die Hände. Ehrerbietig ließ sie sich auf ein Knie nieder.

Vollkommene Stille herrschte. Nichts rührte sich.

Aber schließlich kam ein Rascheln von jenseits der Tür. Und in einem Knistern aus Blitz und Funkenregen erschien der Magja, in wogenden Roben.

Er war gekommen. Es gab neue Order.

Der Regen hatte aufgehört und der Kräutergarten war eine Landschaft aus Miniaturseen und Bächlein. Die Feuchtigkeit des Dschungels trieb zwischen glänzenden Stängeln, weiße Nebelschwaden, die sich mit tropfenden Blättern unterhielten, mit sorgsam geschlossenen Blütenknospen.

Noch unter dem Schutz des breiten Verandadaches geborgen sog Lahoon den Duft der feuchten Erde tief in seine Lungen. Er sah zu, wie ein einzelner Silbertropfen vom Dachrand sprang. Lahoons Stimme klang unentschlossen. »Können wir sicher sein, dass es wirklich reine Illusion war, dort in den Gewölben der Burg? Könnte es vielleicht auch ein echter Dämon gewesen sein?« Lahoon wandte sich an Verlem, voller Fragen und Zweifel. »Gibt es solche Wesen?«

Verlem lauschte dem Gurgeln und Wispern des Wassers, das sich seinen Weg in die Erde suchte. Ein winziger Frosch planschte in einer Pfütze.

»Ich habe noch nie ein Wesen getroffen, wie du es beschreibst. Ich weiß von keinem.« Eine lange, geschmeidige Schlange wand sich durch das Gras. »Aber es gibt unendlich viele Wesen. Ich könnte nie mit Sicherheit sagen, was sein kann und was nicht.«

Die Wolken wurden dünn und rissig, zeigten einen Spalt hier, eine durchsichtige Stelle da, und malten Muster aus weiß und graublau in den Himmel. Verlems Augen folgten ihren wandelnden Gestalten. »Aber ich weiß von den Shinn. Den Shinn, die oft in diese erdige, terrene Welt kommen.« Eine Brise strich durch sein Haar. »Die jede Form annehmen können. Auch die eines Dämons.«

Sprachlos starrte Lahoon ihn an.

Die Sonne brach durch und füllte den tropfnassen Garten mit glitzernden Sternen.

Verlem versuchte zu erklären, zu erzählen. »Die Shinn antworten auf ein Bedürfnis. Einen Traum, eine Angst, eine Gegenwart. Intensität zieht sie an, und zieht sie hinein. Macht sie Teil einer Situation. Die Shinn werden, was immer die Realität von ihnen braucht.«

Lahoon fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Also nehmen die Shinn die Gestalt von Menschen an? Von anderen Tieren? Von Dämonen und Einhörnern?« Er zuckte mit den Schultern. »Von Blumen?«

»Ja.«

»Was immer sie wollen?«

»Nein.«

Verlem zögerte. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, suchten dort nach Worten, nach Antworten. »Ich glaube nicht, dass sie wollen. In dem Sinne. Sie wählen nicht. Entscheiden nicht.« Verlem hielt inne. »Sie werden. Sie verkörpern.« Seine Worte hingen in der Luft, warteten auf Gefährtinnen. »Es ist, was mit den Shinn geschieht. Wer sie sind.«

Verlem wandte sich Lahoon zu. »Sie werden immer das, was es braucht, in dem speziellen Moment. Sie sind die Essenz dessen, was das Leben ist, genau dann. Oder auch, was fehlt, genau dort.«

»Und wenn ein Magja die Illusion eines Dämons beschwört, werden die Shinn dann zu diesem Dämon?«

»Nein.« Verlem zögerte. »Wahrscheinlich nicht.« Die Sonne verschwand hinter einer letzten Wolke. »Aber wenn sehr viele Menschen sich immer mehr fürchten und eine unerträgliche Spannung sich aufbaut, die explodiert in dem Moment, wo der Dämon erscheint – dann würden die Shinn vielleicht kommen. Da könnten sie eingesogen werden.«

»Und dann wäre der Dämon echt? Und tödlich?«

»Ja.«

Am Ende ihrer Schicht schlenderten die Krigas zwischen den Bäumen der Piazza herum, tranken, tratschten und scherzten. Gureev war unauffällig zurückgeblieben und lehnte in dem Torbogen, durch den er Amalai hatte verschwinden sehen. Sie stand nun halb verborgen im Hof und erzählte leise ihre Geschichte. Gureev hörte zu, sein ganzer Körper so an den Stein gelehnt, dass er mit ihm zu einem unauffälligen Ganzen zu verschmelzen schien.

Seine Stimme war unsicher. »Aber was können wir tun, um zu verhindern, dass es einen echten Dämon gibt?«

Amalai zuckte etwas hilflos mit den Schultern. »Am besten ist es wohl, nie eine Situation entstehen zu lassen, die nach einem Dämon ruft. Nur, wenn die Wirklichkeit sich schon rund um die Essenz eines Dämons arrangiert hat, wenn sie wie ein Strudel darum kreist, dann würden die Shinn eingesogen. Es scheint die Intensität der Gefühle zu sein, der bedingungslose Fokus der Aufmerksamkeit, die die Realität des Dämons erschaffen. Viel mehr als das Bild der Illusion. Die Macht liegt in der Angst, der Wut, der Panik. Im Klopfen der Herzen, dem Feuer der Rede.«

»Also müssen wir die Angst der Menschen bekämpfen?« Gureevs Blick war ernst, entschlossen.

Aber Amalai wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich glaube, ›bekämpfen‹ ist nicht ganz das richtige Wort. Denn wenn wir uns mit glühendem Kampfgeist ins Geschehen werfen, könnte es sein, dass wir die Anspannung nur vergrößern. Noch mehr Energie, noch mehr Anziehung für die Shinn schaffen.«

Amalai lehnte sich gegen die schweren Steinquader des Tors. »Wir dürfen nicht zu einer weiteren Quelle von Zorn und Furcht werden. Wir müssen etwas anderes sein.«

Eine laute Stimme schnitt ihre letzten Worte ab. »Gureev!!!« Die anderen Krigas hatten ihren abtrünnigen Kameraden entdeckt und winkten ihn mit ausladenden Gesten zu sich herüber.

Gureev langte zurück in die Schatten des Torbogens und drückte ganz leicht Amalais Hand.

Dann war er fort.

Amalai ließ die Füße ins klare Wasser ihres Baches hängen, während sie sich in den Schatten des Orangenbaumes zurücklehnte. Eine reife Frucht hatte ihr zugeblinzelt, mit warmem Rotgold zwischen dunklen Blättern, und Amalai war ihren Verlockungen erlegen. Sie hielt die Frucht in der Hand, drückte leicht den Nagel in die Schale und ließ das süße Aroma um ihre Nase spielen. Sie hörte, wie Verlems Stimme sich in die wirbelnden Düfte mischte.

»Eine Shinn kann noch viel mehr sein. Sie kann ein Vogel werden, aber auch ein Schwarm. Oder ein Fluss. Ein aufziehender Sturm.«

Lahoon saß gegen den Stamm gelehnt, einen Arm leicht auf seinem Knie. Seine Schmetterlingshaut murmelte eine sanfte Konversation der Farben hinauf zum Grün der Schatten und Baumkronen.

Amalai richtete sich auf einem Ellbogen auf. »Nach dem, was du über die Shinn sagst, scheint ihre Gestalt von einem Moment zum anderen zu wechseln. Sie werden sehr rasch eingesogen. Das heißt, wir könnten die Illusion eines Dämons vor uns sehen, und wissen, dass es nur Licht und Farben sind – und im nächsten Augenblick ist er real. Voller Macht. Weil eine Shinn inmitten des Bildes Gestalt angenommen hat.«

Verlem nickte. Die Blätter der Krone tanzten in der Brise und sandten ein ewiges Rätselmuster aus Licht und Schatten zu Boden, ohne Stillstand, ohne feste Form.

Lahoon strich sich mit der Hand durchs Haar. »Würdest du eine Shinn als Shinn erkennen, wenn du sie siehst?«

Verlems Züge waren unergründlich im wechselhaften Licht. »Ich könnte eine Shinn nicht leicht von anderen Wesen unterscheiden. Aber ich spüre den Kontrast zwischen jemand und niemand. Die Leere einer Illusion würde ich sofort erkennen.«

Amalai setzte sich auf, ihre duftende Orangenkugel wie ein Symbol der Hoffnung in Händen. »Das heißt, wenn der Dämon erscheint, könntest du hinspüren und sicherstellen, dass es nur ein Trugbild ist? Bevor wir etwas tun?«

Verlem nickte. »Ich müsste mich in der Nähe des Dämons manifestieren. Dann kann ich es fühlen.«

Amalai atmete tief aus.

Doch Lahoon rutschte unruhig hin und her. »Aber was, wenn er spürt, dass tatsächlich eine Shinn in das Dämonenbild gefahren ist?«

Amalai sah ihn an. »Dann halten wir uns versteckt.«

»Ja, natürlich. Aber was wird sonst passieren? Was wird der Dämon mit den Menschen der Stadt machen? Und mit Verlem, der in der Nähe manifestiert? Wirst du ihn Gefahr sein?«

Eine dichte, knotige Stille machte sich breit.

Schließlich floss Verlems Stimme in sie hinein, löste manche der Knoten, legte sich um die Schlingen und Windungen anderer. »Man kann es nicht wissen.« Verlem ließ eine zarte, blasse Hand auf seinem Knie zu ruhen kommen. »Der Dämon hat noch keine Gestalt. Kein Sein. Sein Wesen, seine Macht, seine Natur entsteht erst im Moment selbst. Er wird sein, was die Welt von ihm braucht, will, erwartet, befürchtet. Er wird sein, was immer die Shinn in dem Moment als den Ruf der Wirklichkeit wahrnimmt.«

»Werden die Shinn nicht fernbleiben, wenn du da bist, Verlem? Haben sie keine Scheu vor dir?«

»Nein. Ich denke nicht. Nicht die Shinn.«

Lahoon legte die Fingerspitzen auf Verlems Ärmel. »Wirst du in Gefahr sein?«

»Vielleicht.«

»Werden wir alle in Gefahr sein?«

Lahoon musste die Frage einfach stellen. Auch wenn er die Antwort schon kannte.

* * *

Der Regen lief schwer und dicht über die Mauern der Burg, füllte die Sandwüste des Hofes mit einer Seenlandschaft, mit angestautem Wasser, das in dem festgetrampelten Boden kaum den Weg in die Erde fand. Ominös hingen die dunkeln Wolken im Himmel und ließen nur unsicheres Dämmerlicht durch das Fenster der Kadettenkammer fallen.

Kortid sah Verlem direkt an. Und mit einem Blick in seine tiefen, dunklen Augen änderte sich die Welt. Alle Angst und Anspannung schwand und vertrauensvolle Freude trat an ihren Platz. Kortids Körper wurde warm und weich. Eine Glimmern schien durch seinen Bauch zu laufen, alle Lebensgeister zu wecken und all die harten Knoten zu lösen. Kortid stieß einen Seufzer aus, etwas ungläubig, aber vor allem unendlich erleichtert. Seine Züge waren jetzt frei, entspannt, lebendig, seine Stimme klangvoll. Dankbarkeit überkam Kortid in einer großen Welle der Befreiung.

»Danke. Du bist wirklich ein Magier.« Kortid suchte Verlems Augen. Als er sie fand, verlor er sich in ihren Tiefen. »Ein Engel«, murmelte er.

Kortid sah den Ausdruck auf Verlems Gesicht. »Stört es dich, wenn ich dich so nenne?«

Verlems Schultern, zart und fragil, bewegten sich unter der losen Robe. Er zögerte. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Es ist überwältigend.«

Im Zwielflicht der Kammer schimmerte Verlems Haut wie ein blasser Nebelschleier im Mondlicht. »Ich hätte nie gedacht, dass ich das sein kann. Für niemand.«

Die Schatten fingen sich in Verlems feinen Gesichtszügen, als er sich Kortid zuwandte. »Es fühlt sich unwirklich an. Wunderschön. Furchterregend.« Verlem senkte den Blick. »Und ich habe Angst, dass ich dich enttäusche.«

Kortid lächelte. »Dafür ist es jetzt ein bisschen spät, meinst du nicht? Du hast mir schon so viel gegeben. Wie sollte ich nach alledem noch enttäuscht werden?«

Verlem wandte sein Gesicht ab. Er sagte nichts.

Tausend Wassertropfen fielen draußen vom Himmel, trommelten geduldig ihren Rhythmus auf das Dach. Sie gurgelten und säuselten in den Rinnen, murmelten im Hintergrund des Gespräches.

Mit einer flüssigen, grazilen Bewegung stand Kortid auf und kam zu Verlem, die Hand in einer offenen, einladenden Geste erhoben. »Du hast mir schon so viel geschenkt, dass ich dir gerne etwas zurückgeben möchte. Um dir zu danken.«

Kortid zögerte. »Ich weiß, dass du mich jetzt um nichts bitten kannst. Du hast es versprochen. Und ich sollte nichts anbieten, nicht, bevor die Trance wieder verklungen ist.« Er wandte sich zu Gureev um. »Und ich bitte dich, mir zu helfen, das nicht zu vergessen.« Kortid sah Gureev nicken und fuhr fort. »Aber, Verlem, vielleicht kannst du jetzt mit mir sprechen? Mir Dinge sagen?«

Eine heftige Bö ließ die Regentropfen ans Fenster klopfen, als begehrten sie Einlass, oder als würden sie ein heimliches Zeichen geben, eine Einladung, sie draußen zu treffen. Sie munkelten weiter in gedämpftem Ton direkt vor den Scheiben.

Verlem stand ganz still. Er schien zu lauschen, auf den trommelnden Regen, auf das Flüstern seiner Seele. Auf die Wärme rund um Kortids Körper, seinen Atem, seinen Herzschlag. Schließlich hob Verlem den Blick. »Ich will es versuchen.«

Ferne Stimmen klangen aus dem Korridor herein, das Klappern von Türen. Schritte, die herannahten, und sich dann mit leisem Echo wieder entfernten. Der Regen rauschte mit allem mit.

»Ich existiere«, begann Verlem vorsichtig, »dank der Lebenskraft, die andere mir schenken. Sie teilen mit mir. Geben von sich selbst, so viel, wie sie gut können. Mit ihren Gaben nähren sie mich, ermöglichen mein Sein.«

Kortid sah ihn an, mit tiefem Interesse, ohne wirkliches Verständnis.

Verlem wandte sich ab.

Kortid folgte unwillkürlich seiner Bewegung, trat einen Schritt vor. Er stand hinter Verlem, offen, bereit. Fokussiert. Ganz auf Verlem ausgerichtet. »Es klingt sehr schön«, sagte Kortid vorsichtig. Es klang auch sehr persönlich, sehr intim. Kortid wollte Verlem nicht weiter drängen. Er wartete.

Am Rande des Burgdachs reckte ein steinerner Dämon seine Hörner in den Himmel, rollte die wilden, wahnsinnigen Augen. Aus seinem offenen Maul fiel ein tosender Sturzbach in die Tiefe, nur wenige Handbreit an Kortids Fenster vorbei.

Verlem drehte sich um. Er streckte seine Sinne nach Kortid aus, fühlte in die subtilen Energien, die ihn umgaben. Und fand seine Antwort, seinen Weg. Verlem senkte die Augen und umfing Kortid in einer sanften Umarmung aus ätherischem Sternenlicht.

»Sie teilen ihre Lebenskraft mit mir«, fuhr Verlem in leisem, ruhigem Ton fort, »durch ihr Blut.«

Kortid starrte ihn an, während seine Gedanken im Dunklen tappten. »Durch ihr Blut.«

Verlem stand vor ihm, scheu, abwartend. Geduldig.

Der Klang des rauschenden Wasserfalls driftete durch das Fenster herein. Eine kurze Bö riss feinen Dunst aus der Flut und blies ihn lose gegen die Scheiben.

»Durch ihr Blut«, wiederholte Kortid. Er neigte den Kopf zur Seite. »Wie das?«

»Ich trinke ihr Blut. So viel, wie sie entbehren können ohne zu leiden.«

Kortid trat einen Schritt zurück. Er verschränkte die Arme über der Brust. Seine Stimme wurde dünn. Aber sie kam noch. »Du trinkst Blut.«

Verlem neigte unmerklich den Kopf, die Augen gesenkt, in einer Geste der Affirmation, der Demut.

Kortid drehte sich zu Gureev um. »Hast du das gewusst?«

Gureevs Nicken war ebenso sachte, ebenso bescheiden. »Ich habe mich angeboten. Ich schenke Verlem von meinem Blut. Damit er leben und wohlauf sein kann.«

Kortid starrte auf Gureevs gesenktes Haupt. Dann darüber hinweg, in die Ferne, in die Leere.

Schummriges Zwielflicht umfing die Burg. Unzählige Tropfen fielen aus einem endlos hohen Himmel, ihr Murmeln ein monotoner Choral der Hingabe, der Akzeptanz. Eine Ode an das So-Sein aller Dinge. An die Schwerkraft, die sie zu Boden zog. An die Leichtigkeit der Wolken, die ungehindert davon schwebten.

Kortid holte tief Luft. In seinem Kopf drehte sich alles. Er lehnte den Rücken gegen die Wand. »Der Dämon trinkt Blut. In seinem Morden. Und mein Engel trinkt auch Blut. In einem Geschenk, einer Gabe. In Freundschaft und Nahrung.«

Seine Hand legte sich auf die raue Mauer, fühlte die Ruhe, die Festigkeit des Steins. »Ich wusste nicht, was eine Trance des Vertrauens in sich trägt. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass sie mir so viel Glück und Freiheit bringt.« Kortids Lippen waren blass. »Und solche Wahrheit.«

»Es gibt keine Fay, keine Anderwelt.« Unleha erklärte es diesmal sehr geduldig, mit langsamer, überdeutlicher Aussprache. Sie sah Amalai tief in die Augen, so wie man es vielleicht mit einem kleinen Kind tun würde, das eine sehr einfache, aber sehr wichtige Sache begreifen muss. »Es gibt also auch keinen Dämon, und keinen Dschinn.«

»Shinn«, murmelte Amalai unwillkürlich. Sie duckte sich unter einem Balken hindurch, der quer über den riesigen Dachboden des Badepalastes lief.

»Verstehst du?«, fuhr Unleha ungebremst fort, im gleichen ruhigen, belehrenden Tonfall. »Alles, was wie ein Dämon aussieht, ist immer nur Illusion. Es gibt keinerlei Gefahr, die drohen könnte. Auch wenn man ganz nahe ran geht.« Zukünftiger Triumph brachte schon jetzt ein tiefes Leuchten in Unlehas Augen. »Und das ist genau, was wir am Tag des Geschehens tun werden. Das, und noch mehr!«

»Ja, natürlich.« Amalai reichte Unleha eine weitere staubige Kiste und versuchte, ihre eigenen Gedanken unauffällig mit einzuschleusen. »Das ist der Plan und dabei bleiben wir auch. Alles wie ausgemacht.« Sie nickte Unleha ermutigend zu. »Wir fügen nur ein winziges Detail hinzu. Einen ganz kleinen weiteren Schritt. Wir warten kurz auf Verlems Bestätigung. Nur einen Moment, bevor wir loslegen.«

Unleha sah sie stumm an.

Und Amalai gab auf.

»Ach, Unleha«, sagte Amalai kopfschüttelnd. Sie stellte die Kiste ab. »Es tut mir leid. So geht das nicht. Ich will nicht anfangen, Spielchen mit dir zu spielen. Und wir sind im Begriff, genau das zu tun, fürchte ich. Jede von uns versucht gerade, mit ihrer Agenda und ihrer eigenen Sicht voran zu preschen und die andere mitzuziehen. Auch wenn die es eindeutig nicht will.«

Eine Staubwolke war rund um Amalais unruhige Füße aufgestiegen und betrachtete nun in aller Ruhe die Möglichkeiten, sich später einmal in der näheren Umgebung niederzulassen.

Amalai gestikulierte in der vernebelten Luft. »Ich will nicht manipulativ werden. Es sollte nicht nötig sein. Wir sollten das auch anders hinbekommen.«

Sie nieste. »Auch wenn unser erster Versuch fehlgeschlagen ist. Der erste, und im Grunde der beste. Das wäre gewesen, eine gemeinsame Sichtweise zu finden. Zu reden, und zuzuhören, bis wir zusammengefunden haben.«

Trübes Licht voller Regen und Dunst fiel durch ein Dachfenster und zeigte mit bleichem Finger auf Amalais Gesicht. »Aber wir finden nicht zusammen. Zumindest nicht diesmal, nicht in dieser Sache. Wir haben es oft versucht. Doch es klappt nicht.«

Weit hinten in der Tiefe des Dachbodens verschwanden Pfeiler und Kisten, Gemälde und Statuen im dämmrigen Schatten. Amalai hob die Laterne auf einen Sockel und ließ den goldenen Schein in Nischen und Ecken fallen. »Was machen wir jetzt? Können wir uns zumindest darauf einigen, dass wir nicht einig sind?

Eine kleine badende Schönheit aus weißem Marmor, trockene Efeuzweige um die Beine gewunden, streckte ihre Finger lockend nach einem Kobold aus und hatte kein offenes Ohr für Amalais Fragen.

Amalai sah Unleha an, über deren Kopf eine eindrucksvolle Riesenkrähe aus Ebenholz ihre Flügel spannte. »Du bist felsenfest davon überzeugt, dass es keine Fay gibt. Du hast Verlem getroffen, hast sogar gesehen, wie er sich in Luft auflöst – und du hast immer noch keinen Zweifel. So ist das eben. Ich bin ganz sicher, dass du das falsch siehst, aber du siehst es eben so. Ich kann da nichts ändern. Das zumindest das könnte ich ja zur Kenntnis nehmen.«

Amalai legte die Hand auf einen Stapel alter Stoffe. »Und umgekehrt genauso. Du bist ganz sicher, dass ich falsch liege mit meinem Glauben an die Fay. Und du wirst dir weiterhin sicher sein. Und ich werde weiterhin glauben. So ist das einfach.«

Ein paar Goldfäden schimmerten in den Falten eines schweren Vorhangs.

»Kannst du da mitgehen? Kannst du sagen: ›Ich glaube, deine Meinung ist falsch, aber ich nehme zur Kenntnis, dass es deine Meinung ist?‹« Amalai sah Unleha fragend an.

Unleha hob eine Kiste vom Boden und stapelte sie sorgsam zurück auf die Reihe entlang der Wand. Dann noch eine. Und noch eine. Nach kurzem Zögern nahm sie die Schatztruhe, deretwegen sie ursprünglich hier herauf gekommen war, und trug sie hinüber zur Tür, auf ihren Wartplatz zu Füßen eines bronzenen Meermannes.

Schließlich stahl sich ein verschmitztes Grinsen in Unlehas Züge. Sie wandte sich zu Amalai um. »Ich kann auf jeden Fall sagen: »Ich glaube, deine Meinung ist falsch««, gestand sie der Freundin zu.

Amalai grunzte. Aber sie packte eine weitere Kiste und reichte sie Unleha zum Verstauen. Unleha nahm sie mit einem Seufzer an. »Ich kann auch zur Kenntnis nehmen, dass das eben deine Meinung ist. Und ich daran nichts ändern kann.«

Unleha zog eine Grimasse irgendwo zwischen Verzweiflung und Ekel, und der Steinkobold hinter ihr tat genau das Gleiche. »Es schmerzt mich, meine engsten Freundinnen und Verbündeten so verblendet zu sehen. Aber wenn es so ist, dann ist es eben so. Dann werde ich den Tatsachen wohl besser ins Auge sehen.« Sie litt sichtlich. Der Kobold hinter ihr auch. »Aber wir sollten ehrlich miteinander sein. Auch wenn es weh tut. Da zumindest hast du Recht, und ich stimme dir gerne zu.«

»Ja«, sagte Amalai mit leiser Stimme. »Es ist schwer. Aber trotzdem. Ich denke, wir schaffen das. Selbst wenn wir uns in ganz fundamentalen Dingen uneins sind: Können wir unsere Freundschaft da drüber retten? Und noch genug Kraft finden, um zusammen zu arbeiten, für eine gemeinsame Sache einzustehen?«

*

»Weißt du«, sagte Lahoon, als er Unleha ihr Teeglas reichte, »da könnte sogar noch etwas Gutes dran sein.« Er machte es sich neben Amalai gemütlich. »Auch wenn wir darunter leiden, dass unsere Weltbilder so weit auseinander gehen. Aber in Hinblick auf das Ansprechen von Menschen in Behrlem könnte das sogar von Vorteil sein.«

Lahoon legte seinen Fuß hoch in einen halben Lotussitz. »Denn auf diese Art finden alle Leute der Stadt jemanden, mit dem sie sich verstehen.« Er deutete auf Unleha. »Diejenigen, die fix der Meinung sind, dass es keine Fay gibt, können mit Unleha reden.« Er zog sein Teeglas zu sich heran. »Und diejenigen, die an die Fay glauben oder glauben wollen, können zu mir kommen. Zu meiner Musik, meinen Bildern, meiner Art von Gespräch. Und all diese Menschen bekommen doch die gleiche Botschaft von uns: dass es wichtig ist, ins Schreibehaus zu gehen und die Krigas abzuwählen.«

Das Licht fing sich in Lahoons Glas und ließ den Minztee aufleuchten wie einen grünen Stern. Lahoon küsste genüsslich den Rand bevor er trank. »Unsere internen Differenzen könnten sogar eine Stärke sein, statt einer Katastrophe: wenn wir gut mit ihnen umgehen.«

*

Die Sonne schaute kurz hervor und schlich sich mit ein paar bernsteinfarbenen Strahlen zwischen die schwindenden Wolken und den herannahenden Horizont. Rasch schnappte sich der Himmel ein wenig Gold und Purpur, bevor er sich für die Nacht bereit machte.

Unleha nippte an ihrem Tee. Dann stellte sie das Glas ab und neigte den Kopf, einen skeptischen Zug um ihren Mund.

»Tu uns einfach den Gefallen«, bettelte Lahoon. »Selbst wenn du uns für völlig verrückt hältst in dieser Hinsicht. Aber du verlierst doch nichts. Warte einfach nur einen kleinen Moment, wenn der Dämon kommt. Verlem braucht nicht lange. Nur einen Augenblick, und sobald er bestätigt, dass es leere Illusion ist, können wir loslegen. Alle zusammen.« Lahoons Stimme umschmeichelte Unleha, suchte ihre Zustimmung, ihre Nachsicht. »Kannst du das tun? Uns zuliebe?«

Unleha sah ihn aus schmalen Augen an. »Na gut«, spuckte sie schließlich aus. »Ich warte mit euch. Aber nur einen Moment.« Sie verschränkte die Arme über der Brust. »Ich glaube nicht an diese Hirngespinnste und werde mich von ihnen nicht behindern lassen. Wenn Verlem kommt und sagt, es gibt keine Gefahr, wunderbar. Aber wenn er sagt, der Dämon ist echt und die Gefahr enorm – dann stürme ich trotzdem los. Das kann ich euch sagen.«

»Was sollen wir tun?« Lahoon warf sich auf der Matte hin und her. »Was, wenn Unleha wirklich losrennt, direkt nachdem Verlem uns gewarnt hat?« Er wandte sich zu Amalai um. »Sie würde direkt in ihren Tod laufen, oder? Das können wir doch nicht zulassen!« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Selbst wenn sie es will.«

Lahoon stand auf und ging mit unruhigen Schritten in der Schlafkammer auf und ab. »Muss man den freien Willen eines Menschen akzeptieren bis zu dem Punkt, wo er sich mit seinem eigenen Irrglauben in Lebensgefahr bringt?«

Lahoon wand die Arme fest um seine Brust, in einer engen Umarmung. »Wir müssen Unleha doch retten? Gerade weil sie die Gefahr nicht sieht.« Er neigte den Kopf. »Wir sollten sie stoppen. Selbst wenn es mit Gewalt sein muss.« Er zögerte. »Oder sollten wir das nicht?«

Eine sanfte Brise wehte durch das Fenster herein. Amalai richtete sich auf einem Ellbogen auf. »Wir können sie gar nicht aufhalten, oder?«

»Können wir schon.« Lahoon hielt inne. »Verlem könnte es. Er könnte sie mit einem Blick in Tiefschlaf versetzen. Und wir beide ziehen ihren bewussten Körper in ein Versteck.« Lahoon zuckte die Schulter, eine angespannte, nervöse Geste. »Wir könnten es tun. Aber sollen wir? Ist das richtig?« Er hob unsicher die Hand. »Ist das falsch?«

* * *

Im Dämmerlicht des frühen Morgens sah Verlem blass und unwirklich aus wie die Nebelgeister, die über den Gräsern schwebten. Nur seine groben schwarzen Roben schienen Verlem auf dem Boden zu halten, ihn auf den gewundenen Pfaden des Kräutergartens zu verankern.

Amalai warf ihm einen fragenden Blick zu. »Unleha würde direkt in den Tod gehen. Oder nicht?«

Verlem kauerte sich neben einer blühenden Minze nieder, berührte die Blätter leicht mit seinem Finger. »Wir wissen es nicht.« Er blickte zu Amalai auf. »Unleha ist ein Teil der Wirklichkeit, die die Shinn ruft und formt, in dem Moment. Und auch wenn die Shinn immer auf die Gesamtheit antworten und nicht auf eine einzelne Person, so wird Unleha doch ein wichtiger Aspekt dieser Gesamtheit sein, sobald sie hervortritt,

um dem Dämon zu begegnen. Es wird die Shinn verändern, in irgendeiner Weise.« Verlems Blick glitt hinaus in das Grün des Gartens. »Das könnte Unleha retten. Es könnte alle retten. Oder auch nicht.«

Amalais Stimme klang fern, verträumt, und auf ihren Lippen lag ein wehmütiges Lächeln. »Unleha ist so absolut sicher, dass es keine Fay gibt. Manchmal denke ich, dass sie mit ihrer Inbrunst sogar eine Shinn überzeugen könnte. Nicht zu existieren.«

* * *

Wolken aus Blei und Eisen hingen tief und schwer am Himmel, eine riesige dunkle Masse, die sich über den Burgzinnen zusammenschloss. Die höchsten der Türme drückten breitschultrig dagegen, trutzig und massiv. Auf halber Höhe kauerte der Südturm gedrungen gegen die imposanten Mauern, stand mit dicker Steinkrone und schweigender Abwehr dem Wald gegenüber.

Unter dem drohend grollenden Himmel lehnte Rebonya an der Brüstung, die Arme fest über der Brust verschränkt. Schmale schwarze Schießscharten starrten auf sie hinunter, als sie sich zu Gureev umdrehte.

»Das geht zu weit«, zischte sie. »Das kann ich nicht akzeptieren.« Ein wütender Windstoß riss ungeduldig an ihren Kleidern. »Es war schon schwer genug, die Existenz von Verlem hinzunehmen. Schon damit bin ich kaum zu Rande gekommen. Aber jetzt willst du mir sagen, dass alles und jede ein Spuk sein könnte? Eine Shinn, ein Dschinn? Jeder Baum, jedes Kind, jedes Pferd kann völlig normal aussehen, aber in Wirklichkeit ein Geist sein, ein Wechselbalg?«

Rebonya ballte die Faust. »Du willst, dass ich der ganzen Welt misstraue? Überall Gespenster sehe, und alle verdächtige, jemand anderer zu sein als sie selbst?« Rebonya schüttelte heftig den Kopf. »Das geht zu weit.« Sie wandte sich ab. »Das kann ich nicht.«

Jenseits der Burgmauer kauerte der Wald zu Füßen der Berge als eine riesige, dunkle Masse. Uralte Bäume ächzten im Wind, knarrten und seufzten, verbargen lebendige Geheimnisse im Gewirr flüsternder Blätter, in den Tiefen aromatischer Böden. Ein Schwarm schwarzer Vögel stieg über ihnen auf, eine zweideutige, sich ständig wandelnde Gestalt, die von Wolke zu Drache zu Himmelsfisch wurde.

Rebonya schüttelte sich. »Mit dieser Shinn-Geschichte, die du mir da erzählst, würde ich verrückt werden. Ich würde enden wie Kortid.« Sie fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Und das will ich nicht. Da ende ich noch lieber so wie Unleha.«

Sie wandte sich zu Gureev um. »Ich habe bisher sehr gut ohne diese Geschichte gelebt. Und alle Menschen rund um mich auch. Das scheint wunderbar zu klappen.« Die Burgzinnen standen fest hinter ihr.

»Also warum machen wir nicht einfach weiter wie gehabt?« Rebonya strich mit der Hand über die schweren Steinblöcke. »Ich will mich nicht selbst belügen.« Sie zögerte. »Aber ich will auch nicht obsessiv werden. Ich könnte so nicht leben, nicht ständig überall Gespenster sehen. Nicht in ständigem Horror sein. Und das wäre es für mich. Das würde es bedeuten.«

Sie sah Gureev in die Augen, tief und ehrlich. »Ich brauche eine Welt, in der ich leben kann. Wo die Dinge echt sind und Menschen Menschen.« Ein Donnergrollen rollte hinter ihr heran. »Deshalb werde ich deinen Vorschlag jetzt einmal einfach ignorieren. Und weiterhin davon ausgehen, dass es das nicht gibt. Keine Geister, die irgendwelche fremden Gestalten annehmen können. Nein.«

Rebonya kam zu Gureev herüber und zog ihn mit sich in die Nische, die den Abgang beherbergte, die schmale, gewundene Treppe, die hinunter führte auf festen Grund, zu so profanen und verlässlichen Dingen wie Küchen und Ställen.

»Bleib mir einfach fern mit dieser Erzählung, in Ordnung?«

Die schweren Wolken, die hundert Formen von Zwielficht in ihren dunkeln Bäuchen getragen hatten, brachen auf und ließen das Wasser los, einen Sturzregen ohne Grenzen, ohne Hemmungen.

Rebonya drückte sich kurz gegen Gureev, als sie sich an ihm vorbei zwängte in den engen Gang. Ihr Fuß war schon auf der Treppe, als sie über die Schulter zurückschaute. »Ich muss das hier vergessen, um mein Leben zu leben. Ich brauche die Gewissheit, dass die Welt real ist und die Wirklichkeit echt.«

* * *

Lahoon war bis auf die Haut durchnässt. Der Wolkenbruch hatte ihn mitten in der Stadt erwischt und nach einem ersten kurzen Fluchtversuch hatte Lahoon es aufgegeben und sich in sein Schicksal gefügt, die Arme zum Himmel erhoben, die nackten Zehen im Gespräch mit den Pfützen.

Er zog eine schillernde Tropfenspur über die Fliesen des Badepalastes, als er hereinkam. Seine weiße Bluse, halb durchsichtig vom Regen, schmiegte sich an seine Brust und ließ einen Schimmer von Himmelsblau hindurch scheinen. Sein durchnässter Lunghi schlang sich eng um die Hüften und zog mit jedem Schritt an den Schenkeln.

»Ich sehe dich, Undine des Flusses, Schönheit der See«, rezitierte Amalai mit der Feierlichkeit alter Überlieferung, als sie hinter ihrem Stand hervorkam und zu ihm hinüber schlenderte.

Prompt begegnete Lahoon ihr mit seinem tiefsten Nymphenblick, einem verführerischen Lächeln und einem unwiderstehlichen Sirenenlied. »Komm, folge, folge mir«, lockte er. »In die Wasser, in die Wanne, mit mir.«

Sie suchten sich einen kleinen, privaten Raum, mit nur einer Badewanne und einem großen Fenster, das fast bis zum Boden reichte. Vor der Scheibe wogten die Zweige einer alten Magnolie, so dass es aussah, als wäre der gesamte Baderaum in ein kleines Baumhaus eingebettet. Die Wände waren ohnehin großteils aus Holz. Zwischen kleinen dottergelben Putzflächen wanden sich gebogene Regale mit der natürlichen Anmut von Ästen, hielten sorgsam gefaltete Handtücher in einer Nische, irdene Schalen mit Kräutern und Blütenblättern in einer andern. Entlang eines Brettes glänzten kunstvoll verzierte Fläschchen, manche klar wie Tautropfen, andere tiefrot oder meeresblau. Fäden aus Gold und Silber spannten sich um ihre runden Bäuche, ihre zarten, langen Hälse, sogar um die Spitzen kleiner Tempel oder geschlossener Glasknospen. Amalai strich mit dem Finger entlang dieser Kollektion von Parfüms und Tinkturen, duftenden Ölen und Seifen.

Sie traf ihre Wahl.

Amalai ließ ihre Tücher zu Boden fallen. Mit ihrem vollen, runden Körper und dem sanften Glanz ihrer nussbraunen Haut sah sie selbst ganz wie eine Baumnymphe aus, als sie gemächlich ein Bein ins Wasser hängen ließ.

Die Badewanne war in den Boden eingelassen, ein seltsam verzogenes Oval wie das natürliche Steinbecken einer heißen Quelle. Beige und Ocker zeichneten sanfte Muster aus Linien ins Sediment, Spuren aus Zeit und Vergangenheit. Ein metallisches Seeungeheuer spie kaltes Wasser aus seinem Maul und stierte hinüber zur Meerjungfrau, über deren Arme sich ein dampfend heißer Schwall ergoss.

Lahoon drehte an dem massiven Messingrad hinter dem einen, dann hinter der anderen, und die beiden Wasserfälle versiegten. Er lehnte sich mit einem zufriedenen Seufzer zurück, fühlte Amalai in seinem Rücken und kleine Wellen an seiner Brust. »Ich liebe unsere Wanne im Bach. Wirklich. Und auch den Regen. Aber manchmal tut heißes Wasser auch richtig gut. Sogar im Sommer.«

Amalai nickte. »Und Seife tut manchmal auch richtig gut. Sogar im Sommer.«

Lahoon grinste, während Amalai Schaum in sein Haar massierte und entzückt zusah, wie kleine abtrünnige Wolken eine feuchte Spur über Lahoons blaue Schmetterlingshaut schleckten, als sie langsam seinen Hals hinunter glitten.

Lahoon schloss die Augen und legte den Kopf zurück auf Amalais Schulter. Er summte zufrieden, fast unhörbar. Amalai goss eine moosgrüne Tinktur ins Wasser und dunkle Ströme rankten sich um Lahoons Beine, als er sich räkelte. Ein würziger Duft stieg auf.

Lahoon erwachte halb und halb aus seinen Träumen. Unter schwarzen Wimpern blinzelte er zu Amalai hinauf. »Wie ist es, eine Shinn zu sein?«, murmelte er versonnen.

Amalai ließ eine Handvoll rosiger Blütenblätter auf das Wasser regnen.

Gemächlich und fließend wie eine Seeanemone bewegte Lahoon seine Glieder, und die seidenen Schiffchen schaukelten sanft auf den Wellen. Lahoon hauchte seine Worte über sie hin als wäre er der Meereswind, der mit den Seeleuten spricht. »Eine Shinn.«

Lahoon hob seine Hand und sah zu, wie funkelnde Tropfen von seinen Fingern fielen. »Keine Kontinuität zu haben, keine Beständigkeit. Keine unabhängige Form. Immer das zu werden, wonach das Leben ruft. Immer zu entsprechen, zu antworten, auf alle und alles in deiner Umgebung.«

Schimmernde Seifenblasen trieben über ihren kleinen Ozean, schillernde Sphären, die alle Farben des Regenbogens in sich andeuteten und vorüber ziehen ließen. Vorsichtig schöpfte Lahoon ein kleines Binnenmeer mit der hohlen Hand, ließ eine der durchsichtigen Perlen bis dicht vor seine Augen reisen.

»Zuerst schien mir das unglaublich beängstigend«, flüsterte Lahoon. »Als hieße es, gar niemand zu sein. Eine leere Hülle, ohne Persönlichkeit, ohne Identität. Ohne eigenes Selbst.« Er ließ seine geschützte Lagune zurück ins Meer fließen. »Aber vielleicht ist es nicht schlimm. Vielleicht ist es reich, wunderbar. Anders gesehen. Denn die Shinn sind nicht nur leer, sondern auch erfüllt. Die ganze Welt fließt in sie hinein, durch sie hindurch, und sie können das halten. Es muss großartig sein, die Gesamtheit des Lebens zu spüren, die Präsenz des Ganzen. Das Wesen des Universums, so wie es sich an einer bestimmten Stelle zeigt, in genau jenem Moment entfaltet. Und dann im nächsten. Und im nächsten. Unvorstellbar. Es ist eine Art, vollkommen in die Natur des Seins einzutauchen. Mehr noch. Sie zu verkörpern.«

Lahoons schlanke Beine schimmerten blaugrün vor den zarten Linien der Wanne, wie der Ozean über weißem Sand. Amalai strich mit der Hand über seine Taille, seine Brust. Er sah aus wie ein Meermann, wie eine Wasserfee, mehr denn je. Lahoon lehnte sich zurück, drückte mit seinem Rücken sachte gegen Amalais Körper. Seine Augen fielen zu.

Aber seine Stimme schwebte weiter über die Wasser, sanft und verträumt. »Vielleicht also ist es das. Eine Shinn zu sein. Vielleicht heißt es, alles zu sein, die Essenz der Wirklichkeit, jeden Moment. Den gesamten Reichtum eines Augenblicks zu verkörpern, jedes Mal aufs Neue.«

Lahoon neigte den Kopf zur Seite, um zu Amalai hinauf zu blinzeln. Sein Ton war warm, lockend, bittend. »Werden wir einmal einer Shinn begegnen? Du und ich? Bald?«

Amalai blickte hinunter in das Gesicht an ihrer Schulter. Sie sah das tiefe Leuchten in Lahoons Augen, sah die Wunder und Träume, die durch seine Seele tanzten. »Du siehst überall Schönheit und Begegnung, du,« flüsterte sie. »Auch wo andere nur Drohung spüren.«

Amalai neigte sich zu Lahoon hinunter, umkostete seine Lippen mit einer Geste des Erkennens, der Zugehörigkeit. Ihre Worte spielten auf seinem Mund, strichen lockend über die Haut, hauchten Wahrheit in sein Ohr. »Ich liebe dich. Ich liebe dich.«

* * *

»Aaah.« Mit einem tiefen, wohligen Seufzer ließ Kortid sich auf sein Kissen zurücksinken. »Irgendwann einmal werde ich das einfach nur zum Genuss tun. Ich werde dich bitten, mich in Trance zu versetzen, und dann einfach nur daliegen und es auskosten. Jedes letzte bisschen Wonne fühlen, während ich hier im Bett liege. Oder durch die Stadt gehe, und alle Menschen liebe.«

Er setzte sich auf. »Aber nicht heute. Heute Nacht möchte ich dich noch etwas fragen.«

Verlem kauerte am Rande der Matte, sein Knie vor der Brust. Kortids Miene wurde ernst. »Ich will es wissen, aber es wird mir vielleicht schwerfallen, die Frage zu stellen. Oder die Antwort zu hören.«

Der Himmel lag tief und dunkel über der Burg und sein mächtiger Wolkenmantel drückte schwer auf die Erde. Aber der Mantel war alt und brüchig, und als der Wind an ihm zog riss er auf, und einzelne Fetzen drifteten davon. Durch die fadenscheinigen Stellen zwängte sich das Licht der untergehenden Sonne, ein schwaches weinrotes Leuchten.

»Darf ich?« Kortids Stimme war vorsichtig, zögerlich.

Verlem nickte.

Kortid holte tief Luft und fasste Gureev am Arm, nur zur Sicherheit. »Du bist fay«, wandte er sich an Verlem, »und ich glaube, dass du viel mehr von Dämonen gesehen hast als ich.«

Verlem wartete ab.

»Was weißt du?« Kortid zögerte. »Über den Dämon, der in Behrlem erschienen ist?«

Die Geräusche und die Stille des nächtlichen Waldes klangen zu ihnen herüber. Gleich hinter der Mauer, nah und doch unsichtbar, rumorte ihr Nachbar, der viel größer, viel älter war als selbst die Burg, in der sie saßen. Verlems Worte flossen ein in den Gesang der Waldheimat, wurden selbst eine Stimme dieser wilden, ruhigen Symphonie.

»Es ist nicht ein Dämon.« Ein Vogel rief in der Ferne. »Wen du im Wald gesehen hast, und vor dem Badepalast. Was du in den Schatten fürchtest. Es ist nicht das Gleiche. Nicht eins.«

Finsternis lag in den Ritzen der Burgmauer, kroch die Wand der Kammer entlang. Ihre dünnen Finger streichelten Verlems schwarze Roben.

»Was du in den Schatten siehst, ist deine eigene Angst.« Verlems Hand legte sich flach auf die Steinblöcke der Wand. »Was du vor dem Bad gesehen hast, war eine Illusion.« Er zögerte. »Wahrscheinlich.«

Die Wolken rissen auf, der Mantel zerfiel zu Lumpen und ließ den letzten Schimmer von Abendlicht hindurch scheinen. Stille Pfützen auf der sandigen Ebene des Hofes füllten sich mit Bildern, mit blutroten Träumen, mit wallenden dunklen Himmelsgestalten.

Verlems Stimme wurde leise. »Das Einzige, was ich sicher sagen kann, ist, wen du im Wald gesehen hast. Ich weiß es. Weil ich dort war. Was du dort gesehen hast, war kein Dämon.« Die Unermesslichkeit der ewigen Wälder hing im Raum. »Es war ich.«

Kortids Atem stockte. Er starrte Verlem an.

Hinter den letzten schwindenden Wolken dehnte sich das Universum ins Endlose. Ein paar schwache, blasse Sterne schimmerten aus unvorstellbarer Ferne auf die Erde nieder, erzählten von der Größe des Raums, von der Existenz des Lichts, sogar dort, jenseits des Horizonts von Vorstellung und Reise.

Verlem sah Kortid tief in die Augen. »Ich wollte dich nicht in Angst versetzen. Ich wollte dir nie schaden. Es tut mir leid. Sehr leid.«

Kortids Griff um Gureevs Arm war so fest, dass der Arm schon taub zu werden begann. Kortid rührte sich nicht.

»Hun lag im Sterben, als ich ihn fand«, fuhr Verlem leise fort. »Er hatte große Schmerzen. Ich habe ihm einen Blick geschenkt, um ihn in Tiefschlaf sinken zu lassen. Damit er nicht mehr leidet.« Verlem zögerte. »Und ich habe sein Blut getrunken.«

Im Dunkel der Nacht schrie eine Wildkatze, ein gespenstischer, unheimlicher Klagelaut, der bis in die Knochen drang.

»Durch mich ist der Tod früher zu Hun gekommen. Und schneller. Aber er kam in Frieden.«

Kortid machte einen erstickten Laut. Er wandte den Kopf ab. »Das also ist mein Engel.«

Seine Stimme war ein heiseres Flüstern. »Ein Todesengel.«

Kortid lehnte sich gegen die Wand in seinem Rücken. Worte strömten aus der Tiefe seines Inneren, der Hauch eines Gebets. »Ein Todesengel. Der gnädig tötet, um uns von unseren Leiden zu erlösen.« Er schloss die Augen. »Der unsere Essenz trinkt, so dass wir in ihm weiterleben, wenn unsere eigene Zeit verflossen ist.«

Kortid schritt durch den dämmerigen Wald, Verlem und Gureev in seinem Gefolge. Von den Bäumen tropfte ein gedämpfter Rhythmus herunter, traf sich dumpf mit dem durchweichten Boden. Nebelschleier hingen zwischen den schwarzen Stämmen und die Schatten wurden lang und zahlreich. Nur einige wenige Blätter fingen noch das Licht der untergehenden Sonne ein und leuchteten hell und grün.

»Es ist gleich da vorne.« Kortid deutete vage voraus. Seine Stimme war rau. Unsicher drehte er sich zu Verlem um. »Ach.« Kortid blickte zu Boden. »Du weißt ja, wo es ist.«

Er ging weiter, zwischen hohen Farnen, die an seinen Beinen zogen. Tote Äste stöhnten und knackten unter seinen Füßen. Am Fuße eines flachen Abhangs hielt Kortid an.

Ein mächtiger Stamm lag auf dem Boden, grau und braun, auf einem Bett aus vermodernden Pflanzen. In der breiten Krone versammelten sich tausende Geister alter Blätter, ihre blassen, trockenen Körper eine Erinnerung daran, wer sie einmal waren. Sie hingen an ihren Stängeln, als könnten sie sich noch nicht entschließen, loszulassen und weiter zu ziehen im ewigen Kreislauf von Leben und Vergänglichkeit. Ameisen liefen über die raue Landschaft der furchigen Borke, fanden die Spuren ihrer Gefährtinnen mit ruhiger, eingespielter Gewohnheit. Sie eilten den Stamm entlang, in klarer, gerader Linie, und hinunter, dem Bogen eines gewaltigen Seitenastes folgend.

Dieser Ast war es gewesen, der Hun erschlagen hatte. Ein Baumriese war hier gestorben, und hatte im Fallen einen Jungen mit sich gerissen.

Kortids Züge waren angespannt, sein Körper hart. Er starrte auf den Boden.

Es war kein Blut mehr zu sehen. Keine Fußabdrücke. Kein zertrampeltes Gras, keine Schleifspuren, wo ein Körper heraus gezogen worden war, die Balken einer Bahre darunter geschoben. Es war Wochen her. Monde, sogar. Wind und Regen und Sonne waren gekommen und hatten die Spuren getilgt, und Gras über die Sache wachsen lassen.

Kortid atmete tief durch. Vorsichtig trat er näher.

Er blickte nieder auf die Stelle, wo Huns Körper gelegen hatte. Wo der Freund gestorben war.

»Nein.« Kortid drehte sich um. »Ich will es nicht hier machen.« Er schüttelte sich. »Es fühlt sich falsch an.« Kortid holte tief Luft und atmete lang aus, ein unsteter, rissiger Seufzer.

Seine Stimme nahm einen wütenden Ton an. »Hun ist hier gestorben. Auch wenn es nicht deine Schuld war.« Kortid blinzelte kurz zu Verlem hinüber. »Oder die irgendeines Dämons. Aber Hun ist wirklich gestorben. Und nicht von ungefähr. Sie haben sein Leben riskiert, dort in der Kaserne. Unnötig. Leichtfertig. Berqars Befehle haben zu seinem Tod geführt. Und Berqar zuckt nur mit den Schultern.«

Sein Gesicht war blass. Er trat mit dem Fuß gegen den Baumstamm. »Es reicht.« Kortid sah Gureev direkt in die Augen. »Ich gehe. Ich werde kein Kriga sein.« Seine Worte wurden ein grimmiges Zischen. »Was tun wir da in der Kaserne? Was tun sie da mit uns?«

Ein Funke glomm tief in Kortids Augen. »Berqar hat Hun in den Tod geschickt. Und meine Panik, meine Albträume geschürt, um sie für ihre Zwecke zu benutzen. Um noch mehr Angst und Kampf zu erzeugen. Um eine ganze Stadt vor einer Lüge in die Knie zu zwingen.«

Kortid hob den Kopf. »Was ist das hier? Warum sollte ich mir das gefallen lassen? Oder da mitmachen?«

Ohne ein weiteres Wort wandte er sich um und stapfte zwischen den Bäumen davon.

*

Kortid hatte einige Runden durch den Wald gedreht. Zunächst waren Gureev und Verlem noch recht nahe hinter ihm geblieben, doch schließlich setzten sie sich hin und warteten, bis Kortid zurück kommen würde.

Und das tat er auch.

»Ihr seid noch da«, sagte er. »Danke. Dass ihr so geduldig mit mir seid. Jedes Mal wieder.« Verlem und Gureev nickten ihm zu. Keiner von beiden hatte je gezögert.

»Nun denn.« Kortid kreuzte die Arme vor der Brust und lehnte sich leicht auf die Fersen zurück. Er lugte kurz zu Verlem hinüber. »Willst du noch?«

Verlems Stimme war ruhig, bedächtig. »Es geht um dich, nicht um mich.«

Kortid nickte schwach. »Ich weiß.«

Er blickte Verlem direkt ins Gesicht. »Ich will es. Ja. Wenn du mir hilfst, werde ich meinen Albträumen gegenüberreten. Durch sie hindurchgehen. Und auf der anderen Seite heil herauskommen.« Er biss sich auf die Lippen. »Hoffentlich«, presste er heraus.

Kortid zog seine Jacke aus und rollte die Hemdsärmel auf. Er ging ein wenig zur Seite, schaute sich um, kam zurück. Suchte einen geeigneten Platz. Schließlich hatte er einen gefunden, etwas hangaufwärts von Huns gefallenem Stamm, aber doch noch nahe, und in voller Sicht. Kortid bedeutete Gureev, sich an den Fuß einer starken Pinie zu setzen. Gureev lehnte sich gegen den breiten Stamm, so dass er Kortid, der sich zwischen seine Knie setzte, von hinten umarmen und ihm den Rücken stärken konnte. Wann immer es notwendig wäre.

Kortids Körper war steif und angespannt, aber sein Gesicht trug einen Ausdruck ernster Entschlossenheit.

Verlem ging neben Kortid auf die Knie. Rund um ihn woben graugrüne Flechten ein Spitzenmuster über den Boden. Seine dunklen, ruhigen Augen suchten Kortids Blick. Dann beugte Verlem sich über Kortids Arm, der offen und ungeschützt vor ihm lag. Verlems Atem streifte die dünne Haut in der Beuge, als er still verharrte, schweigend, lauschend. Seine Worte waren ein sanfter Hauch, als er sich wieder aufrichtete. »Ich schwöre, dass ich dir nicht schaden werde.«

Kortids Gesicht war leichenblass, sein Mund nicht mehr als ein dünner Strich.

Verlem wartete.

»Möchtest du, dass ich dein Blut trinke?«

Kortid nickte stumm, ein zittriges Zucken seines Kopfes. Verlem rührte sich nicht. Er blieb still, geduldig, den Blick auf Kortid gerichtet. Ein rauer, kratziger Laut kam aus Kortids Kehle, ein heiseres Rasseln. »Ja.« Kortid räusperte sich. »Wenn du versprichst, dass du mir kein Leid zufügst. Mich nicht verletzt. Dann ja. Trink von meinem Blut. Nur ein klein wenig.« Ein unwillkürlicher Schauer lief über Kortids Körper und er machte einen erstickten Laut, ein abgebrochenes, erstorbenes Lachen. Kortid schüttelte den Kopf und holte tief Luft. Er sah Verlem ins Gesicht. »Ja«, sagte er, fest und entschlossen. »Ja. Ich will es. Ich bitte dich darum.«

Verlem neigte den Kopf bis seine Lippen die zarte Haut berührten. Er hielt einen langen Moment inne. Dann bewegte sich sein Nacken, kurz, fast unmerklich, und durch zwei kleine, präzise Schnitte pulsierte der warme, dunkle Lebensstrom in seinen Mund.

Kortid lehnte sich zurück, gegen Gureev und den Stamm der Pinie, während seine Hand immer noch lose in Verlems Schoß lag. Erschöpft und verträumt blickte er in das dämmrige Grün. »Es gab nie einen Dämon.« Seine Stimme schwebte hinaus zwischen die dunklen Bäume. Er drehte sich zu Verlem. »Es warst immer nur du. Und du warst nie eine Bedrohung.«

Kortid berührte sacht die zarte Haut in seiner eigenen Ellenbeuge. »Du trinkst Blut. Und so sieht das aus.« Er strich mit dem Finger über zwei kleine, rote Punkte. »Das sind die Wunden, die du schlägst.« Kortid sah auf. »Das ist überhaupt keine Gefahr.«

Sein Blick schweifte wieder hinaus in den Wald, zu den Schatten, die von allen Seiten näher krochen. »Es gab nie einen Grund zur Furcht. Die Schatten waren immer schon harmlos.« Er lehnte sich gegen Gureev in seinem Rücken. »Wir hätten immer allein nach Hause gehen können. Immer schon nachts durch den Wald spazieren.« Kortid atmete tief durch. »Es gab nie einen Dämon. Da war keine Gefahr.« Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Ein verschmitztes Lächeln setzte sich in seinen Mundwinkel. »Und das Beste ist: Da ist noch immer keine Gefahr!«

Kortid setzte sich wieder auf und sah sich um, begegnete den Gesichtern der Nacht. Die Umrisse von Stämmen und Ästen ragten schwarz in die Dämmerung, zeichneten Muster und Fragen. Ungewisse Gestalten schwankten in den Blättern der Farne und ein Rascheln im Gehölz kündete von Wesen, die Kortids Augen nicht sahen. Über seinem Kopf tanzten die Affen. Wo die Blätter sich zum Himmel hin öffneten zeigte sich ein Stück tiefen Universums, und darin ein erster Stern.

»Das ist es, wofür ich gekommen bin.« Kortids Stimme floss hinaus in die Dunkelheit. »Um es tief in meinen Knochen zu spüren. Dass hier kein Dämon lauert. Keine Gefahr. Dass ich den Schatten begegnen kann, überall, und sie meine Gefährten sein werden, nicht meine Feinde.«

Die zarte Silbersichel des Mondes verblasste am Morgenhimmel. Amalais getrocknete Blüten sahen fahl aus im frühen Licht, fast unwirklich, ätherisch. Vorsichtig wischte Amalai sie beiseite, um Platz zu machen für das Blatt Papier, das Gureev ihr reichte. Sein Plan für die nächsten Tage. Wann und wo er Wache stehen würde.

Gureev sah zu Boden. »Morgen ist die Nacht des Dämons.« Er zögerte. Seine Stimme war brüchig. »Und wenn eine Shinn erscheint, und die Illusion zu Wirklichkeit macht? Was tue ich dann?«

Ampullen glänzten im Regal, fingen Lichtfunken in ihren Bäuchen voll waldigem Grün oder blassem Gold, blinzelten Gureev mit glühenden Augen zu.

Amalai legte eine Hand auf Gureevs Arm. »Für dich wird es keinen Ausweg mehr geben.« Ihre dunklen Augen waren warm, aber voller Sorge. »Willst du es trotzdem tun?«

Ein leichter Luftzug ließ die Blütenblätter erzittern. Kräuterbündel flüsterten unter der Decke, warfen fragende Schatten an die Balken.

»Falls du deinen Wachdienst antrittst, dann wird der Dämon direkt vor dir erscheinen. Und du kannst nicht mehr fliehen. Du hast dann keine Wahl. Wenn der Dämon auf dich niederfährt, musst du dein Lichtschwert zücken und tanzen. Doch wenn du deine Liturgie tief im Herzen trägst, dann wird vielleicht auch eine Shinn einen rein rituellen Kampf vollziehen. Aber wenn du panisch Deckung suchst, Tod und Verderben fürchtest – dann könntest du eben das heraufbeschwören.«

Amalai strich Gureevs Arm entlang und schlang ihre Finger um die seinen. »Wenn du gehst, dann musst du dich stellen. Offen und sichtbar. Tanz, mit all deiner Kraft und Schönheit. Fordere den Dämon auf und hoffe, dass er dir in den Reigen folgt. Dass es ein Schauspiel wird, die Verkörperung einer alten Legende von Nacht und Feuer, von Schwert und Magie, vom jungen Helden und dem ewigen Monster. Vom mächtigen Magia, und einem glorreichen Sieg.«

Der alte Pferdemarkt von Behrlem hatte kaum noch Pferde vorzuweisen. Viele Rasthäuser am Rand betrieben Mietställe, aber der Platz selbst war voll von Ständen unterschiedlichster Art, die allem Raum gaben, von Obst und Stoffen bis zu Debatten und getauschten Tipps. Auf jeden Fall war er voller Menschen, voller Geräusche und Gerüche, voll emsiger Betriebsamkeit.

Unleha, Lahoon und Amalai bahnten sich einen Weg durch die Menge, umschifften geschickt einen rollenden Karren und einen wogenden Kreistanz, bis sie ziemlich genau in der Mitte des Platzes angekommen waren und einen freien Blick hatten. Sie sahen sich um.

Die meisten Häuser rund um den Markt waren jene schweren, gemütlichen Fachwerkhäuser, die für Behrlem typisch waren, mit glänzenden Ziegeldächern, deren Ecken stolz nach oben ragten. Aber eines stach klar heraus. Am oberen Ende des abschüssigen Platzes stand ein kleines Schlösschen aus weißem Stein. Mit Türmen an beiden Seiten, einer Dachterrasse in der Mitte und unzähligen Treppchen, Nischen und Balkonen all überall erinnerte das Gebäude mehr an den überschwänglichen Stil von Varoonya, der fernen Hauptstadt, als an Behrlem, das Herz der Provinz.

Unleha warf einen Blick auf die Villa und war sicher. »Das ist es.« In ihrer Miene lag nicht der leiseste Zweifel. »Wir sind da. Wenn Gureev auf diesem Dach da stationiert ist, dann haben wir unseren Ort gefunden. Hier wird es sein.«

Sie schauten hinauf zum Schlösschen. Es war nicht besonders groß, kaum breiter als die Tavernen mit ihren Ställen. Aber der Auftritt war unvergleichlich. Es schien kein Fleckchen Fassade zu geben, das nicht voller Verzierungen und Ornamente war, voller Mosaik und Stuckaturen, voll graziler Gipsfiguren und rankender Topfblumen. Dunkles Grün winkte vom Dachgarten herunter, umrahmte eine kolossale alte Statue, die königlich den Himmel grüßte, oder vielleicht die Menschenmenge zu ihren Füßen. Trotz all des grandiosen Prunks strahlte das Anwesen vor allem Verspieltheit und Koketterie aus, als würde es selbst über all seine überbordenden Zierden lachen, während es sie gleichzeitig mit aller Inbrunst liebte.

Lahoons Blick hing an der Dachterrasse. »Und wie kommen wir da hinauf, heimlich und unbemerkt?«

Auf einer Seite des Hauses lag ein kleiner Garten, und eine schmale Treppe wand sich von dort an der Fassade entlang wie eine weitere blühende Ranke. Sie schmiegte sich an den Stein, umspielte Fenster und Balkone, turnte sich ganz hinauf bis zur Balustrade des Dachgartens.

»Das ist doch ideal.« Lahoon zupfte entzückt an den Saiten der Laute, die er unter dem Arm trug.

»Ideal, um von hundert Leuten gesehen zu werden«, fügte Amalai unwillig hinzu.

In der Tat. Die zierlichen Geländer würden keinen Schutz bieten. Sie waren nicht dazu gedacht zu verbergen, sondern zu zeigen, zu enthüllen. Stolz zu präsentieren, wer auf den verspielten Kurven des Treppchens flanierte, in schattigen Nischen verweilte, von kleinen Balkonen herunter winkte. Hinaus blickte über einen Platz voller Menschen, die alle zurück hinauf blickten konnten.

Unleha seufzte.

»Wir könnten warten, bis der Regen beginnt?«, schlug Lahoon unsicher vor. »Hinter den grauen Schleiern würden die Leute uns kaum sehen. Selbst wenn jemand während des Gusses draußen auf dem Platz bleiben sollte.«

Aber Unleha schüttelte den Kopf, dass die Perlen ihrer Zöpfe leise aneinander klickten. »Das wäre zu spät.«

Amalai und Lahoon sahen sie fragend an.

»Pramus wird wohl in der Nähe sein müssen, um seine Illusionen zu wirken. Schätze ich. Bevor der Dämon erscheint, wird Pramus sich unauffällig in Position begeben. Und falls er dafür über die Dachterrasse muss, wird er es tun, bevor Gureev hier ist. Schließlich haben Berqar und Pramus ihren auserwählten Helden noch in nichts eingeweiht.«

»Gureev schiebt am Abend Wache. Sobald der Regen vorbei ist.« Amalai strich sich eine schwarze Locke aus der Stirn. »Pramus kommt vor Gureev. Vor dem Regen?«

»Und wir kommen vor Pramus«, fügte Lahoon mit grimmiger Entschlossenheit hinzu.

*

Lahoon dachte an ihre Treppe zu Hause, die Stufen zwischen Amalais Kräuterküche und seinem Atelier. Eine Treppe, die er tausende Male gegangen war. Die ihm so vertraut war, dass er mit der Selbstverständlichkeit eines Schlafwandlers hinauf und hinunter lief, so verwachsen mit dem Ort, dass sie eine natürliche Einheit zu bilden schienen. Mit dieser Gewissheit in der Seele folgte Lahoon den gewundenen, arabischen Stufen unter seinen Füßen, die Schultern locker und entspannt, sein Schritt rasch und leicht.

Die Menschen unten auf dem Marktplatz drängten sich um die Stände, redeten und lachten. Ein hoch beladender Ochsenwagen versuchte, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Ein kleines Kind

verfolgte eine Katze unter den Tischen der Obststände. Wer, in all den Aufregungen so vieler Leben, würde den Blick heben und sich über drei Menschen wundern, die eine Treppe hinauf gingen? Wer?

Sobald Lahoon auf dem Dach angekommen war, fiel die nonchalante Art von ihm ab, und er duckte sich rasch und verstohlen hinter das Grün der Pflanztröge, Amalai und Unleha dicht auf seinen Fersen. Keuchend und angespannt kauerten die drei in ihrem Versteck und warteten, ob jemand aus dem Haus kommen und sie zur Rechenschaft ziehen würde.

Der Wind strich durch die dunkel glänzenden Blätter der kleinen Bäume, trug süßen Blütenduft über die Terrasse. Lahoon lehnte seinen Rücken an die Wand und atmete tief durch, den Blick in den tanzenden Zweigen und dem Wolkenhimmel über ihm.

Schließlich kroch Unleha heraus. »Das scheint geklappt zu haben«, murmelte sie. »Gut gemacht!« Sie gab Lahoon einen herzhaften Klaps auf den Rücken.

»Und jetzt?«

Rund um sie badeten die Pflanzen des Dachgartens in der Hitze, schwitzten ihren eigenen Dunst in die Schwüle des Nachmittags. Grazile Marmorfiguren reckten ihre Glieder zwischen den Trögen, umrahmten ein paar kunstvoll geschmiedete Eisenstühle.

Unleha und Amalai gingen zu der riesigen Messingstatue, die in der Mitte der Terrasse auftrug. Ein Kriga-König mit grimmigem Gesicht und kalten Augen hob drohend das Schwert gen Himmel, thronte mit finsterner Macht über den kleinen Gestalten zu seinen Füßen. Erwartete Unterwerfung, und vielleicht Anbetung seiner Stärke, oder auch nur seiner unfassbaren Brutalität.

Es war eine von vielen Statuen, die einst die öffentlichen Plätze von Yurvania dominiert hatten und die nach dem Wandel entfernt worden waren. Amalai hatte keine Ahnung, warum diese hier in einem privaten Garten gelandet war statt im Museum oder sogar im Schmelztiegel. Aber da stand er: ein überlebensgroßer Kriga, ein Relikt aus alten Zeiten.

Das Metall war von Grünspan überzogen. Lahoon ließ vorsichtig die Hand darüber gleiten, als er um die Statue herum schritt.

»Sein Mantel ist geflickt«, murmelte er. »Mit viel Geschick. So dass er ihn Jahrhunderte lang tragen kann.«

»Geflickt?« Unleha kam zu ihm. Lahoon zeigte mit dem Finger auf ein großes Rechteck, aus dem gleichen Metall, aber sichtlich nachträglich eingefügt in die Falten des bodenlangen Königskleids.

Unleha trat ganz nahe heran und strich mit den Fingern über den Rand. »Es ist nicht mit dem Rest verschweißt«, murmelte sie.

Sachte begann sie, an dem Rechteck zu ziehen und zu rütteln. Sie klopfte dagegen, hörte den hohlen Klang im Inneren des Königs. Vorsichtig fuhr Unleha mit den Fingernägeln unter den Rand. Und fand den Riegel.

Scheppernd fiel die Abdeckung zu Boden. Unleha zuckte zusammen. Niemand sprach.

Alle starrten in die leere Dunkelheit, die vor ihnen gähnte, die geheime Höhle, verborgen unter des Königs Mantel.

Lahoon steckte den Kopf hinein.

»Uuuhaahoo«, sang er, sanft und vorsichtig. Seine Frage hallte im Inneren des hohlen Königs wider, erschreckte Spinnen, wirbelte Staub auf. Dumpfe Luft bewegte sich widerwillig, floss in stickigen Wellen zurück zur Kehle des Eindringlings.

»Hugheehee«, schwächte Lahoon ab, aber das Echo brachte ihm kein Willkommen. Sondern nur einen Vorwurf. Eine Warnung. Eine Drohung.

Die Haare in Lahoons Nacken sträubten sich. Rasch zog er den Kopf zurück. »Du bist schon längst tot!«, rief er trotzig zu dem Kriga-König hinauf. Aber dennoch wandte er sich mit hochgezogenen Schultern ab.

Lahoons Augen waren dunkel, stürmisch. »Dies ist ein perfektes Versteck«, gab er widerwillig zu. »Es gibt sogar kleine Löcher und Ritzen, durch die man hinaus schauen kann.« Lahoon verschränkte die Arme über der Brust. »Und trotzdem glaube ich, dass wir da nicht hinein gehen sollten. Nicht einmal eine von uns.«

»Nein, in der Tat. Das sollten wir nicht.« Ein triumphierendes Grinsen hatte sich über Unlehas Gesicht gelegt. »Und dafür gibt es einen ganz klaren Grund.«

Unleha, Amalai und Lahoon lagen dicht gedrängt in dem schmalen Raum zwischen Pflanztrögen und Hauswand. Es war viel zu heiß, Körper an Körper in der schwülen Luft, auf einem Dach, wo die Erinnerung an die Mittagssonne aus allen Poren der Steine drang. Aber da konnte man nichts machen. Schweiß lief in glitzernden Perlen über ihre Haut, vermischte sich wie ein flüssiger Sommerleim, der sie aneinander band. Jedes Wesen mit halbwegs gutem Geruchssinn hätte sie sofort gefunden, dachte Lahoon lakonisch.

Aber sie versteckten sich ja nur vor einem Menschen. Vorerst, jedenfalls. Und zumindest lagen sie auf dem Boden. Das war ein Hauptgrund, warum sie sich für dieses Versteck entschieden hatten. Hier konnten sie hoffen, bewegungslos auszuharren, Stunde um Stunde, ohne dass ihre Beine nachgaben.

Ohne dass sie mit der kleinsten Bewegung, dem leisesten Zittern, ihre Anwesenheit verraten würden. Nur ihr Geist zuckte unwillkürlich zusammen, als ein Geräusch von der Terrasse kam. Ein Kratzen, ein Rascheln. Und dann, unverkennbar, Schritte.

Alle drei hielten den Atem an.

Die Schritte gingen vor, zurück, hielten inne. Dann kam ein Schaben von Metall auf Metall, ein Klirren, ein Scheppern. Ein leiser Fluch, mit einem hohlen Echo. Und wieder das metallische Schaben. Und dann, Stille.

Drei Lungen machten gleichzeitig einen tiefen Atemzug. Drei Körper wurden weich. Aber nur Unlehas dunkle Augen sprachen. »Hab ich doch gleich gesagt!«, triumphierten sie mit einem selbstzufriedenen Rollen. »Natürlich würde er da reingehen. Pramus der Glorreiche. Der setzt sich in die übergroße, leere Hülle eines alten Königs. In ein hohles Symbol von Macht, Gewalt und Unterdrückung. Nichts, was ihm mehr gefallen würde. Nichts, was besser zu ihm passt.«

* * *

Rebonya machte einen Schritt zurück, stieg für einen Moment aus den Gesprächen aus und ließ den Blick über ihre kleine Gruppe hinaus schweifen.

Kortid und sie waren nicht gerade an einer zentralen Ecke stationiert. Es war ein kleiner, ruhiger Platz. Kinder liefen herum und ein paar Leute sangen gemeinsam im Schatten der Bäume. Nachbarinnen ratschten, während sie Löffel schnitzten oder Bohnen auslösten. Ein dünner aber beständiger Strom von Menschen tröpfelte durch die Türen der Bäckerei und der Gemüsehandlung. Ein bisschen Leben und Treiben war immer da. Auch wenn es nichts war im Vergleich zur Piazza. Oder zum Pferdemarkt.

Zuerst hatte Rebonya sich grün und blau geärgert, dass sie an einer so entlegenen Ecke stehen musste, meilenweit entfernt von Gureev. Sie schien dazu verdonnert, alles zu verpassen. Keine Chance, mal kurz hinüber zu schauen oder hin zu sprinten, wenn alles auf den Höhepunkt zulief. Nein. Rebonya würde schlichtweg nicht dabei sein heute Nacht, wenn alles explodierte, oder implodierte.

Rebonya wand sich. Sie hielt es kaum aus. Andererseits, vielleicht war sie doch an genau dem richtigen Ort gelandet, dachte sie dann. Ihr Blick schweifte wieder über die kleine Menge. Vielleicht war sie tatsächlich dort, wo heute Nacht die Weichen gestellt wurden. Kortid machte das echt gut. Sachte, beharrlich, und mit Effekt.

»Es gab nie einen Dämon im Wald«, wiederholte Kortid gerade. »Ich habe mich geirrt. Und es tut mir leid. Auch wenn ich damals Grund hatte, das zu glauben, und mit bester Absicht gesprochen habe.«

Erst waren nur ein paar Menschen stehen geblieben, um sich Kortids Geschichte anzuhören. Dann hatte der Anblick dieser Gruppe weitere Neugierige angezogen, die wissen wollten, was es zu sehen gab.

Die Leute am Rand erklärten mit gedämpften Stimmen für die Neuankömmlinge, und daraus entstanden ein paar Nebengespräche. Menschen machten ein paar Schritte hinaus, um ungestört zu reden. Oder ein paar Schritte hinein, um besser zu hören.

»Ich war es, der Hun tot im Wald gefunden hat«, sagte Kortid. »Und da war wirklich eine Schattengestalt auf seiner Brust. Aber ich weiß jetzt, wer das war. Ich habe den Mann getroffen. Er lebt allein in den Bergen. Er war dort, bei Huns Leiche, und ist ins Dunkel davongeschlichen, als ich kam. Aber er hat Hun nicht ermordet. Und er ist kein Dämon. Er war nie eine Gefahr.«

Ein stämmiger Mann schlenderte von der Gruppe weg hinüber zu den Bäumen, wo er seinem Nachbarn etwas Neues zu erzählen hatte.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Kortid auf eine Frage, »warum ein Dämon vor dem Badepalast erschienen ist. Es klingt wie die Fortsetzung einer Geschichte, die in Wirklichkeit nie begonnen hatte.«

Das ging nun schon eine ganze Weile so, und es war kein Anzeichen des Abflauens in Sicht. Neue Leute kamen langsam aber beständig hinzu. Hörten zu, stellten Fragen, gingen weiter. Und erzählten es anderen, die wiederum näher kamen und vielleicht noch jemanden mitbrachten. Kortid erzählte seine Geschichte wieder und wieder. Und ihre kleine Gruppe an Schaulustigen hatte ungebrochen neuen Zulauf.

»Ihr wisst, dass zu dem Thema gerade eine Abstimmung im Schreibehaus läuft?«, fragte Kortid. »Morgen ist der letzte Tag.«

Rebonya sah sich um und überlegte, ob sie versuchen sollte, ihre Aktivitäten etwas weniger offensichtlich zu machen. Zum einen war die Sichtbarkeit ja das Geheimnis ihres Erfolges. Zum anderen aber hieß das, dass Berqar es erfahren würde. Morgen früh, wenn nicht schon davor.

50

Der Regen prasselte auf Behrlem nieder, stürzte über die Dächer, sprudelte durch die Gassen. Badete ein verspieltes Schlösschen, das über dem alten Pferdemarkt thronte, in seinem Guss. Und die drei Menschen, die dicht gedrängt an der Wand seiner Dachterrasse lagen.

Das Wasser durchweichte ihre Kleider, rann über ihre Körper, vermengte sich mit Schweiß und Staub auf ihrer Haut. Sie spürten, wie sich kühle Pfützen unter ihren Rippen bildeten, kleine schlammige Rinnsale an ihren Wangen vorbei flossen.

Sie blinzelten. Sie atmeten. Und machten die ganze Zeit keine andere Bewegung, keinen Laut, der ihre Anwesenheit hätte verraten können.

*

Als der Regen sich verzog, ließ er die Welt neu geboren zurück. Frisch und strahlend lag sie unter einem weiten, offenen Himmel, auf dem goldene Wolkenstreifen sich feierlich unter das Violett und Graublau mischten.

Gureev schritt auf der Dachterrasse auf und ab, immer entlang der Balustrade, mit Blick über den gesamten Pferdemarkt zu seinen Füßen. Die Menschenmenge war zurück gekehrt, flanierte plaudernd zwischen den Essensständen, die schon die ersten bunten Laternen ausgehängt hatten.

Er blickte hinter sich, in das dunkle Geäst der Bäumchen auf der Terrasse. Zu dem riesigen, leblosen Kriga-König, der über ihm thronte. Er seufzte und wandte sich wieder seinem Wachgang zu, immer entlang der Balustrade. Auf, und ab. Sein Herz klopfte in einem festen, angespannten Rhythmus. Seine Hand lag die ganze Zeit auf dem Knauf seines Schwertes.

Und dann, gerade als er am Ende der Balustrade kehrt machte, kam es. Ein Windstoß. Ein Schmerzensschrei.

Die Menschen auf dem Platz erstarrten. In der Stille, der Lähmung, loderte eine riesige Flamme auf. Alle Blicke wandten sich zu dem Dach des Schlösschens.

Schattengestalten tanzten um das Feuer, mit grausigem Lachen oder gepeinigten Rufen wirbelten sie wild um das Licht, bis sie es fast verhüllten mit ihren dunklen Körpern. Sie zogen sich zusammen, sammelten sich in der Mitte. Und mit einem Donnerschlag erhob sich aus ihrem Kreise ein riesiges Biest, Teufelskrallen lang wie Messer, glühende Drachenzähne gebleckt.

Aber die Menschen waren gefasst, diesmal. »Illusionen! Illusionen!«, schallten die ersten Rufe durch die Menge, und sofort fielen andere ein. Ehe das Schauspiel auf dem Dach noch seinen Höhepunkt erreichen konnte, sang bereits der halbe Platz ein Lied von Klarheit und Enttarnung, von Einsicht und Triumph.

Aber dann fuhr ein Blitz nieder. Aus unendlichen Himmelshöhen spaltete ein furchtbar zischendes Licht den Äther und schlug direkt ins tiefste Herz des Dämons. Die Erscheinung leuchtete auf, unerträglich hell, wuchs in einer weißen Flamme zu doppelter Größe an, schrill schreiend wie ein Rachegott der Hölle.

Mit einem Körper aus flackernder Hitze griff der Dämon in das Feuer zu seinen Füßen und schleuderte eine Flammenkugel hinaus über den Markt. Und noch eine, und noch eine.

Die Feuerbälle schlugen hart auf und rollten über den Platz. Menschen sprangen schreiend beiseite. Ochsen schlugen brüllend aus. Ein Marktstand wurde getroffen und ging in Flammen auf. Echte Flammen.

Die Menschen riefen wild durcheinander. Suchten ihre Liebsten, zogen Verletzte beiseite, bekämpften den Brand. Blickten mit Horror hinauf zum Dach, in panischer Erwartung weiterer Schrecken.

Keine einzige Stimme sang mehr: »Illusionen!«

Gureev biss die Zähne zusammen. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Aber es gab keinen Ausweg. Der Dämon thronte über ihm, riesig, höllisch, in Flammen.

Gureev verneigte sich, in einer feierlichen, ehrerbietigen Geste, wie ein galanter Duellant vor einem anderen. Er hob sein Schwert in der einen vertrauten Bewegung, der einzigen Choreografie von Kampf, die sie mit den Lichtschwertern je geübt hatten: dem Ritual der Wachablöse.

Der Dämon ragte vor ihm auf wie eine lebende Statue aus geschmolzenem Eisen, mit brennend weißem Kern und rotglühendem Körper, wie ein Leviathan, ein unbesiegbare Koloss, geboren aus den grässlichsten Albträumen der Stadt.

Gureev war nicht mehr als eine winzige Figur zu seinen Füßen. Aber der blaue Strahl seines Schwertes schoss hinauf zu den Wolken, eine Fontäne der Kraft und der Hoffnung.

Der Dämon legte den Kopf zurück und brüllte ohrenbetäubend. Dann entfaltete er enorme Fledermausflügel und setzte an, vom Dach auf den Marktplatz hinunter zu fliegen. In dem Moment senkte Gureev den Lichtstrahl in einem großen Halbkreis und blockierte den Pfad des Dämons. Der fuhr zurück und wandte sich mit einem tiefen Grollen um, das bald wieder anschwell zu einem wütenden Donner, einem Kampfschrei. Mit aufgestellten Flügeln, die glühenden Zähne im Maul gebleckt, fuhr der Dämon auf Gureev nieder.

Gureev stand immer noch an der Balustrade. Der ganze Marktplatz konnte seine schwarze Silhouette vor dem Hintergrund des Feuers sehen.

Mit kraftvoller Anmut schwang er sein Schwert, in der glatten, runden Routine zeremoniellen Kampfes, sicher und absichtsvoll. Eine machtvolle Gewissheit durchfloss seine Adern, als er den Feurdämon einlud, in die schutzlose Stelle an seiner Seite zu schlagen. Und der tat es. Als eine Klaue aus glühendem Eisen neben ihn in den Boden hieb, wirbelte Gureev herum, mit der Leichtigkeit eines Tänzers, der Perfektion eines Krigas. Gureevs Schwert kam in einem flachen Bogen über der Erde zurück und der Dämon flog darüber hinweg. Dann stieß er wieder zu. In einem ständigen Wechsel aus Angriff und Rückzug floss das teuflische Phantom stets genau in die Lücke, die Gureev offen ließ, entzog sich genau im Moment seines Zuschlagens.

Wie in einer Trance folgte Gureev den Schritten des Rituals, des Balletts vom strahlenden Helden, der den höllischen Feind zum Tanz bat. Und noch lebte er.

Doch dann kam Gureev zum Abschluss seiner Liturgie. Der Ritus der Wachablöse war vollendet. Gureev zog das Schwert zum letzten Gruß an sich heran, in der finalen Geste der Zeremonie. Und in dem kurzen Moment, als Gureev den Weg zurück zum Anfang suchte, kam das Ende.

Ein Schatten erschien neben Gureev, weit außerhalb des höllischen Feuerkreises. Die dunkle Gestalt umfing ihn kurz und verschwand im selben Augenblick. Doch Gureev war nicht mehr derselbe.

Er ließ sein Schwert sinken, erlöschen.

Mit erhobenem Haupt und leeren Händen, die Arme weit ausgebreitet, trat Gureev vorwärts. Direkt auf den Dämon zu.

Ein Schreckenslaut lief über den Platz. Gelähmt vor Entsetzen starrten die Menschen auf die zarte Silhouette, die in den sicheren Tod zu schreiten schien.

Gureev aber ging wie im Traum, wie in einer Trance.

In einer Pose der Hingabe, den Kopf im Nacken, die Arme weit geöffnet, stand er vor dem Feuerkreis zu Füßen des Dämons.

Die Flammen züngelten an seinem Körper empor.

Dann verschlangen sie ihn.

Im gleichen Moment wurde es gleißend hell. Eine strahlende Sonne umfing das Dach, mit glorreicher Wärme, mit unerträglichem Licht.

Die Menschen auf dem Platz hoben schützend die Arme vor die Augen.

Als sie wieder hervor blinzeln konnten, war der Dämon verschwunden. Die Statue des alten Königs schimmerte wie ein Leitstern. Und vor ihr, mit erhobenem Stab und wogenden Roben, schwebte der Magja in einer Kugel aus schwindendem Sonnenlicht, eine Erscheinung von Macht und Herrlichkeit.

Vollkommene Stille senkte sich herab.

Im Glosen der letzten Glut wurde Gureevs aufrechte Gestalt sichtbar, grrazil, kraftvoll. Unverletzt. Er war durch den Dämon hindurch gegangen und hatte überlebt.

Ganz langsam trat der Magja auf Gureev zu, in der Haltung eines Meisters, der kommt, um Urteil über seinen Jünger zu sprechen. Oder eines Königs, der den jungen Helden zum Ritter schlägt. Mit majestätischer Würde hob Pramus die Hand und legte sie auf Gureevs Scheitel, eine Geste der Vergebung, der Segnung.

Aber hinter dem Rücken des Magja bewegte sich etwas.

Pramus bemerkte es nicht.

Doch er war der Einzige.

Der gesamte Marktplatz konnte sehen, wie sich eine schwarze Gestalt im Lichtschein des Höllenkreises erhob. Und dann noch eine, und noch eine. Direkt im Herzen des verglimmenden Infernos, im verrauchten Körper des Dämons, standen drei Menschen. Genau dort, wo jedes Überleben unmöglich sein musste. Eine unfassbare Präsenz. Ein Moment der Enttarnung.

Die Menge unten auf dem Platz starrte gebannt hinauf.

»Wir stehen hier, inmitten von Licht und Glimmer! Es gab nie einen Dämon!« Unleha beugte sich über die Balustrade, eine kleine Traption an ihrem Hals. »Der Feuerball war echt, aber der Dämon ist reiner Betrug!« Ihre Stimme hallte so laut und klar über den Platz, wie nur Magie es erlaubte.

Alle hatten sie gehört.

Auch Pramus.

Er fuhr herum.

Sofort war der Dämon zurück, verbarg Unlehas Gestalt hinter Pech und Schwefelwolken, überrollte jegliches Wort mit seinem lauten Donnern.

Die Leute auf dem Platz hatten die Hände auf den Ohren und die Blicke auf dem Dämon. Aber es war zu spät. Der Zauber war gebrochen. Der Auftritt war zu stark gewesen, um noch einmal vergessen zu werden.

Nach Gureevs unfassbarer Feuerwanderung hatte Unlehas Erscheinen das Fass zum Überlaufen gebracht.

»Illusionen! Illusionen!«

An mehreren Ecken des Marktes wurde das Lied wieder angestimmt, ungeachtet des erdrückenden Donnergrollens.

Der Dämon wütete weiter in seinem Feuerkreis. Doch plötzlich schossen drei Lichtstrahlen durch seinen Körper, so hell und gleißend, dass sie selbst durch Rauch und Flammen hindurch zu sehen waren. Drei blaue Schwerter, die fröhlich hin und her schwanken, von den Füßen des Dämons bis in seinen Kopf ragten, mitten durch sein Herz. Und damit überhaupt keinen Effekt hatten.

Das blaue Licht drehte sich zu Unlehas Gesicht, erhellte ihr breites Grinsen, ihre winkende Hand.

Mit gehöriger Verspätung schrie der Dämon auf und krümmte sich winselnd zusammen. Er wand sich, verschwamm zu einer verzerrten Fratze, und löste sich mit einem schrecklichen Heulen auf, zerrissen in schwefelgelbe Rauchschwaden.

Aber das half alles nichts mehr. Buh-Rufe und Hohngeschrei machten sich unten auf dem Platz breit. Finger zeigten auf Unleha, die mit blauem Strahl hinunter winkte. Und auf den Magja, der auch kurz im Scheinwerferlicht stand, als Amalai auf ihn zutrat, um mit ihm zu reden.

Der Gesang kam zurück, pulsierte durch die Nacht, stark wie ein Herzschlag. »Illusionen! Illusionen!« Die Menschen hatten ihre Kraft wieder gefunden, und ihre Überzeugung.

Laut und klar klangen ihre Stimmen über den Platz, rhythmisch, voller Empörung, voller Entschlossenheit. Und schließlich, voller Erleichterung. Als die Inbrunst abklang und das Lied ruhiger wurde mischte sich sanft eine Laute unter die Klänge. Sie umspielte die Melodie, dankbar und graziös. Als sie schließlich verklang sprach Lahoon, mit weicher Stimme und nur ganz kurz, von der Abstimmung am nächsten Tag.

Dann begann er zu singen, voller Lust und Sehnsucht, voller Bitte und Triumph. Eine Menge Leute stimmten sofort mit ein. Es war eine der großen Hymnen des Wandels: die Ballade vom jungen Kriga. Der müde und misstrauisch geworden war, der Zweifel hegte an der Truppe, die sein Vertrauen zu verdienen vorgab, die ihn aber nur benutzte und missbrauchte. Der junge Mann, der nicht mehr töten wollte. Und der, als der Befehl kam, als der Kampfschrei gellte, einfach davonging.

»Er ging davon«, fielen hunderte Stimmen in den Refrain mit ein, während die Menschen auf dem Platz lachten und weinten, sich umarmten und die Köpfe schüttelten, erfüllt von befreiender Klarheit, von zielstrebigem Willen.

Es war der letzte Tag. Als der Regen vorbei war und das Licht am Himmel schwand, schloss das Schreibhaus seine Pforten und begann mit der Auszählung. Es dauerte eine Weile. Aber diesmal gab es keine zweite Zählung. Es war nicht knapp. Es war ganz klar.

Die Krigas mussten weg.

Unleha legte den Kopf in den Nacken und jubelte ihren Triumph über den Marktplatz, dass die Scheiben klirrten.

* * *

Unlehas Familie hatten spontan ein Fest im kleinen Kreise angesetzt. Der Hof summt mit lebendigen Gesprächen, lockeren Scherzen, fröhlich klirrenden Gläsern.

Der Mond war zurück, eine dünne Sichel am Abendhimmel, mit ein paar dekorativen kleinen Wölkchen, die vor ihm herumschwebten und kokette Versteckspiele mit ihm trieben. Lahoon hatte es sich in einer Hängematte bequem gemacht und lauschte den Erzählungen von Unlehas Mutter. Eine Welle lauten Lachens schwappte vom Buffet zu ihnen herüber. Der Abend floss mit natürlicher Leichtigkeit dahin, ein Ausdruck glücklicher Entspannung, ein gemeinsames Ausatmen.

Aber so improvisiert das Fest auch war, es gab doch ein paar strukturierte Elemente darin. Ein paar geplante Überraschungen.

Rebonya sah gespannt zu, wie Konelle sich in der Ecke des Hofes hinkauerte und die polierte Holzschale einer Traption ausrichtete, die Kristallspitze ihres Zauberstabs bereit. Ein Wort von ihr, und ein Zischen lief durch die Luft wie ein winziges Gewitter, eine Vorahnung, ein Versprechen. Und dann brach das Wunder los, in all den Farben der Magie.

Jubelnder Sternenregen erfüllte den Himmel, prahlte und explodierte, tanzte und leuchtete, bis er schließlich sanft und leise herunter sank und verglühte. Nur ein schwacher, warmer Schein blieb zurück und legte sich wie eine leuchtende Wolke um eine einzige Person: Unleha.

Die versammelte Menge begann zu johlen und zu applaudieren. Unleha sah verwirrt um sich. Aber dann begriff sie, und stieg in ihre Rolle ein.

Noch immer in engelsgleiches Strahlen gehüllt stieg Unleha auf einen Stuhl, den Kopf hoch erhoben, die Augen in die Ferne gerichtet. Stolz und mutig zeigte sie mit dem Arm zum Mond, oder in die goldene Zukunft, so wie jede ordentliche Freiheitsheldin es tun würde. Ihre schwarze Haut schimmerte in dem unwirklichen Licht und ihre Stimme war mitreißend, visionär. Der pure Klang der Rechtschaffenheit, der Wahrheit. Die Stimme des Volkes.

»Freunde und Genossinnen! Der Weg war lang, aber wir sind am Ziel! Das Gute hat gewonnen, wie es das Schicksal bestimmt. Behrlem ist eine zivile Stadt! Behrlem ist frei!!!«

Unlehas Ruf schallte weit über den Hof und wurde, wie es sich gehört, sofort von der jubelnden Menge aufgegriffen.

Dann übernahm Unlehas unbändige Horde von einer Familie das Ruder. Mit lauten Rufen von »Viva! Viva!« hoben sie Unleha auf ihre Schultern und trugen sie durch den Hof, ein dichter Pulk von Erwachsenen und von Kindern, die nicht hoch genug hinauf reichten, dafür aber umso mehr Überschwang und Enthusiasmus zum Abenteuer beisteuerten.

Nach einigen schwankenden und unsicheren Runden sank der ganze Haufen in einem Tohuwabohu aus Armen und Beinen auf der Wiese des Gartens nieder. Begeistert liefen die letzten Kinder herbei und schmissen sich oben auf den wackelnden Hügel aus Menschen, der gefährlich zu blubbern schien, wie ein kochender Schokopudding oder ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch.

Doch schließlich beruhigte sich das Ganze. Pärchen und Triplets rollten hier und da auf die Seite, und einzelne Menschen, die allmählich ihre eigenen Hände und Füße wiederfanden. Unleha lag mittendrin, schnaufend und strahlend, ihre Beine noch immer verwoben mit denen ihrer Geliebten, ihr Bauch bedeckt mit Kindern.

»Ihr Wahnsinnigen«, keuchte sie. »Ihr Wahnsinnigen. Ich liebe euch. Und ich liebe es, mit euch zu leben.«

* * *

Der Mond war wieder voll und rund geworden und stand als silberne Kugel über der dunklen Silhouette der Berge.

Lahoon leckte sich über die Lippen, um den letzten Tropfen des cremigen Melonenlikörs einzufangen, den Unleha mitgebracht hatte.

Zufrieden lehnte er sich zurück an die Wand der Dachterrasse und streckte seine samtig schimmernden Beine aus. »Wusstet ihr, dass Dorarin, das Herz der Vrumen, und ein Schiede direkt an dem Abend auf dem Pferdemarkt aufgetaucht sind, noch bevor der Dämon verschwunden war? Sie werden die Spuren der Feuerkugeln untersucht haben. Und alles, was sie wissen, an die Mediaten weitergeben. Oder an den Hof der Schieden, falls es dazu kommen sollte.«

Amalai tunkte die Ecke eines Melonenwürfels in ihr Likörglas und schleckte die Frucht mit unverhohlenem Genuss ab. Zu guter Letzt biss sie in das saftige Fleisch.

»Denkst du, das wird es?«, fragte sie mit vollem Mund.

Lahoon zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Es gab Verletzte. Eine schwerwiegende Sache. Und es hätte noch schlimmer kommen können. Pramus hat wirklich Leben und Gesundheit von Menschen riskiert. Und die Mediationstreffen mit ihm laufen nicht gut.«

Unleha grunzte unwirsch. »Nein. Er sagt natürlich, das war wirklich ein Dämon, ganz echt. Und er ist der heldenhafte Märtyrer, der jetzt von genau den Leuten gesteinigt wird, die er gerettet hat. Er, der mächtige Magja, gepeinigt von irrenden Kleingeistern. Der einsame Weise, der uralte Mächte versteht, und von niemand verstanden wird.«

Lahoon schnaufte verächtlich. »Pramus spielt diese Rolle sogar vor den Leuten, die Verbrennungen hatten.« Er schüttelte den Kopf. »Einige haben sich schon geweigert, ihn überhaupt zu treffen.«

»Viele gehen trotzdem hin. Weil sie so die Gelegenheit haben, Pramus ihre Meinung zu sagen. Und sich ein wenig Luft zu machen.« Amalai goss den Rest ihres Likörs über ihre Dessertcreme. »Aber letztlich sind Mediationstreffen doch für Leute, die zumindest grundlegende Verantwortung für ihre eigenen Handlungen übernehmen. In dem Sinne denke ich schon, dass Pramus sich auf Dauer im Hof der Schieden wiederfinden wird. Wo Konsequenzen auch ohne seine Zustimmung beschlossen werden können.«

Lahoon nippte an seinem Glas und nickte nachdenklich. »Das ist also Pramus. Und Tenatetlan ist weg. Weil sie ja bekanntlich eine fahrende Krämerin ist und deshalb herumreisen muss.« Seine Kinnlinie wurde hart. »Aber was wird mit Berqar?«

Unleha hob die Brauen. »Berqar ist in die ganze Sache überhaupt nicht involviert. Wieso sollte irgendjemand das denken? Sie war doch schließlich nicht auf der Dachterrasse, oder? Es gibt also absolut keinen Hinweis darauf, dass sie irgendetwas mit Feuer oder Dämonen zu tun haben könnte.«

Lahoon sah Unleha direkt in die Augen, für einen langen, unbewegten Moment. Dann senkte Lahoon den Blick. Mit einem tiefen Seufzen ließ er den Kopf hängen, die Arme auf die Schenkel gestützt. Schwarze Haarsträhnen fielen ihm vor die Augen.

»Kein Grund zur Verzweiflung, mein Liebster.« Amalai legte ihr Wange auf Lahoons Schulter. »Es wird Konsequenzen geben für Berqar. Oder, noch viel besser, für die ganze Kaserne. Das Ansehen des gesamten Systems ist auf einem Tiefpunkt, sowohl in der Stadt als auch bei den Krigas selbst. Das wird Folgen haben.«

Lahoon schüttelte schwermütig den Kopf. »Berqar hat nicht einmal ihre Position verloren.«

»Nein. Aber ihre Macht. Du wirst schon sehen. Natürlich sollte sie auch die Position nicht haben. Aber selbst wenn: Solange ihr jemand anderer nachfolgt und den Posten füllt, würde sich nicht rasend viel ändern. Jetzt hingegen wird das ganze System unter ihr wegbröseln. Die Menschen werden ihr das Vertrauen entziehen und gehen. Und dann ist jede Position nur noch ein Balancieren auf einer leeren Hülle.«

* * *

»Die Kontrolleurin für Lernlauben kommt noch einmal in die Klinge.« Rebonyas Brauen hoben sich, als sie den Anschlag las. »Um Kadetten darüber zu informieren, wie man sich für andere Lauben anmelden kann.«

Kortid trat hinter sie. »Ja. Ich habe sie darum gebeten.«

Rebonya wirbelte herum und sah Kortid mit großen Augen an. »Echt?«

Kortid nickte. »Mit dem Briefkasten hinter der Küche. Du weißt schon. Wo wir Nachrichten für die Kontrolleurin hinterlassen sollten, über gefährliche Befehle, komische Arten von Korrektur – solche Sachen.«

Kortid fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich dachte mir, wir können das auch verwenden, um andere Dinge zu erbitten. Und ich finde, wir brauchen das: mehr Informationen.«

Leicht mit der Schulter gegen die Wand gelehnt gestikulierte Kortid mit seinem freien Arm. »Im Moment weiß niemand so genau, wie man hier weg gehen kann. Wie findet man einen Platz in einer anderen Lernlaube? Gibt es überhaupt welche? Und wäre das in Behrlem, oder woanders? Und wo würden wir leben? Ich meine, wir schlafen schließlich in der Burg. Wenn wir hier weg gehen, brauchen wir nicht nur eine neue Lernlaube, sondern auch eine neue Unterkunft. Ein Zuhause. Es ist alles ein bisschen viel. Überwältigend. Und unklar. Wen soll man fragen? Wie geht man es überhaupt an?«

Kortid wandte sich Rebonya zu. »Drum habe ich die Kontrolleurin gebeten, zu kommen und das zu erklären. Vor allen. Und wenn die Kadetten erst einmal wissen, dass es möglich ist zu gehen, und wie man es macht – nun. Dann können alle ihre eigene Entscheidung treffen.«

Mittlerweile reichte das Grinsen auf Rebonyas Gesicht von einem Ohr bis zum anderen. »Brillant!« Sie schlug Kortid kräftig auf den Rücken. »Einfach brilliant!« Rebonya sah ihn zufrieden an. »Du kannst richtig gut sein.«

Sie rieb sich die Hände. »Information ist das Eine. Zu sehen, wie die Hälfte deiner Freunde abreist, ist noch mal etwas Anderes. Und bei uns dürfte jetzt das Eine zum Anderen kommen. Zu einem Zeitpunkt, wo die Leute so enttäuscht von ihren Vorgesetzten sind, dass eigentlich kein Vertrauen in die Mission mehr bleibt.«

Rebonya schaukelte leicht auf ihren Fersen. »Du hast genau den richtigen Hebel gefunden, Kortid. Für Veränderung braucht es nicht bloß Unzufriedenheit. Es braucht einen Ausweg, eine Alternative.« Rebonya spitzte die Lippen. »Das könnte ganz schön viel Veränderung geben von diesem Jahr zum nächsten. Die alte Schule der Klinge wird sich leeren. Wenn ein Pfad sichtbar wird, kommt die Reiselust!«

* * *

»Ja. Oh ja!« Ein vorsichtiges Lächeln kroch in Kortids Augen, breitete sich langsam über sein ganzes Gesicht, bis er Gureev und Rebonya zuletzt regelrecht anstrahlte, überglücklich und doch immer noch irgendwie schüchtern. »Liebend gerne! Mit euch beiden nach Varoonya zu gehen ist viel, viel besser als alles, was ich erwartet habe. Oder zu erträumen wagte.«

Sie spazierten am Bach entlang, der hinter der Kasernenmauer die Grenze des Burggrundes bildete. Neben ihnen stieg die Wiese an hin zum Waldrand, zu den Bergen. Ein dickes Kupferrohr wölbte sich über ihren Köpfen wie ein Torbogen, wie eine Riesenschlange, die ihren Körper hob um drei kleine Pilgerreisende passieren zu lassen. Kortid fand das Portal mit seinem unsichtbaren inneren Rauschen etwas unheimlich. Aber er schritt mutig voran, den Blick in die Zukunft gerichtet.

»Du wirst zur Akademie der Magischen Künste gehen?«

»Ja«, nickte Rebonya. Dann rieb sie sich nervös über den Arm und blickte ungewiss, fast gehetzt, zurück zu den Burgmauern in ihrem Rücken. »Falls Berqar nicht im letzten Moment beschließt, mir das Siegel zu verwehren, das ich für die Aufnahme an der Akademie brauche. Ich hoffe nur, dass sie nicht auf die Idee kommt. Nicht einmal dann, wenn sie sich gerade nach Personen umschaut, an denen sie ihre Wut auslassen kann.«

Rebonya sah wieder nach vorne, die Arme fest um die Brust geschlungen. Ihr Schritt war so federnd und energiegeladen als würde sie jeden Moment abheben.

Kortid hakte sich bei Gureev unter. »Und du?«

Gureev hob seine freie Hand vor die Brust, in einer leichten, grazilen Geste, in einer offenen Frage. »Ich weiß nicht, was ich tun werde. Oder warum. Ich bin etwas desorientiert, nach allem, was geschehen ist.«

Rebonya lugte kurz zu ihm hinüber, ein schiefes Grinsen im Mundwinkel. »Na, aber immerhin hast du deine Berufung gefunden.«

Gureev wandte sich mit großen Augen zu ihr um. »Hab ich?«

»Ist dir gar nicht aufgefallen? Sag bloß.« Rebonya zwinkerte. »Nun gut, sagen wir mal, eine deiner Berufungen. Du magst ja ein vielseitig talentierter Mensch sein, wer weiß.« Rebonyas Augen funkelten. »Aber nach allem, was so war, mit mir und dir und Kortid, hat sich doch jedenfalls heraus gestellt, dass du extrem gut darin bist, ein Freund zu sein. Der zuhören kann, und sogar verstehen. Der durchhält, ruhig und verlässlich. Auch für Leute, die gerade eine schwere Zeit durchmachen. Oder insgesamt nicht so ganz einfach sind.«

Rebonya gab Gureev einen kräftigen Klaps auf den Rücken. »Du hast gute Schultern, Gureev. Schultern zum Anlehnen. Plus feine Ohren und ein warmes Herz.« Und dann warf Rebonya sich an seinen Hals um ihn zu drücken, lang und fest.

Die frühe Morgenstunde war still und ruhig, voll sanfter Nebel. Selbst die Vögel sangen nur leise, woben ihre seltenen Rufe sachte zwischen die blassen Dunstschwaden, die gespenstisch über den Wiesen hingen.

Kortid war durch die kleine Tür hinten im Kasernenhof hinaus gegangen, über die Brücke und hinauf zum Waldrand. Weiße Geister zeigten und versteckten sich zwischen den Baumstämmen, winkten mit körperlosen Fingern, lockten Kortid, zu ihnen zu kommen, in ihren Wald, in ihre Welt.

Alle Blätter, alle Büsche waren in einen matten Schimmer gekleidet, einen dezenten feuchten Glanz. Winzige Glaskugeln voller Bilder glitzerten zu Kortids Füßen, sammelten das fahle Licht in ihren Körpern, um ihm im Vorübergehen kurz zuzublinzeln.

Dort, wo die Wiese sich in eine verwirrende Treppenlandschaft aus Tümpeln und Becken verwandelte, hielt Kortid inne. Die kupferne Riesenschlange aus dem Badepalast streckte ihm ihr offenes Maul entgegen. Aber zu dieser Stunde spie sie keine heißen Wasser aus. Alles war still.

Kortid drehte sich um und sah, wie tief aus den Schatten des Waldes eine dunkle Gestalt auf ihn zukam.

Er lächelte.

*

»Werde ich dich wiedersehen?«

Verlems Umrisse fingen sich in dem stillen Wasser des Teiches.

»Brauchst du mich noch?«

»Nein.« Kortid zögerte. »Ja.« Er blickte hinunter auf den glatten Spiegel zu seinen Füßen. »Ich brauche dich nicht mehr so wie zuvor. Ich bin aus meiner Angst heraus. Ich habe keine Panikattacken und ich kann ohne Hilfe schlafen. Ich kann leben. Es ist gut. Und ich danke dir.« Nebelschleier drifteten über die Wasser. »Ich leide nicht. Und ich brauche diese Art von Rettung nicht mehr.«

Kortid wandte sich Verlem zu. »Aber ich würde dich gerne wiedersehen. Du bist so kostbar. Und hast all meine Dankbarkeit.« Kortids Worte kamen langsam, leise. »Und meine Verehrung.« Bläuliches Schilf stand still und aufrecht im Teich, in Anbetung des Morgens, oder in reiner, natürlicher Präsenz. »Auf eine gewisse Weise bist du immer noch ein Engel für mich.«

Die Schleier über dem Himmel brachen auf. Licht floss durch den Spalt, ein helles Strahlen aus goldigem Weiß. Zwei der Becken leuchteten in gleißendem Silber zurück.

Verlem suchte Kortids Blick, hielt ihn mit seinen dunklen, ruhigen Augen. Schließlich nickte Verlem, in einer kleinen, fast unmerklichen Geste der Akzeptanz. »Ich werde mit dir reisen, wenn du gehst. Dir unbemerkt folgen, auf den unsichtbaren Wegen des Kosmos.«

Verlem stand ganz still, und die heimlichen Pfade des Kosmos schienen wie zarte Ranken aus Glimmer und Dunkelheit um ihn zu tanzen. Kortids Atem ging flach.

Verlems exotischer Duft mischte sich mit dem würzigen, beißenden Aroma aus dem Becken, einem reichen, unbekannten Geruch der Tiefe, von seltsamen Unterwasserwesen, die nur ihre farblosen Blütenhände über die Oberfläche streckten. Seine Stimme driftete darüber hin, in natürlicher Kommunion mit den betörenden Dünsten und den mysteriösen Nebeln. »Wenn du mich einlässt in dein Heim, wird der Ort in meinem Herzen verankert sein. Es steht mir dann offen. Ich kann immer kommen. Du wirst nur einen Hauch von mir entfernt sein, selbst in Varoonya.« Verlem machte sein Angebot, sein Versprechen. »Beim Wenden eines Mondes zum anderen werde ich bei dir sein. Wenn du mich haben willst.«

Kortids Antwort war nicht mehr als ein Flüstern. »Ja. Das will ich.« Er machte einen winzigen Schritt nach vorne, die rechte Hand fest und warm auf dem Herzen. Mit leicht gebeugtem Knie verneigte Kortid sich vor Verlem, gerade so tief, dass er Verlems blasse, zerbrechliche Hand an seine Wange führen konnte. Ein Zittern durchlief Kortid bei der Berührung, ein Schimmer aus Sternenlicht, aus Fremde und Wunder.

In dem Becken neben ihm ließen die winzigen Beine eines jungen Frosches weiche Kreise über das Wasser ziehen, gedämpfte Pastelltöne von Grau und Blassblau entstehen und sachte dahinschmelzen. Eine Erinnerung floss durch Kortids Gedanken.

Seine Worte suchten Verlem zwischen den fahlen Nebeln. »Wenn du kommst... Gureev wird bei mir sein. Wir werden zusammenwohnen. Du könntest also von uns beiden genährt werden, in jenen Nächten.«

Verlem stand ganz still, ohne die leiseste Bewegung. Schließlich kam seine Stimme, so dünn und ätherisch wie die Dunstschleier um ihn.

»Genährt.«

Die Nebel strichen über seine dunkle Robe.

»Willst du dich anbieten? Mich von deiner Essenz trinken lassen?«

Kortid sah verblüfft drein, und dann etwas schüchtern.

»Ja. Natürlich.«

Er räusperte sich, ganz vorsichtig, mit einem rauchigen Krächzen, das die Ruhe des Morgens nicht zu stören versuchte. »Jetzt wo ich weiß, dass kein Übel darin liegt – warum würde ich es nicht tun? Wie könnte ich es nicht tun?«

Kortids Stimme war weich, als er weitersprach. »Es wird nicht sein wie letztes Mal, da bin ich sicher. Ich werde ruhig bleiben. Selbst wenn eine Erinnerung an die Angst noch einmal in mir aufwallen sollte. Aber sie wird dann auch die Erinnerung an die Heilung mit sich bringen. Einen Beweis dafür, dass Veränderung möglich ist. Und dass Vertrauen gerechtfertigt sein kann. Manchmal sogar noch mehr als Angst.«

Ein schiefes Lächeln saß in Kortids Mundwinkel. »Und es ist gut möglich, dass ich solche Gedächtnisstützen brauchen werde. Dass ich froh bin, wenn ein Engel kommt und mir diese Gewissheiten wieder bringt, wann immer ich erneut in Zweifel und Angst ver falle. Was leicht der Fall sein könnte, denke ich, mit allem, was das Leben mir noch bringen mag.«

Eine feuchte Brise küsste die Halme rund um den Teich und ließ schimmernde Perlen und matte Kristallkugeln an ihren Seiten herunter rinnen. Kortid hob seinen Blick zu Verlem. »Drum, bitte. Ja. Komm. Und lass dich nähren. Ich werde froh sein. Über all das, was ich dir geben kann. Und all das, was du mir bringst, in diesem Teilen von Lebenskraft.«

Verlems Augen waren tief und dunkel. Lange ruhte sein Blick auf Kortid. Dann neigte er das Haupt, in einer sachten, zurückhaltenden Bewegung. In einer Geste der Dankbarkeit, und des ehrfürchtigen Staunens.

Es gab noch eine Feier in Unlehas Familiengehöft. Größer, diesmal, und ordentlich organisiert. Die Truppe der Trapstätte hatte sich sichtlich angestrengt, den Boden von Orangenschalen zu befreien, mit dem Effekt, dass nun hohe Berge mit steilen Klippen in der Ecke vor dem Schuppen aufragten, zu ihren Füßen sich aber eine weite Ebene erstreckte, die nicht einmal klebrig war.

Das ganze Gehöft war voller Menschen, voll Lachen und Musik. Kortid hatte sich als enthusiastischer Tänzer entpuppt und einer ganzen Gruppe einen absurd schwierigen Kreistanz beigebracht, der viel Jauchzen und Wadenschwingen beinhaltete, und, zumindest zu Beginn, auch viele Zusammenstöße und Umfaller. Mittlerweile hatte die Musik gewechselt und Kortid ließ sich von Gureevs weichen und geübten Armen in die Geheimnisse des Paartanzes einweihen.

Rebonya hatte von Anfang an hinter dem Buffet Zuflucht vor all dem Wahnsinn gesucht und dort glücklicherweise bald Konelle getroffen, die entzückt war über ein neues eifriges Gesicht, das unbedingt alle Geschichten über die Trapstätte hören wollte. Rebonya selbst fühlte sich wie im Himmel. Schon bald schlichen die beiden unauffällig vom Buffet weg für eine Führung durch den Trapstätte, mit einer kurzen praktischen Vorführung und einer Diskussion über den Entscheidungsbaum der Truppe. Sowie einer raschen kleinen Arbeit, die sie gleich erledigen konnten, wenn sie schon einmal hier waren, und einer zweiten Aufgabe, die aus der ersten erwuchs.

Unleha rollte die Augen, als sie die zwei wieder im Schuppen verschwinden sah, und ein wissendes Grinsen zog sich über ihr Gesicht.

Sie stieg auf eine Kiste und schlug mit dem Schöpflöffel gegen eine Pfanne. Alle Blicke flogen zu ihr. Die Musik schwang sich ein auf eine leise Hintergrundmelodie, die Unlehas Rede untermalte. »Geschätzte Festgäste! Ich habe die Ehre, euch heute Nacht mehrere frohe Botschaften zu überbringen, die unsere glückliche Gemeinschaft hier betreffen.«

Unleha hob den Finger. »Erstens: Allen beharrlichen Anstrengungen zum Trotz hat die Orangen-Trapstätte noch nicht unser ganzes Heim verschlungen.«

Die Musik bot eine kleine triumphierende Fanfare dar, während alle aus der Trapstätten-Truppe in laute Kommentare und Zwischenrufe ausbrachen.

Unleha ignorierte sie genüsslich und fuhr fort. »Zweitens: Ein Teil, der noch frei ist, nämlich dieser Schuppen dort drüben«, Unleha deutete mit der Hand, »ist einem guten Zweck gewidmet worden. In diesen schwierigen Zeiten wird er Schutz und Unterschlupf bieten für alle Krigas, die die Kaserne eiligst verlassen möchten. Unglücklicherweise wird es noch eine Menge harter Arbeit werden, diesen Schuppen wirklich wohnlich zu machen. Aber – und damit erreichen meine guten Nachrichten ihren triumphalen Höhepunkt – wir haben endlich jemanden gefunden, der stur genug ist, um sich das alles aufzuhalsen. Und zusätzlich intelligent genug, um eine Riesenhilfe zu sein für alle Ex-Krigas, die jetzt Arbeit suchen oder sich fragen, was sie als nächstes tun sollen. Meine Damen und Herren, ich präsentiere: Johalen!!!«

Unleha kündigte ihn an wie den Star des Jahres. Johalen winkte und grüßte freundlich und bescheiden, aber die Musik schwoll an und die Menge brach in so übertriebenen Jubel aus, dass Johalen schließlich lachte und nachgab. Mit über dem Kopf verschränkten Händen grüßte er nach links und rechts wie ein Champion im Weitwurf von Baumstämmen.

Rebonya pfiff leise durch die Zähne. »Meiner Treu«, flüsterte sie und trat näher zu Konelle. »Da habt ihr echt ins Schwarze getroffen. Eine Menge Leute in der Kaserne vertrauen Johalen. Er war beliebt, als Leutnant. Und wenn es jetzt einen Platz zum Schlafen gibt plus Johalen, der einem hilft, in ein neues Leben zu finden: das ist eine echte Alternative. Ich bin sicher, dass ganz schön viele Krigas tatsächlich gehen werden. Jetzt, wo sie wissen, wohin.«

* * *

Die Morgenluft war frisch und wunderbar und die Vögel hätten sich keine bessere Art vorstellen können, den Tag zu beginnen. Lange vor Sonnenaufgang hatten sie begonnen, ihre Zustimmung kund zu tun, ein überschwängliches Willkommen zu rufen, das sie mit Amalai teilten, als sie in einen Garten voll glitzernder Tautropfen hinaustrat.

Tief in Kommunion mit zarten Ranken und dunkler, aromatischer Erde, mit verwelkten Blüten und reifenden Früchten, erwachte Amalai erst dann aus ihrer Versunkenheit, als ein sanfter, vertrauter Klang

sich in ihr Bewusstsein wob. Eine Laute. Nur ein paar vereinzelte, verträumte Töne. Doch das war klar genug. Ein Lächeln stieg in Amalais Augen. Sie wischte die Erde von ihren Knien und ging ins Haus.

Lahoon schimmerte blau und pfauengrün zwischen den verknuddelten Laken, als er sich halb wach auf der Dachterrasse räkelte. Er öffnete seine Augen bloß einen Spalt, gerade weit genug, um Amalai ein warmes Leuchten zu schenken, während sie ihre Tücher zu Boden fallen ließ. Sie glitt zu ihm unter die Decke. Lahoon war warm, weich und kuschelig, und schnaufte erstaunt, als Amalais kühle Glieder voller Morgentau und Garten an seine Haut stießen. Aber dann gefiel es ihm, und er schmiegte sich enger an sie, die Nase tief in ihren dunklen Locken.

Amalai konnte sein Lächeln an ihrem Hals spüren, und die zarte Liebkosung seiner Haut auf der ihren. Lahoon begann zu summen, dann leise zu singen, eine weiche, glückliche Melodie, die verspielt über die Terrasse perlte.

Amalai atmete seine Gegenwart ein wie den Duft von Blüten und Erde. Seine glatten Glieder berührten ihren Körper, streichelten ihre Haut, nährten ihre Seele. Seine Harmonien durchliefen sie, wie sanfte Wellen einen See, bei dem das leise Lecken am Ufer nur das Gefühl der Ruhe und des Friedens vertieften. Genüsslich ließ Amalai ihre Lippen über Lahoons Hals gleiten, über seine runde Schulter. Sie zog das Laken hinunter zu seiner Hüfte, sah das Morgenlicht blau auf der samtigen Haut schimmern. Ihre Finger fuhren Schmetterlingsmuster in Kuhlen und Rundungen nach, moosgrün und himmelsblau. Ihre Lippen wanderten über Lahoons Brust. Als Amalai das Laken noch tiefer zog und ihre Hand über die lange, flache Kurve des Schenkels wanderte, veränderte sich Lahoons Melodie. Mit einem tiefen, zufriedenen Brummen fuhren seine Hände über Amalais weichen Körper, seine Lippen über die ihren, bis das Seufzens des Genusses und die leisen Schreie der Lust das einzige Lied der Welt wurden.

Warm und entspannt lag Lahoon auf dem Rücken, das Licht des Morgens im Gesicht. Sein Haar wand sich in winzigen wilden Strömen um seinen Kopf, ein Rätsel aus verwirrten kleinen Flüssen, die verspielt umeinander herum flossen statt geradewegs weiter zum Meer. Die Luft trug ihm würzige Gerüche zu, Geschichten von wilden Blumen und fernen Bergen, von zarten Kräutern und traurem Heim.

Amalai war auf Lahoons Brust niedergesunken, fühlte seinen Atem, das sanfte Heben und Senken seiner Rippen unter ihr, und die wärmende Sonne auf ihrem Rücken. Ihre Finger träumten in tiefblauen Meeren und grünen Wäldern auf Lahoons Schulter während Amalai tief in der Kehle summte, oder vielleicht schnurrte.

Mit halb geschlossenen Augen ließ Amalai ihren Blick durch die offene Tür ins Haus gleiten, auf das warme Braun des Holzbodens im Atelier, auf die märchenhaften Gestalten, die ihr aus den Bilderrahmen entgegenblickten.

Dann stutzte sie. Doch gleich darauf vertiefte sich ihr Lächeln. Und der Schatten zwischen den Staffeleien auch.

Amalai streckte die Hand aus.

»Verlem«, murmelte sie, ihre Stimme noch warm und rau vor Sinnlichkeit. »Komm zu uns.«

Verlem trat aus dem Dunkel und näherte sich in kleinen, vorsichtigen Schritten. Er kniete neben ihnen nieder, seine Haut weiß und fahl wie der Mond am Morgenhimmel.

Lahoon wandte den Kopf, seine Augen noch voller Freude und Wollust. »Willkommen«, murmelte er, und ein langsames, laszives Lächeln schlich durch seine Stimme. Er nahm Verlems Hand und führte sie an die Lippen. Lahoon küsste die zarten Finger, einen nach dem anderen, und ließ sie dann sanft über seinen Hals gleiten, bis hinunter zu seiner Brust, wo Amalai Verlems zierliche Hand mit ihrer eigenen bedeckte.

»Komm, mein Geliebter, mein Lehrmeister«, hauchte Lahoon. »Komm und erkunde die Wunder der terrenen Welt mit uns. Die Wunder der Fay. Die Wunder von Liebe und Magie.«

Er blickte Verlem in die Augen. »Kannst du nun bei uns sein?« Lahoon lockte, bettelte.

Verlem schenkte ihm ein geheimes Lächeln, ein schimmerndes Licht tief in seinen Augen, das glomm wie ein Versprechen, wie ein offenes Portal.

»Ja.«

Sehnsucht und Erfüllung wallten durch Lahoons Stimme, eine Vorahnung sinnlicher Freuden und mysteriöser Reisen.

»Dann ist dies der Anfang?«

»Ja.«

~ ~ ~ Der Anfang ~ ~ ~

Vielen Dank für die gemeinsame Reise!

Wenn Dir der Roman gefallen hat,
sag' es bitte weiter!

Poste und schreibe Rezensionen
auf deinen jeweiligen Plattformen...

Möge dieses Buch zu den richtigen Menschen finden,
und die richtigen Menschen zu diesem Buch!

DER ZAUBER DER FREIHEIT

Der Himmel dehnte sich endlos über dem weiten Hochland, bis hin zum Schimmern schneebedeckter Gipfel am Horizont. Ein kalter Wind blies Enim ins Gesicht, trieb Tränen in seine Augen und Haare in seine Stirn. Hoch über ihm schrie ein Falke.

Enim schloss die Arme fest um seine Brust. „Es sind Kinder!“

Die Anspannung der letzten Tage hatte sich in Enim angestaut. Seine Stimme war von einem Beben durchdrungen. „Warum sind sie nicht in einer Lernlaube?“

Kaya warf ihm einen schrägen Blick zu. „Warum gibt es keine Kinderlauben in Shebbetin? Warum keine Heilung für die Kranken? Warum nicht einmal Kontakt zur Außenwelt?“

Enims Gesicht war blass, grimmig wie das eines Menschen, der mit wilder Entschlossenheit einen heißen Deckel auf einen Dampfkessel nieder drückt, ungeachtet aller Schmerzen.

„Ja, warum nicht? Warum nicht?!“

Kaya zischte. „Weil wir noch nicht dafür gesorgt haben.“

„Aber wir haben dafür gesorgt!“ Enim explodierte. „Das haben wir! Der Wandel ist vierzig Jahre her! Und genau darum ging es! Um ein gutes Leben für alle! Wir haben es geschafft! Wir wissen, dass es geht. Also warum nicht hier?“

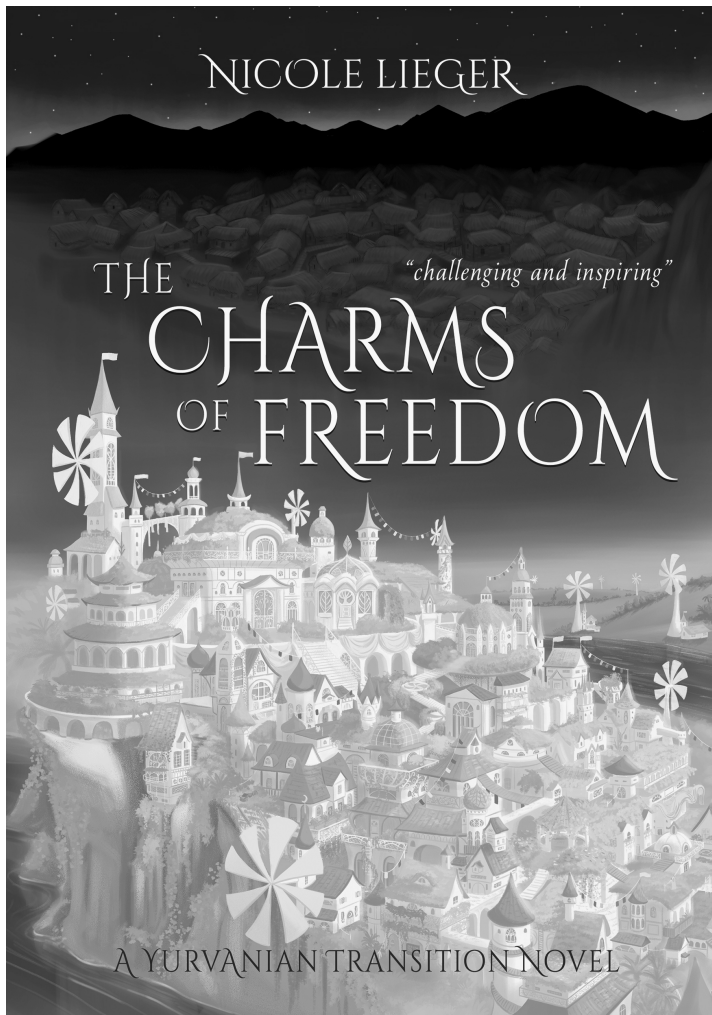
Kaya sah ihn mit schmalen Augen an. „Ja!“ flüsterte sie.

„Ja, was?“ schrie Enim in wütender Anklage, in rasender Verteidigung der Grundfesten seiner Welt. „Das ist doch nicht möglich! Es kann nicht sein, dass eine ganze Region, mit tausenden Menschen, vom Wandel ausgeschlossen ist! Ich werde das nicht akzeptieren!“

Enim deutete mit drohendem Finger direkt auf Kayas Brust. „Wir haben Regeln in unserem Land. Und Leute und Institutionen, die dafür zuständig sind. Es gibt keinen Grund, warum das Leiden der Menschen hier nicht beendet werden sollte. Es kann getan werden. Es muss getan werden!“

Seine Hand ballte sich zu einer Faust.

„Jetzt.“



Jetzt lesen:

DER ZAUBER DER FREIHEIT

EIN YURVANISCHER WANDELROMAN

Read Now:

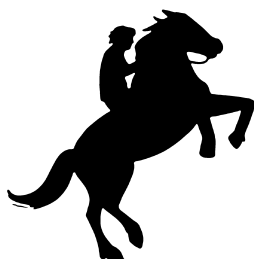
THE CHARMS OF FREEDOM

A YURVANIAN TRANSITION NOVEL



Lust auf mehr?

Es gibt eine Bonus Geschichte!



Dafür einfach beim Newsletter anmelden auf:

nicolelieger.eu



Über die Autorin

Nicole Lieger kommt aus den Sozial- und Geisteswissenschaften und hat sich erst der Kampagnenarbeit zu Menschenrechten gewidmet, dann dem Management von NGOs und der Entwicklung von Organisation und Mensch.

Ihre Themen reichen von Tiefenökologie bis Restorative Justice, von materieller Einfachheit bis zu innerem Reichtum, von Kulturwandel bis zur Verbindung von Mittel und Zweck in der politischen Arbeit.

Wenn sie nicht gerade an der Uni unterrichtet oder Romane schreibt, übt sie mit Leidenschaft neue Alltagspraktiken im Einklang mit einer lebendigen Erde und einer erstaunlichen Menschheit.

Und freut sich über Kontaktaufnahme! Bitte einfach schreiben...

